N° 203.

Turc. 96 m (2

164

<36601385180014

<36601385180014

Bayer. Staatsbibliothek

Gemälde von Konstantinopel

von

Fr. Murhard.

Zweiter Band.

Penig und Leipzig 1804.
bei F. Dienemann und Comp.

Wbt/66/75

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gemälde
von
Konstantinopel.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebenzehntes Kapitel.

Bemerkungen über die Begleitung durch einen Janitscharen. — Scheinbare verschiedene Wirkung des Kaffees in Europa und in der Levante. — Die arabischen Plauderer in den Kaffeehäusern. — Menagerie des Großherrn. —

Den andern Tag machte ich beim Frühstücke Gesellschaft mit einigen Fremden, um verschiedene Merkwürdigkeiten von Konstantinopel zu besehen. Ein Peraer erbot sich uns zu begleiten, rieth uns jedoch, einen Janitscharen mitzunehmen, weil wir unter dessen Schutz sicher vor allen Avanien und mit mehr Ansehen überall einhergehen könnten. Wir fügten uns gern in diesen Wunsch unsers Freundes und bald war der verlangte Muselmann

da, ein großer starker Mann, nur mit einem Stab bewaffnet, zwar ernsthaft, aber doch höflich nach morgenländischer Art.

Fremde, welche noch unbekannt mit den Sprachen und Sitten der Hauptstadt sind, thun allezeit am besten, einen solchen Janitscharen zum Führer und Geleitsmann anzunehmen, wenn sie Konstantinopel besuchen wollen, denn durch ihn sind sie gegen alle Gefahr geschützt. Zugleich achtet das gemeine Volk diejenigen Franken weit mehr, welche eine solche Begleitung haben und niemand wagt es, sich an ihnen alsdann zu vergreifen. Man kann solcher Janitscharen sogleich eine Menge bekommen, denn Müßiggänger giebt es kaum an einem Orte so viele als hier. Nur an irgend einen Peraer Bekannten braucht man sich zu wenden, dieser wird einem ohne Mühe eine solche Person verschaffen, worauf man sich verlassen kann.

Indessen ist man dennoch genöthigt, noch allezeit jemanden mit sich zu nehmen, der den Dollmetscher abgeben kann, denn der Türk versteht keine andere Sprache als türkisch und

man würde sich also ohne Hülfe ihm nicht einmal verständlich machen können. Auch habe ich noch das dabei zu erinnern, daß eine solche Begleitung für einen einzelnen Mann etwas kostspielig ist, denn wir gaben dem Janitscharen für seine Mühe an diesem Vormittage ein doppeltes Piasterstück und dies ist das gewöhnliche Trinkgeld, wie unser Peraer uns versicherte. Freilich wird man unter so vielen tausend armen Janitscharen auch einen oder den andern finden, für den ein halber Piaster genug ist, aber wer kann wissen, ob er ein sicherer Mann ist. Wenn Kaufleute einem Franken einen ihnen bekannten Türken verschaffen; so wollen sie beiden zugleich einen Dienst thun und man würde daher gegen diese verstoßen, wenn man seinem Begleiter nicht noch mehr geben wollte, als er verlangte. Wer oft sich solcher Janitscharen bedient, dem kosten sie bisweilen mehr als die Fiakers in Paris oder Wien.

Als wir unsern Janitscharen benachrichtigt hatten, wohin wir zuerst unsern Weg nehmen wollten, ging er gravitätisch vor uns her,

ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Mit Worten war er so sparsam, daß er unsre Fragen allezeit sehr kurz und abschneidend beantwortete. Der Stolz der Türken sticht auch noch bei denen hervor, welche doch von Franken abhängig sind. Für Naturschönheiten hatte er übrigens so wenig Empfänglichkeit, daß er gar nicht einmal ahndete, daß eine Gegend der Erde schöner seyn könne als die andere. Wir wollten aus wirklicher Neugierde mancherlei Erkundigungen über die Hauptstadt und die türkische Monarchie bei ihm einziehen, allein dazu war er der Mann gar nicht. Er schien sich vielmehr zu verwundern, wie wir dazu kämen, uns um Dinge zu bekümmern, die uns nichts angingen und, war es Verachtung oder Trägheit, oder Unwissenheit, ich weiß es nicht — genug er gab allezeit unbefriedigende oder gar keine Antworten.

Neugierde ist eine Eigenschaft, die den Türken am wenigsten zukommt, sie nehmen schlechterdings an nichts Antheil als was sie zunächst interessirt, aber dafür erwarten sie

auch das nämliche von denen, mit welchen sie zunächst umgehen. Wie sehr unterscheiden sie sich dadurch von den Franzosen, wie geschäftig sind doch diese, sich nach allem zu erkundigen, was die Personen angeht, die in nähern oder entferntern Verhältnissen mit ihnen stehen. Wirklich in diesem Stücke sind die Pariser und Konstantinopolitaner wahre Antipoden. Ich lebe kaum einen Tag in dem Zirkel einer französischen Familie und schon weiß man am Abende so viel von mir, als ich vielleicht selbst weiß, unter Türken kann ich ein Jahr mich befinden und man wird mich bisweilen nicht einmal um den Namen meines Vaterlandes gefragt haben.

Es war gegen 11 Uhr, als wir in der Hauptstadt anlangten. Unser Begleiter führte uns in ein überaus niedlich eingerichtetes Kaffeezimmer, um uns von diesen Anstalten eine Idee zu geben. An den Wänden saßen mit untergeschlagenen Beinen auf den Divans eine Menge Muselmänner, ernsthaft und feierlich, als sollte die wichtigste Audienz gegeben werden. Mit großem Geräusch schlürften

sie das schwarze Getränk hinunter und dann griffen sie wieder zu den langen Pfeifen. Niemand sprach, jedermann blickte nur vor sich hin, kaum wurden wir beim Eintritt bemerkt.

Nichts ist auffallender als so etwas für den Europäer. In der ganzen Christenheit hat der Kaffee das Eigne, die Geister und die Zungen lebendig zu machen, in der Türkei scheint er eine entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Daher bei uns in den Kreisen der eleganten Welt die berühmte Beredsamkeit des schönen Geschlechts, wenn dieser dunkle Begeisterungsquell das Werkzeug ihrer Sprache und sein Duft ihre Geruchsnerven berührt, daher die mannigfaltige Redseligkeit der Hofleute und Petits-Maitres, die bei den sonst so leeren Köpfen derselben oft kaum erklärbar ist, aber daher auch bei den Türken die Frucht des umgekehrten Effekts, das stille unthätige Hinbrüten in ununterbrochener Gedankenlosigkeit, die Tendenz nach Ruhe in allen Gemüthern beim Genuße des Mokkaknasters und Kaffees.

Aber dagegen findest du auch in dem Kreise von Türken nicht den leisesten Hang zur Persiflage, die in der großen Welt unter uns so unerschöpflich ist, keine Klatscherei, die sich wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund verbreitet, keine bittern Sarkasmen, die dem Europäer das Leben oft so mühselig machen, keine Ausladung von Galle, keine Neckereien und Ströme von Spott. Hier läßt jeder ruhig den andern seinen Kaffee trinken und denkt nicht einmal daran, seinem Nachbar das liebliche Getränk zu versalzen oder ein Füllhorn von Wermuth in die schöne japanische Schaale noch hinzuzugießen. Hier in Konstantinopel findet der Epigrammenschmidt nicht einmal Gelegenheit, der durch den Kaffee erweckten Zungenregsamkeit zu spotten, hier scheint derselbe durchaus der Eigenschaft beraubt zu seyn, einen Ausbruch durch Worte suchen zu müßen. Ich bin unschlüßig, welche von beiden Wirkungen des beliebten Getränks ich der andern vorziehen soll, am Ende möchte es wohl darauf hinauskommen, daß keine von beiden Tadellos sey und die Mittel-

straße auch hier als die beste sich bewähren würde.

Aber nun öffneten sich die Thüren und wir waren Zeugen eines geräuschvollen Schauspiels, das sonderbar gegen die vorige Stille im ganzen Zimmer kontrastirte. Es traten nämlich ein paar Araber herein, auf die buntscheckigste Weise gekleidet und mit Federn auf dem Turban geziert, diese stellten sich in die Mitte hin und fingen darauf eine so lebhafte Unterredung unter den mannigfaltigsten Gebehrden an, daß man jeden Augenblick glauben konnte, am großen israelitischen Bettage mitten in einer Judenschule sich zu befinden.

„Sind diese Leute Narren oder Wahnsinnige oder Komödianten" — fragte ich unsern Begleiter, da ich noch immer nicht begreifen konnte, was sie eigentlich durch alle ihre Anstrengungen bezwecken wollten. „Das letztere, antwortete er, noch am meisten" — und nun fing er an, uns im Detail zu erzählen, was es damit für eine Bewandniß habe.

Da die Worte in der türkischen Sprache meistens rein und mit vollem Munde ausge-

sprochen werden, die in der arabischen hingegen im Halse und in der Kehle; so lauten die Töne der letztern den Türken so sonderbar und fremdartig, daß es ihnen bisweilen Vergnügen macht, dies arabische Geschraubel eine Weile anzuhören. Große Türken lassen daher nicht selten, einige arme Araber zu sich rufen, um sich an ihren Reden zu belustigen und dafür erhalten diese dann eine Belohnung.

Viele arme Araber haben dies endlich in Konstantinopel als eine neue Erwerbsquelle anzusehen gelernt, und leben nun zum Theil davon, daß sie die öffentlichen Versammlungsorte der Türken besonders die Kaffeehäuser besuchen, dort unter einander mancherlei Gespräche mit Lebhaftigkeit und Interesse halten und endlich dafür sich bezahlen lassen.

Merkwürdig war es auch für uns, diese hitzigen Dialogen mit anzuhören, wobei die Redenden häufig die Gesichter verzogen und die gefährlichsten Mienen machten, gleichsam als hätten sie Dinge von der größten Wichtigkeit mit einander abzuthun. Doch nach einer

Weile ermüdete es uns, denn es gehört wirklich der phlegmatische Sinn der Türken dazu, eine solche Szene lange auszuhalten. Wir verstanden die Sprache nicht, in der sie zänkend und lärmend gegen einander tobten, allein der Gegenstand ihrer Unterredung mußte doch wohl komisch seyn, da ich mehrere der anwesenden Türken und selbst unsern ernsthaften Achates lächelnde Mienen machen sah. Vielleicht aber zwangen ihnen auch wohl nur die erstaunliche Redseligkeit dieser Leute, die burleske Manier, worin sie ihre Sachen vortrugen und die sonderbaren Laute ihrer Sprache ein Lächeln ab, das sonst selten ihre Gesichter zu erheitern pflegt.

Nachdem jeder von uns daher eine Tasse Kaffee zu sich genommen hatte, warfen wir den armen Arabern einige Parahs in die Büchse und entfernten uns, um den Zweck unserer heutigen Überfahrt zu erfüllen. Unsere Hauptabsicht war, die Sophienkirche von innen in Augenschein zu nehmen, welches jedem Franken zu einer Zeit, wo kein Gottesdienst darin gehalten wird, erlaubt ist. Das

Geld, das dafür nach Umständen bezahlt werden muß, ist nicht soviel, als daß es den Wißbegierigen abschrecken könnte.

Unser Janitschar war abgesandt, um uns die Erlaubniß auszuwirken, aber er kam bald zurück mit der niederschlagenden Antwort, daß es heute nicht anginge. Den Grund davon sagte er nicht und wir konnten ihn auch nicht von ihm erfahren, so oft wir ihn darum fragten. So mußten wir also für heute auf eins der vornehmsten Vergnügen, das uns auf dem ganzen Spaziergange schon vorgeschwebt hatte, Verzicht thun und fast hatten wir unsern Türken umsonst mitgenommen.

Wir wollten indessen doch das Äußere des berühmten Gebäudes anschauen, welches uns niemand verhindern konnte und staunend sahen wir den Prachtkoloß, wie er sich majestätisch erhebt über alle Palläste und Häuser, die in nahen und weiten Entfernungen um ihn ausgebreitet liegen. Soll ich den ersten Eindruck hier schildern, den der Anblick der Sophiendschamie in meinem Gemüthe machte? — Doch nein, da, wo ich ausführlich han-

deln werde von einem der ersten Gebäude der Welt, das Menschenhände und menschliche Kunst gleichsam aus dem Nichts hervorlockten, da finde der Leser alles beisammen, was ich in seiner Nähe dachte, empfand, sah, beobachtete. — Eben so wenig rede ich jetzt von dem ein Jahrtausend schon gerühmten Hippodromusplatze, den ich heute nur flüchtig durchwandern konnte. Schöne und große Gegenstände müßen, gleich Meisterstücken von Gemälden, öfter besucht, gesehen, betrachtet werden, ehe man ihre Tiefen und Reize in vollendetem Kreise zu erkennen und seine Empfindungen und Gedanken darüber andern mitzutheilen vermag.

Um uns einigermaaßen für den entbehrten Genuß zu entschädigen, that uns unser Peraer Freund den Vorschlag, die Menagerie des Großherrn zu besehen. Die meisten von uns hatten schon dergleichen kostbare Anstalten bei mehrern europäischen Fürsten besucht, um so neugieriger mußten wir seyn, etwas Aehnliches in der Türkei in Augenschein zu nehmen. Es sind hier alle öffentliche und Pri-

vateinrichtungen sosehr verschieden von allen denen, die man in Paris, London, Wien, Neapel . . . . . . sieht, sollte diese Verschiedenheit nicht auch in Ansehung einer türkischen Menagerie statt finden, dachten wir, und damit folgten wir ohne Widerrede unserm Führer zu dem Gebäude hin, worin die wilden Thiere des Sultans aufbewahrt werden.

Es liegt nicht fern von der Sophiendschamie und dem Hippodromus und sieht mehr einer Felsenkluft, in deren Öffnung ein Thor befestigt ist, als einem Hause ähnlich. Wir treten hinein, alles ist dunkel um uns herum, nur ein schwacher Lichtschimmer kommt von der Seite der Straße, im Hintergrunde ist nicht einmal eine Öffnung ins Freie, vielweniger ein Fenster. Dicke Mauren umgeben uns von allen Seiten, das Thor, wodurch wir gekommen waren, ist der einzige Ein- und Ausgang. Es war als stiegen wir in ein moderndes Grab.

Jetzt umfangen uns Kettengerassel und ein fürchterliches Geräusch der wüthend sich em-

vorhebenden Bestien, nahe und fern tönt uns ein Gebrüll von blutdürstigen Thieren entgegen. Verpestet war die ganze Luft, die wir athmeten und wohin die Nase ihre Richtung nahm, ward sie gefoltert und gequält. Es hätte nicht viel gefehlt, und wir hätten uns hier eine Weile einbilden können, der Menschenfabrikant Prometheus habe uns Hyperboreern diese Geruchkanäle blos zum Spott angesetzt, um sich über uns recht lustig machen zu können.

Doch Rechts öffnete sich ein Verschlag und wir sahen da ein brennendes Feuer auf einem Heerde. Einer der Thierwärter steckte hier ein mit Harz bestrichenes Stück Holz an und brachte bald ein Helldunkel in die schauerliche Raubhöhle. Nun konnten wir etwas deutlicher vor und neben uns hin sehen, aber dagegen wurden die Sinne noch mehr als zuvor betäubt durch das schreckliche Gebrüll, das die Thiere beim Anblick des brennenden Holzes erhuben und welches um so grausender war, je verschiedenartiger es erscholl.

Wir waren jetzt im Stande zu erkennen, daß wir uns vor einem starken hölzernen Gitterwerke befanden, das fast in einem Halbkreise bis zum Hintergrunde des Gewölbes fortlief und von der parallel neben ihm hin sich erstreckenden Mauer nur durch einen schmalen Pfad getrennt war, auf welchem man rund herum von einer Seite zur andern gehen konnte, um die verschiedenen Thiere in Augenschein zu nehmen.

Diese waren ebenfalls durch Gitter von einander getrennt und lagen in ihren Behältern durch starke Ketten angeschmiedet, die so beschaffen waren, daß sie die Freiheit hatten, sich zehn bis zwölf Fuß von ihrem Orte zu entfernen. Wir besahen ein Thier nach dem andern, jedes mal trat einer der Wärter mit dem brennenden Holze vor das Behälter, um uns dasselbe zu erleuchten. Aber die Dunkelheit war so groß, daß wir uns dicht an das Geländer anschmiegen mußten, um durch dessen Öfnungen unsere Gegenstände deutlich zu erblicken. Zum Glück waren die Thiere dergestalt befestigt, daß sie insgesamt ein paar

Schritte vom Gitter entfernt bleiben mußten, sonst hätten wir für unsern Vorwitz gut bestraft werden können.

Aber es hielt schwer, die Thiere genau zu betrachten, da sie wegen des ihnen genäherten Feuerbrandes so unruhig wurden, daß sie nicht einen Augenblick auf einer und derselben Stelle verweilten, einige wurden sogar so grimmig, daß sie sich von den Banden loszureißen und wüthend über uns herzufallen drohten. Übrigens muß man die beiden Türken loben, welche die Aufsicht über diese türkische Menagerie hatten, sie waren zwar sehr armselig gekleidet, aber freundlich und bereitwillig zu allem, was wir von ihnen verlangten. Darin schienen sie ganz das Gegentheil von unserm Janitscharen zu seyn.

Wir sahen zuerst einen majestätischen Löwen von ziemlicher Größe, der sich in einem Behälter zunächst am Eingange befand, er war von allen in diesem Gebäude aufbewahrten Thieren noch das ruhigste, denn er lag furchtlos auf der Erde, seine beiden Vorderbeine

vor sich hinstreckend und uns nur von Zeit zu Zeit anstierend.

Neben ihm erblickte man in einem andern Behälter zwei Wölfe, die begierig einen Hammel zernagten, der ihnen in zwei Stücken roh vorgeworfen war. Beide erhuben ein unausstehliches Geheul, da wir uns ihnen näherten. Hierauf traten wir zu einem andern Behälter, wo uns eine zornige Hyäne mit blizzenden Augen angrinzte. Es war eine widrige Empfindung, die sie mir einflößte.

Auf die Hyäne folgte ein Tiger, der in seinem ganzen Wesen einen unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth und Grausamkeit verrieth. Er bewegte sich an der Kette mit einer solchen Schnelligkeit von einer Seite zur andern, daß einem unwillkührlich die Furcht anwandelte, es möchte ihm gelingen, sich loszureißen.

Alsdann kam ein Behälter, worin ein Löwe und eine Löwin haußten. Letztere übertraf erstern bei weitem an Größe. Eine Zibetkatze war ebenfalls in einem hölzernen Gitter, welche sich sehr wild stellte.

Wir begaben uns darauf zur andern Seite und sahen da noch einen Panther, zwei kleine Löwen, eine wilde Katze, drei Füchse, einen Luchs, einen Leopard und zwei Chakals. Dies war das ganze Personale der wilden Thiere in diesem Gebäude. Sie sind meistens Geschenke, welche dem Großherrn aus Asien oder Afrika, von den Paschen in Syrien, Mesopotamien, Ägypten oder von den Deys der Raubstaaten verehrt wurden und die man als solche hier zu Tode füttert. Bei uns dienen Menagerien lebender ausländischer Thiere den Liebhabern der Naturkunde zur Bereicherung ihrer Kenntnisse, hier hat man für solche edlere Zwecke keinen Sinn, höchstens sind sie dazu bestimmt, die Magnifizenz des Herrschers an den Tag zu legen oder man unterhält sie, weil sie als Proben der Unterthänigkeit mächtiger Vasallen einen Werth haben.

Mich wundert nur, wie diese in ihrem ungebundenen Zustande an die freie Natur gewöhnten Thiere in diesem ungesunden, mit verpesteter Luft stets angefüllten Gebäude so lange ihr Leben fristen. Ich beklagte die Wär-

ter, die sich oft hier aufhalten müßen, mir wäre es nicht möglich gewesen, ohne krank zu werden, einige Tage darin zuzubringen. In der That, der Morgenländer hat seltsame Begriffe von der Ehre seines Herrn! Man soll in dieser Aufbewahrung vieler wilden Thiere seine Größe erkennen, ich habe darin nichts wie seine Barbarei gesehen. —

In dem dunkeln Gange, der uns um die Thierbehälter herumführte, erblickte ich schon von fern hellglänzende Erscheinungen, die eine gewiße Schaudererregende Wirkung in dieser Finsterniß aufs Gemüth machten. Ich trat näher und fand mehrere weiße Geribbe, die hier aufgehängt waren. Die Aufseher nahmen sie herunter und zeigten sie uns in der Nähe; merkwürdig war mir besonders der Kopf eines Nilpferdes, wenigstens gab man ihn dafür aus und in der Düsternheit war es kaum möglich, sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen. Auch die Haut eines Girafen ward uns gezeigt.

Wir gaben den Türken, welche uns diese Naturseltenheiten mit Bereitwilligkeit gezeigt

hatten, einen halben Piaster, mit dem Vorsatze, diesen Ort nie wieder zu besuchen, so lange wir uns auch in Konstantinopel aufhalten würden, und so eilten wir zum Hafen zurück, drückten unserm Janitscharen sein Honorar in die Hand und erreichten ermüdet das Hotel, wo wir schon die Mittagstafel gedeckt vorfanden.

Achtzehntes Kapitel.

Öffentliche Spazierplätze der Franken in der Nähe von Pera. — Beschreibung des Wegs zum größten derselben. — Schlechter Zustand des Ackerbaues in den Environs der Hauptstadt. — Der Hunde Marstall des Großherrn. — Avanien, denen die fränkischen Frauenzimmer ausgesetzt sind. — Art der Belustigung auf den Leichenfeldern. —

Die Franken in Pera haben in den Environs der Vorstadt mehrere öffentliche Spazierplätze,

die an Festtagen besonders häufig besucht werden. Man denke aber nicht, hier englische Parks, Alleen oder künstlich gebaute Grotten, oder reizende Baßins und Wasserfälle, wie in der Nähe unserer neueuropäischen großen Städte, zu finden, nein von allem diesem giebt es in den Umliegenheiten von Konstantinopel nichts. Zwar haben viele Privatpersonen schöne große Gärten nach brittischem und holländischem Geschmack, worunter ich besonders den dänischen Geschäftsträger Baron Hübsch als einen thätigen Verehrer der Flora und Pomona auszeichne, aber alles dieses ist doch nichts für's größere Publikum. An den üppigen Ufern des thrazischen Bosporus scheint man alles der Natur überlassen zu wollen, aber ihre unendlichen Schönheiten übertreffen auch auf diesem Boden und unter diesem Himmel tausendmal alle Werke der Kunst und der geschicktesten Menschenhände.

Ein humoristischer Franzos, der zwar noch Gefangener war, aber doch, gleich den andern, die Freiheit hatte, den Tag über das Palais zu verlassen, in welchem ihm und vie-

len seiner Landsleute von der türkischen Regierung die Wohnung angewiesen war, lud mich ein, an dem heutigen schönen Sommertage den vornehmsten öffentlichen Versammlungsort im Freien nahe bei Pera in seiner Gesellschaft zu besuchen, weil ich, nach seiner Versicherung, da einen großen Theil der hiesigen beau monde antreffen würde. Ich nahm dieses um so ehr an, da ein solcher Spaziergang nicht wenig dazu beitragen konnte, mir eine allgemeine Idee von der Peraer eleganten Welt zu verschaffen.

Es war zur angenehmsten Stunde, als wir unsern Weg von dem Hotel dahin antraten. Schon sanken längere Schatten, sanft war der westliche Himmel umwölkt und die Sonnenstrahlen schienen ihre sengende Kraft verlohren zu haben. Nachdem wir die Hauptstraße der fränkischen Vorstadt zurückgelegt hatten, öffnete sich eine Aussicht in weite Fluren. Rechts hatten wir noch eine Zeitlang öffentliche Gebäude der Muselmänner, denn hier sind eine große türkische Schule, worin Lehrer und Zöglinge wohnen, das sogenannte

Galataserail, ein langes Haus für die Köche des Serails, welche durch ihre wie Zuckerhüte gestaltete braune Mützen ohne Turban kenntlich sind und mehrere andere orientalische Palläste, die dem Großherrn angehören. Auch die Hauptwache für diesen Theil der Stadt befindet sich am nördlichen Ende von Pera, worin viele bewaffnete Janitscharen zu sehen waren. Aber links fiel noch das Auge auf ein schönes Grabmahl, ein wohl verzierter Pavillon nebst einem künstlich gebauten Brunnen mit kühlendem Wasser verherrlichten da das Andenken des Entschlafenen.

Unser Weg ging nun immer gerade aus und sanft bergan, aber je höher wir stiegen an grüner Wiesenfläche, um desto reizender öffneten sich linker Hand die anmuthigsten Thäler im goldenen Glanze der Sonnenbeleuchtung, dagegen schwammen farbenwechselnde Düfte um die Fernen in lieblicher Harmonie dem Auge entgegen. Auf den Hügeln standen Rechts eine Reihe bunter theils halb theils ganz bedeckter leichter Leiterwagen mit Pferden, Mauleseln oder Büffeln bespannt,

die Zugthiere waren mit Blumen und Bändern geschmückt. Ich dachte anfangs, es sey hier ein Fest, etwa eine Hochzeit, vor, aber ich erfuhr bald, daß die türkischen Frauenzimmer allezeit in solchen Fahrzeugen fahren, und daß diese hier eins ihrer Standquartiere haben und, wie die Fiakers in großen Städten bei uns, zu vermiethen sind.

Links erblickte ich eine weite Strecke Ackerland, worauf türkischer Waizen gezogen wurde. Mehrere Bulgaren waren beschäftigt, das Feld auszustellen. Armselig ist ihr Geschirr, nicht einmal Eisen am Pfluge, eben so armselig sind die schwarzen Büffel, die die Arbeit verrichten. Da, wo der Despotismus nach seiner gewöhnlichen Politik die Verwaltung des Reichs in den giftigsten Nebel einhüllt, kann der Ackerbau unmöglich gedeihen; der Landmann darbt unter dem schönsten Himmel. So wahr bleibt die Maxime, daß der Despotismus eben das allmählig thue, was innere Unruhen und Empörungen auf einmal in einem Staate in's Werk richten: beide machen jedes Land menschenleer und zu

einer Wüste, nur eins früher und das andere später.

Zur rechten Seite lag uns nun eine große Fläche, welche sich unter mancherlei Erhöhungen und Vertiefungen bis zum Meere hinzog und in unabsehbaren Fernen nach allen Seiten hin mit Grabhügeln, weißen und bunten Leichensteinen besäet war. Hin und wieder standen schattige Gehölze und laubreiche Wäldchen. Das was meine Aufmerksamkeit zuerst an sich zog, waren einige verschleierte türkische Weiber, welche bei verschiedenen Gräbern saßen und theils beteten, theils wehklagten, theils mancherlei religiöse Zeremonien verrichteten. Auch bejahrte Muselmänner fand ich hier traurend über den Verlust ihrer Kinder. Besonders fesselte meine Blicke ein sehr armer Türk mit zerlumpten Kleidern, der neben einem Leichensteine saß, einmal über das andere die Hände über den Kopf zusammenschlug und bitter weinte. Ich hielt ihn Anfangs für einen kranken Bettler und war im Begriff ihm ein Almosen zu reichen; doch mein Begleiter benahm mir den Irr-

thum und benachrichtigte mich davon, es sey ein Vater, der seines Sohnes Grab besuche und an demselben seine Zähren fließen lasse.

Die Straße, worauf sich eine Menge Franken, Griechen und Armenier zu Pferd und zu Fuß befanden, führte gerade weiter fort, denn sie erstreckt sich bis zu den entfernten Vorstädten Tarapia und Bojuckdehreh auf europäischer Seite, wohin man auf derselben zu Lande in ungefähr sechs Stunden kommen kann. Wir aber schlugen einen Seitenweg ein und betraten nun das weite Todtenfeld. Auf der andern Seite der Straße sah man weite Strecken ganz wüst und unbebaut liegender Felder; wer hätte diese in der Nähe einer so großen Bevölkerung gesucht? — wenn man dabei an die Gegend von Paris und London denkt, wie da kein Plätzchen, kein Fußbreit Landes unbenutzt liegen gelassen ist! — Doch wir sind in einem Lande, das unter der eisernen Zuchtruthe des Despotismus seufzt, wer will sich also über dergleichen Erscheinungen wundern? —

Wir sind nun auf dem öffentlichen Haupt-

spazierplatze der Franken in Pera angelangt, denn dies unermeßliche Feld von Grabhügeln und Steinen muß bei Konstantinopel unsere Auen und Parks ersetzen. Es klingt seltsam, wenn man es zuerst hört: ein Todtenhof ein allgemeiner Belustigungsort für Europäer; aber näher betrachtet ist doch das Ding so übel nicht. Zwar ist dieser Platz, der wirklich eine entfernte Analogie mit einer Fläche voll Irr- und Laubengänge hat, weder mit einem Thuillerien- noch mit einem Wiener-Augarten zu vergleichen, aber darum hat er doch so manche Schönheiten, die ihren Grund in Klima und Boden haben, daß man gern darauf einige Stunden verweilt.

Da sich immer Fußpfade und Wege zwischen der unzähligen Menge Grabsteine befinden, auf denen man bequem einhergehen kann, und diese meistens sehr reinlich und auf mancherlei Art verziert sind; so kommt es einem bisweilen vor, als lustwandele man in einem Garten voll von Zierrathen, die da nur zur Lust aufgerichtet seyen. Die vielen Zypressen und andern Baumarten geben reich-

lichen Schatten für die Hitze des Tages und den müden Wanderer nehmen romantische Ruheplätzchen auf, die überall zu finden sind. Mannigfaltige Reize, die aus der Lage der Gegend und ihrer Umliegenheiten entspringen, kommen noch dazu und bilden ein so anmuthiges Ganzes, daß man die Todten, bei deren Wohnungen man vorbeischreitet, leicht vergißt. Wenigstens ist mir, so oft ich auf diesen Todtenfluren einhergieng, niemals, soviel ich mich zu besinnen weiß, auch nur der leiseste Gedanke an Freund Hain in den Sinn gekommen, ob ich gleich nie einen europäischen Gottesacker besucht habe, ohne daß sich mir eine Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Menschlichen und Irdischen aufgedrungen hätte.

Mein Begleiter führte mich, noch ehe wir den größern Versammlungsplatz der Franken betraten, einen Weg Rechts, um mir, wie er sich ausdrückte, vorher noch bei dieser Gelegenheit eine Hauptmerkwürdigkeit an diesem Orte zu zeigen und mich mit dem ganzen Umfange dieses großen Reviers bekannt zu ma-

chen. Auf der Südseite befand sich nämlich ein langes Gebäude, welches hier ganz frei stand, man öffnete ein Thor und wir traten nun in einen langen Stall, worin an den Seiten der Wände der Länge nach eine Menge großer Hunde angekettet waren. Hier werden nämlich die Hunde des Sultans gehalten, welche Theils zur Jagd gebraucht werden, theils Geschenke sind, die dem Großherrn verehrt worden sind, und die er da aufbewahren läßt.

Diese Hunde waren von sehr verschiedenen Raçen, besonders aber zeichneten sich Windspiele und Bullenbeisser von ungeheurer Größe aus. Mehrere Türken haben die Aufsicht über diese Thiere, welche jeden Tag zweimal Fleisch zu fressen bekommen. Übrigens versicherte man mir, es gehöre zum Pomp eines orientalischen Hofs, einen solchen großen Marstall von Hunden zu unterhalten. Auch waren mehrere insonderheit ältere Sultane eifrige Liebhaber der Jagd und von daher mag denn wohl die Sitte kommen, diese Anstalt beständig fortdauren zu lassen, obgleich die Kosten dersel-

ben nicht unbeträchtlich sind und leicht denen gleich kommen können, die die Unterhaltung einer Menagerie reißender wilder Thiere verursacht.

Sobald wir in den Stall hineintraten, raßelte das ganze Korps von Hunden mit seinen Ketten, bäumte sich grimmig und empfing uns mit einem solchen wüthenden Gebell, daß man ganz betäubt wurde und keiner den andern verstehen konnte. Unwillkührlich bemeisterte sich unser Furcht und Entsetzen, wir glaubten unter einen Haufen wilder Raubthiere gerathen zu seyn, welche die Absicht hätten, uns zu zerreißen. Noch immer denke ich, daß, hätten sich ein paar dieser fürchterlichen Hunde von der Kette losreissen können, wir schwerlich lebendig aus dem Hause herausgekommen seyn würden. Kaum Tiger und Hyänen können sich so schrecklich gebehrden als diese Sultanischen Hunde und ihr Betragen muß um so mehr auffallen, da ihre Brüder in den Straßen der Stadt so geduldige und träge Thiere zu seyn scheinen.

Wir drückten einem der muselmännischen Aufseher einige Parahs in die Hand und entfernten uns von einem Orte, der wohl für Jagdliebhaber seine Annehmlichkeiten haben kann, aber in mir mehr Misbehagen als Vergnügen erweckte. Wir waren noch nicht weit fortgegangen als wir ein italiänisches Frauenzimmer mit einer Mannsperson antrafen, welches sich kaum von einem großen Schrecken erhohlt zu haben schien. Ich erkundigte mich nach der Ursache ihrer Bestürzung und ohne Scheu erzählte sie mir ihren Unfall. Sie war in Begleitung ihres Liebhabers unverschleiert aus Pera gegangen, um die große öffentliche Promenade der Franken zu besuchen. Hier auf dem Wege hatte ihr ein insolenter Türk begegnet und mit starker Hand eine Ohrfeige versetzt.

Dergleichen Avanien sind die christlichen Frauenzimmer hier häufig blosgestellt und das Übel ist, daß sie selten Genugthuung für die erlittene Schmach bekommen können. Daher findet man auch die Spaziergänge in der Gegend von Pera immer weit mehr mit

Mannspersonen als mit dem schönen Geschlechte besetzt. Wollen sie aber ausgehen und zwar die Straßen der Vorstadt verlassen; so ist eine Hauptvorsicht, um sich gegen Beleidigungen zu schützen, daß sie sich, soviel als möglich, nach den türkischen Sitten bequemen und daher so weit es möglich am ganzen Körper, besonders aber an Gesicht und Händen verschleiern. Die Italiänerin hatte sich die Schuld selbst beizumessen, warum sie von dem Türken beschimpft worden war: warum hatte sie muselmännischen Augen ein Skandal gegeben? —

Man glaube nicht, daß ein Frauenzimmer sicherer gegen dergleichen Unfälle wäre, wenn sie in Begleitung von Mannspersonen einherginge. Gerade das Gegentheil. Bei den Muselmännern ist es nie gebräuchlich, daß der Mann mit seiner Gattin, oder der Vater mit seinen Töchtern, oder der Bruder mit seinen Schwestern öffentlich spazieren geht, bei ihnen sind immer beide Geschlechter getrennt: Mannspersonen besuchen in Gesellschaft von Mannspersonen und Frauenzimmer in Gesellschaft

von Frauenzimmern die öffentlichen Versammlungsörter, nie beide unter einander vermischt. Desto mehr muß daher den Türken die fränkische Sitte auffallen, nach der selten dem andern Geschlechte der Ausgang ohne Männer verstattet wird und schon dieser Kontrast kann sie zu Avanien reizen.

Noch ungewöhnlicher aber ist für das Gesicht des Muselmanns die Art, wie sich die europäischen Frauenzimmer kleiden. Wollen sie vor die Stadt gehen; so müßen sie ihren fremden Anzug so viel als möglich verbergen und dem türkischen ähnlich zu machen suchen. Man sollte denken, daß bei der Menge der beständig anwesenden Europäer die Konstantinopolitaner-Türken endlich an ihren Anblick gewöhnt würden, allein bei ihnen haben die Vorurtheile dergestalt eingewurzelt, daß sie sie nie ablegen. Besonders wundern sie sich allezeit über den Kopfputz der Europäerinnen, über ihre Handschuh, Taillen, Fußbedeckungen 2c. 2c., aber höchst unanständig finden sie es besonders, daß sie keine Beinkleider tragen. Viele Peraerinnen haben sich da-

her auch in diese Sitte bequemt und tragen jetzt unter den Röcken weite Beinkleider von Baumwolle oder Leinewand.

Je mehr wir uns nun dem allgemeinen Rendezvousplatze der Franken näherten; desto mehr verlohren sich nach und nach die türkischen Leichensteine, bis wir uns endlich auf einer weiten grünen Fläche befanden, auf der hin und wieder Gruppen von Bäumen sichtbar waren, die sich bis zum Kanal hin, gegen den sich die Morgenseite der Ebene neigte, erstreckten. Eine Menge Menschen aus allen europäischen Nationen, mitunter auch Griechen, Armenier und Juden lustwandelten hier, ja es hatten sich sogar ganze Gesellschaften aus der Hauptstadt selber eingefunden, weil die Griechen heute ein Fest feierten. Zugleich waren auch eine Menge Pferde mit europäischen Sattelzeugen zu erblicken, welche sonderbar gegen die auf orientalische Weise aufgezäumten abstachen. Freude und Heiterkeit schien auf allen Gesichtern der Anwesenden zu glänzen.

Hier bildeten hin und wieder auf den Ra-

senplätzen und im Gehölze Gesellschaften von Europäern und Europäerinnen freundschaftliche Zirkel, dort saßen zahlreiche Menschengruppen um eine liebliche Musik herum und vergnügten sich an den harmonischen Tönen derselben. Hier sang ein Chor lustiger Franzosen und Italiäner unterhaltende Gesellschaftslieder, dort übten sich verschiedene Franken im Reiten und Wettrennen. Man warf Bälle, spielte Volanten und Raketten, voltigirte, tanzte, sprang und lief um die Wette. Man hätte sich einbilden können, mitten in Europa zu seyn, hätten nicht hin und wieder morgenländische Trachten zusehr hervorgestochen.

Aber am meisten sammelten sich doch die Menschen um einen Ort herum, der der Mittelpunkt aller Vergnügungen zu seyn schien. Hier war ein Pavillon und in demselben ein türkisches Kaffeehaus, in und um welchen eine Menge Personen saßen, die theils Kaffee tranken, theils Taback rauchten. Allerhand Arten von Eßwaaren, Gebackenem und Früchten waren in der Nähe zu haben.

Man hat von diesem Orte aus eine angenehme Aussicht auf einen Theil des am Fuße der Fläche strömenden Kanals und auf das gegenüberliegende Skutari. Die meisten übrigen Gegenden werden durch mancherlei Erhöhungen auf beiden Seiten dem Auge entzogen. Dies ist der größte Spazierplatz in den Environs von Pera, der auch von den Franken am häufigsten besucht wird, andere Orte gehören schon zu den ungewöhnlichern. Gegen Abend ist die Zeit, wo man sich hier am meisten versammelt und ganz den Genüßen dahingiebt, die man in Europa auf Spaziergängen hat. Da indessen der Ort immer eine halbe Stunde entfernt ist; so ist des Vormittags, wegen der Hitze, der Weg dahin zu beschwerlich. Dann trift man daher die Spaziergänger oft auf dem sogenannten kleinen Todtenhofe an, der sich auf der Westseite von Pera befindet und bis zum Hafen hinzieht; nur hat dieser die Unannehmlichkeit, daß er nicht Schatten genug gewährt, aber er hat doch wegen seiner Lage den Vortheil, daß ein Weg, welcher oben auf demselben hart an der

Vorstadt vorbeiführt, eine allgemeine Straße ist, wodurch man von einem Ende der Frankenstadt zum andern gelangen kann. Dies ist die Ursache, warum man auf ihm, ungeachtet der brennenden Sonnenstrahlen, immer Menschen antrift, die mit Auf- und Abgehen beschäftigt sind.

Einige Stunden waren auf unserm Spaziergange unvermerkt vorbeigeflogen und schon war die Sonne hinter den Horizont gesunken. Ein leichter Abendnebel fing an, das stille Gewässer des Kanals zu umfloren und in Osten wandelte der Mond herauf bei den Skutarischen Gebürgen mit seinem milden Lichte. Es war ein reizender Anblick, sanft und still schien er auf die ruhende Erde herabzulächeln, wie auf den schlafenden Säugling die Mutter. Umweht von zarten Abendlüften, den gewöhnlichen Trabanten der kommenden Nacht, traten wir unsern Rückweg an. Doch vorher warf ich noch einen Blick auf die Gegend gegen Norden. Soweit ich nur sehen konnte, nichts wie Gottesäcker und Leichensteine, zunächst an die türkischen gränzten die der Ka-

tholiken oder Franken und noch weiter nach Mitternacht hin stellten sich die der Armenier dar. Beide unterschieden sich auffallend von den muselmännischen durch die großen Steine und Grabmähler mit europäischen Innschriften und durch die Gattung von Bäumen, womit diese umschattet waren: denn nur Türken haben Zypressen auf ihren Todtenhöfen.

Neunzehntes Kapitel.

Besuch in einem italiänischen Hause zu Pera. — Neue Bekanntschaft. — Abentheuer eines jungen unerfahrnen Deutschen in Konstantinopel. —

In Pera vertritt, wie in den Ländern, worin die römisch-katholische oder griechische Religion herrschend ist, der Namenstag den Geburtstag im nördlichen Deutschland. Er ist ein allgemeines Familienfest; Verwandte,

Freunde, Bekannte kommen, statten ihre Glückwünsche ab, werden mit Kaffee und Süssigkeiten regalirt. Oft wird die Feier des Festes noch durch Musik, Tanz und Gastmähler erhöhet.

An den in Nord-Deutschland gebräuchlichen Geburtsfesten nimmt gewöhnlich nur der engere Ausschuß der Familie Theil, an den Namensfesten der Franken und Griechen in Pera alles, was im näheren oder entfernteren Verhältniß mit derselben steht. Das ist ganz natürlich. Wer würde im Stande seyn, die Geburtstage aller seiner Freunde und Bekannten im Gedächtniße aufzubewahren, er müßte denn sich ein geschriebenes Register derselben verfertigt haben und dasselbe in seiner Schreibtafel immer mit sich herumtragen. Ganz anders aber ist es mit den Namenstagen, diese weiß jedermann ohne Mühe, weil jeder doch wohl einen Taschen- oder Schreibkalender hat. Die Vornamen, welche sogar bei den Griechen oft die Zunamen vertreten, lernt man übrigens sehr leicht, da man die Personen, besonders die Frauenzimmer, in

diesen Gegenden weit öfter damit zu bezeichnen gewohnt ist als bei uns.

Einige unserer Satyriker haben schon längst in Prosa und in Versen behauptet, die Geburtsfeste unter unserm nördlichen Himmel seyen in der That nichts mehr nnd nichts weniger als ein Produkt von Luxus und Pedanterie. Was würden sie sagen, wenn sie einem Namensfeste in Pera, sey es auch nur bei einem Sprachmeister oder Krämer, beigewohnt hätten?

Ist der Namenstag 'eines Mitglieds einer Familie, wäre es auch lediglich eines Knäbchens oder Mädchens, so spricht alles in dem Hause an, was nur jemals in dasselbe einen Fuß zuvor gesetzt hat. Wer nicht kommen wollte, um seinen Glückwunsch abzustatten, würde für einen Grobian oder offenbaren Feind der ganzen Familie gelten. So gehts vom Morgen bis zum Abend. Einer löst den andern ab. Ein Wunsch folgt auf den andern. Die Menge der Gratulanten ist oft so groß, daß der Hauswirth bisweilen in Verlegenheit ist, sie alle zu placiren und mit

Kaffee zu bewirthen. Selbst heimliche Feinde des Hauses stellen sich, wenn sie auch das ganze Jahr außerdem keine Schwelle desselben betreten, dennoch an diesen Tagen ein, und erneuern wenigstens zum Schein das Band der Freundschaft.

Welch einen Kostenaufwand solche Feste den Familien verursachen müßen, werden meine Leser von selbst einsehen. Wenn auch nur die Anzahl der Kommenden hundert ist, welches in den meisten Fällen ein viel zu geringer Anschlag seyn dürfte; so gehen wenigstens 30 Piaster darauf, sie nur mit Kaffee und Süßigkeiten zu bewirthen. Besteht also eine Familie aus zehn Gliedern; so wird allein für diese Feste jährlich die Summe von 300 Piastern darauf gehen. Und dennoch sieht man oft an diesen Tagen das Haus eines armen Abschreibers oder Dollmetschers eben so sehr mit Menschen angefüllt, als das eines wohlhabenden Kaufmanns. Der Ehrgeiz will es, daß an einem Namenstage nichts gespart werde, sollte man sich auch das ganze Jahr hindurch kümmerlich behelfen müßen.

Es war heute der Namenstag Sophiens, der Tochter eines italiänischen Hauses, das mit Galanteriewaaren Handel trieb. Ich kannte sie, denn ich hatte sie in einer andern Gesellschaft angetroffen, die Sitte befahl mir, ihr meinen Glückwunsch abzustatten. Man führte mich in ein großes mit Menschen angefülltes Zimmer. Signora war kaum vermögend, alle Gratulationen, die an sie geschahen, zu beantworten, sie schien nur dafür besorgt zu seyn, daß keiner der Anwesenden davon ginge, ohne eine Schaale heißen Kaffee getrunken und seinen Gaumen durch die pikantesten Süßigkeiten gekitzelt zu haben.

Dafür aber nahm mich Signor G— ihr Vater, bei der Hand, dankte mir in den verbindlichsten Ausdrücken und lud mich als einen Deutschen zum Mittagsmahl ein, weil ein ihm recommandirter Landsmann von mir sich ebenfalls dazu einfinden würde.

Die Gesellschaft war sehr gemischt. Man sah orientalische und okzidentalische Verbeugungen und Komplimente, hörte europäische Grüße und asiatische Glückwünsche. Hier

stand ein Mann mit der ganzen Fülle des morgenländischen Ernstes, ein hoher Kalpak erhub sich auf seinem Scheitel, von seinem nackten Halse bis zu den rothen Pantoffeln herab hing ein weiter hellblauer Benisch, Zobel und Hermelinpelz sah vorn auf der Brust unter dem Mantel hervor. Dort figurirte ein vollendeter Aimable Etourdi nach Pariser Sitte und Brauch, den großen dreieckigen Hut in der rechten Hand, in der linken den Handschuh haltend; sein Mund sprach nichts wie Süßigkeiten, von seinen Lippen strömten Bonmots wie Wasser herab. Hier beantwortete ein Grieche einige Höflichkeiten, die ihm Signor G— sagte, mit einer kleinen Verbeugung, die rechte flache Hand aufs Herz drükkend; dort saß ein einfach gekleideter Armenier mit untergeschlagenen Beinen in der Ecke eines Divans, schmauchte still und wohlbedachtsam eine Pfeife mit einer bis zu dem mit Teppichen belegten Fußboden hinabreichenden Röhre und Mundstücke von goldgelben Bernsteine, und dachte vielleicht über lukra-

tive Handelsspekulationen nach, während dem die ganze Gesellschaft sich belustigte.

Hier bildeten Europäer mit englischen, französischen, italiänischen Röcken, mit kurzen und langen Taillen, mit Kleidern aus Tuch, Kasimir, Seide und Nankin einzelne Gruppen; aus ihrer Mitte hörte man französische, italiänische, englische Worte, deutsche und russische Töne. Dort hatte sich ein Dragoman mit einer Mütze von weißem Umschlag zwischen einer Anzahl Orientaler gelagert und sprach bald in der harmonischen Sprache der Griechen, bald mit der heroischen der Türken.

Hier saßen ein paar Muselmänner, Freunde des Hauses, auf Polstern auf dem ausstaffirten Boden, man vernahm keinen Laut von ihnen, ihre langen schön geschmückten Pfeifen hatten sie weit vor sich hingestreckt. Desto hörbarer war dort ein Zirkel italiänischer Frauenzimmer, die dicht neben den ernsthaften Osmanen und umgeben von einem Haufen europäischer Inkroyables, eine Reihe Fauteuils besetzt hielten. Zwischen den Männern mit gepuderten und gekräuselten Köpfen, mit

Turbanen und Kalpaks von den verschiedenartigsten Formen und Farben und den halb griechisch halb französisch geschmückten Damen sah man eine Anzahl Knaben in Thätigkeit begriffen, welche theils in goldenen und silbernen Einsätzen stehende Obertassen mit siedendem Kaffee auf wohlgezierten Brettern herumtrugen, die nachher Signor und Signora G— ihren Gästen selbst zureichten, theils allerhand Arten roth- grün- und gelbgefärbter Süßigkeiten und große Pokale von Böhmischem Glase mit frischem Wasser servirten, theils lange Pfeifen im Munde führten, um sie anzurauchen und den Anwesenden anzubieten. Einige Klienten des Hauses, welche auf bunten Tellern Blumenguirlanden und Kränze der Königin des Festes zum Geschenk brachten, andere, welche ihr durch Torten und gefärbte Kuchenherzen huldigten, vollendeten das Buntscheckige des Gemäldes.

Inzwischen war 3 Uhr herangerückt, die gewöhnliche Tischzeit der Peraer Negozianten. Die Pendeluhren verkündigten sie durch ein liebliches Glockenspiel. Die Gesellschaft ver-

lohr sich nach und nach bis auf die wenigen, welche zum Mittagsmahl eingeladen waren. Jetzt trat Herr S— — in's Zimmer, ein junger Deutscher von angenehmen Formen, eben der, dem ich zur Gesellschaft gebeten war. Ihm folgte ein exvenetianischer Schiffskapitain, welchem man das Rauhe und Rüde seiner Lebensweise, gleich beim ersten Anblick, auf der Stirn lesen konnte.

„Sie sind Retter dieses jungen Mannes, der uns von einem Triester Hause empfohlen war, redete letztern Signor G— an, nehmen Sie dafür unsern herzlichsten Dank; die heilige María ist mit Ihnen gewesen.“ — Sanfte Gefühle des Herzens schienen dem Manne fremd zu seyn, der, wenn er mit dem furchtbarsten der Elemente kämpfte, Stürme des Schicksals nur mit Flüchen zu begrüßen gewohnt war. Er antwortete kalt mit einer kleinen Verbeugung und schien die ganze Sache als eine wahre Kleinigkeit anzusehen, über die es nicht der Mühe lohne, ein Wort weiter zu verlieren.

Eine desto innigere Theilnahme schienen

die Frauenzimmer dagegen dem jungen Manne zu weihen. „Wir alle, sprachen mehrere zugleich, indem sie Herrn S—— in einen halben Kreis nahmen, haben Sie wegen Ihres Unfalls bedauert, die Mutter Gottes allein konnte Sie erretten, die Heiligen haben Sie umschwebt.“ — Man bestürmte ihn mit Bitten, die Geschichte ausführlich zu erzählen, da einige von der Gesellschaft wären, die sie noch nicht gehört hätten. S—— versprach's nach geendigter Tafel.

Indessen war in einem andern Zimmer das Mittagsmahl servirt. Ein Tisch mit den lieblichsten anmuthigsten Blumen und Blättern geschmückt, mit künstlich gearbeiteten Aufsätzen allegorischen Sinnes geziert, wartete auf uns. Eine gemischte europäische und türkische Musik empfing die Gäste.

Die Speisen waren von der größten Mannigfaltigkeit nach italiänischer Art zubereitet, mitunter kamen auch türkische Gerichte, besonders verschiedene Arten von Pilar. Das Deßert aber erinnerte uns ganz daran, daß wir in der Nähe der schönen griechischen In-

seln und des Vaterlandes der wohlschmeckendsten und süßesten Früchte waren. Signora erhielt die Gesundheit mit Zypern- und Candiawein unter dem betäubenden Schall einer hochtönenden Musik zugetrunken.

Als nach geendigter Mahlzeit der schwarze Kaffee herumgegangen war und jeder der Mannspersonen schon eine lange Pfeife mit angenehm schmeckenden levantischen Tabak schmauchte, drang man von neuem in Signor S—— um die Erfüllung seines Versprechens. Da manchen meiner Leser und Leserinnen die unglückliche Geschichte des jungen Deutschen eben so sehr interessiren dürfte, als damals mich; so wird sie vielleicht hier nicht am unrechten Orte folgen.

S—— war aus Triest gebürtig. Um sich mehrere Kenntnisse im Handel der Levante zu erwerben, beschloß er einige Zeit in Konstantinopel zu verweilen. Er ging an Bord eines exvenetianischen Schiffs und erreichte nach einer monatlichen glücklichen Fahrt den Ort seiner Bestimmung.

Von Natur kühn und keine Gefahr scheu-

end, dabei noch wenig bekannt mit den Unfällen, die einen noch unerfahrnen Franken in dieser unermeßlichen Hauptstadt bedrohen, wagte er schon den folgenden Tag nach seiner Ankunft den Entschluß, nach Konstantinopel hinüberzuschiffen, um sich eine Idee von derselben an Ort und Stelle zu verschaffen, da man sie, von den Anhöhen bei Pera aus, nur von fern zu überschauen vermag.

Nicht ohne Schwierigkeit wickelt er sich durch die engen und mit Menschen stets angefüllten Straßen von Galata hindurch und erreicht endlich den Hafen, von dem aus das gegenüberliegende Stambul in seiner ganzen überraschenden Majestät mit allen seinen zahllosen Thürmen und Dschamien sich dem Auge darstellt.

Wie er an's Wasser tritt, wird er von hundert kreischenden Stimmen der die Ufer mit reger Thätigkeit stets erfüllenden Gondoliers zugleich begrüßt. Alle beeifern sich um die Wette, ihn zu bereden, sie zum Überschiffen zu dingen. Der Jüngling steigt in die erste beste Gondel, die sich seinen Blicken dar-

bietet und die ihm am nächsten ist. Sein Ruderer ist ein rascher Mohr.

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen geht das Schiffchen ins Meer. Erst wie er den dritten Theil des Wegs zurückgelegt hat, bemerkt S———, daß sein Mohr nicht nach dem gegenüberliegenden Platz der Stadt, wo alle Schiffe anlanden, sondern mehr seitwärts rudert. Er ruft ihm daher zu, wohin er gehen soll. Der Muselmann versteht nicht italiänisch. Er bestrebt sich, ihm durch Pantomimen verständlich zu werden. Der Mohr thut, als habe er den Sinn seiner Zeichen begriffen, nickt mit einer freundlichen Miene und setzt seinen Weg immer links fort.

In dieser Ungewißheit, die ihn aber noch nichts Arges vermuthen läßt, erblickt der junge Deutsche eine Schaluppe mit europäischen Seeleuten, welche von Konstantinopel nach dem Hafen von Pera zurückkehrt. Es kommt ihm vor, als gäbe man ihm von derselben aus Zeichen. Bald erblickte er seinen Kapitain, mit dessen Schiff er von Triest nach Konstantinopel gekommen war, der ihm winkt.

Noch weiß er nicht, was man mit ihm wolle. Aber die Schaluppe richtet ihren Lauf nach seiner Gondel hin, der Mohr bemerkt es und sucht durch schnelles Rudern ihr den Vorsprung abzugewinnen. Doch mit Hülfe der Anstrengung aller Matrosen, welche die Ruder ergreifen, kommt die Schaluppe der Gondel so nahe, daß man sich durch Worte einigermaaßen verständlich machen kann.

„Sangue di Cristo, ruft der Kapitain mit donnernder Stimme aus seinem Fahrzeuge heraus, d'ove andate, Signore!“ — „Alla città di Constantinopoli,“ antwortet S— — zu wiederholtenmalen als fahre er zu einem Festgelage. — „Corpo di Dio, lei non sa, che questo e un servitore del Seraglio?“ —

Ein Beben durchsaußte alle Organe seines Körpers. Was konnte gewißer seyn? — Der Mohr hatte ihn betrogen, es war kein gemeiner Gondolier, es war ein Diener des Serails, der ihn fuhr. — Man wollte ihn in dieses, nicht in die Stadt bringen.

Was war anzufangen? — Im ganzen Schatze seiner Erfahrung fand er keine Norm

des Benehmens für die gegenwärtige große Gefahr. — — Doch sein kühner Muth erwachte. Ein verzweifelter Entschluß fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Siegen oder Sterben war das Losungswort.

Schnell rief er dem Kapitain und den Matrosen zu, sich ihm mit der Schaluppe soviel als möglich zu nähern. Es war sehr schwer ins Werk zu setzen, weil der Mohr alle Kräfte anstrengte, weiter fortzukommen. Er eilte, damit man ihm die Beute nicht entreiße, die ihm schon so gewiß war. Doch endlich gelang es.

Verzweiflung und Furcht, was könnt ihr nicht in's Werk setzen? — Ihr macht den Menschen zum Riesen, den Jüngling zum Halbgott. — — Ohne Bedenken und ohne schwimmen zu können sprang der junge S—— aus der Gondel in den furchtbare Wellen schlagenden Abgrund des Meeres. In einem Moment war er versunken. Doch zwei kühne Matrosen warfen sich in dem nämlichen Augenblick in die Fluthen und brachten den schon für verlohren gegebenen Jüngling in die

Schaluppe hinauf. — Mit grinsenden Flüchen suchte der Mohr mit seiner Gondel das Freie.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Fahrt nach den Prinzeninseln. — Empfindungen bei einem Meersturme. — Verhältniß der Prinzeninseln zur Hauptstadt. — Vergleichung derselben mit den europäischen Badeorten. — Treffliches und der Gesundheit heilsames Klima dieser Inseln. —

Ich hatte mich mit einigen Freunden verabredet noch heute Nachmittags eine Lustfahrt nach den sogenannten Prinzeninseln zu unternehmen, um daselbst die Nacht zuzubringen und an diesem reizenden Orte die Schönheit der ersten Morgenstunden zu genießen. Ich entfernte mich daher, sobald als möglich, von der Gesellschaft und eilte zum Hotel, wo

ich meine Begleiter bereits lange auf mich wartend fand.

Wir wanderten schnell durch Galata zur Rheede hin, mietheten ein Fahrzeug mit zwei Segeln und stachen vom Lande ab. Aber wir befanden uns noch nicht lange auf dem Meere, als ein Unglückverkündigender Genius seine Flügel über uns auszubreiten anfing. Denn noch hatten wir die Gestade der Hauptstadt nicht ganz aus dem Gesichte verlohren, als sich dicke Wolken über unserm Haupt zusammenthürmten, die Ostseite des Horizonts bald in ein furchtbares Dunkel einhüllten, sich von Zeit zu Zeit vor die erfreuliche Sonne drängten und rings um uns her plötzliche Düsternheit verbreiteten. Doch Aeolus schien uns günstig zu seyn und so überließen wir uns um so froher seiner Leitung, da wir durch seine Hülfe um desto früher an den Ort unserer Wünsche zu gelangen hofften.

Indessen senkten sich die dem Herabstürzen nahen Wolken immer tiefer und tiefer zum Meere hinab, die Wellen fingen an sich immer mehr emporzuheben und vom Wind und

der Schwere getrieben das Fahrzeug von allen Seiten zu bestürmen. Bald verhallten auch Donner weit in der Ferne und nach einiger Zeit verkündigten Himmel und Wasser den tobendsten Sturm.

Es war ein schrecklicher Anblick, die Fluthen zu sehen, wie sie gleich Wasserbergen in unendlichen Formen schäumend und brüllend daher schoßen, wie sie Trümmer und Bäume von den nahen Ufern mit sich fortrissen, ungeheure Felsen mit sich herschleppten und sie mit donnerndem Geprassel zwischen ihre Verwüstung vor sich her wälzten. Noch mehr Graußen erweckte das Schauspiel über uns, wie sich das Firmament in ganzen Strecken öffnete mit einem alle Räume erfüllenden Getöße und kreuzende Blitze wie brennende Säulen ins tobende Meer herabglitten.

Siehe wie im Kampfe der Elemente die erschütterten Wellen sich tobend emporheben und neben ihnen sich tiefe unabsehbare Abgründe öffnen, in welche sie gebrochen versinken, wie sie in unaufhaltsamen Strömen das hin und her schwankende Schiff benässen und

mit Kanonendonner an Kiel und Seiten des Fahrzeuges schlagen, gleichsam als wollten sie es zerschmettern.

Auf der einen Seite berührt der Sonne glühender Diskus den westlichen Horizont der mitten in der Empörung gefesselten Wogen, da fließen Safranstreifen in die Spalten und Rosenschimmer färben den von allen Seiten aufspritzenden Schaumdunst. Auf der andern ist alles in Nacht gehüllt, aber die Atmosphäre wird dort durch zahllose Blitze durchschnitten und die in tausendfachen Figuren sich über einander wälzenden Fluthen offenbaren dem Auge durch mannigfaltige Lichtschimmer ihre elektrische Fülle.

Hier schießt die Sonne von ihrem azurnen Dom noch sengende Strahlen herab und das schäumende Meerwasser gleicht geschmolzenem Golde. Dort hat die Nacht schon die ganze Wölbung des Himmels mit dunkeln Farben bedeckt und aus ihrem schwarzen Schoose stürzen Ströme von Regen herab. Das von den tobenden Wellen umbrauste Schiff fährt, bald von einer zürnenden Woge erhoben, bald in

die Tiefe hinabgeschleudert, pfeilschnell davon und sein Lauf ist von dem langgedehnten Gebrüll der Donner und von der momentanen Erleuchtung der an dem Saume der elektrischen Wolken sich hinschlängelnden Blitze begleitet.

Wahrlich willst du Gelegenheit haben die furchtbare Größe der Natur zu bewundern; so wünsche ich dich mitten auf dem Meere zwischen Himmel und Wasser zur Zeit eines Sturms. Selbst das größte Schiffsgebäude, das am Ufer uns Ehrfurcht und Staunen einhaucht, erscheint da so unbeschreiblich klein und der Mensch auf demselben so unendlich unbedeutend, so ausserordentlich geringfügig, daß ich glaube, es könnte keine bessere Arzenei für unsere stolze, sosehr über alles auf der Welt ringsum sich erhaben dünkende Erdengötter geben, als ein solches Schauspiel der gleichsam sich empörenden Natur. Sind sie nicht ganz verstockt, sind ihre Gefühle nicht völlig abgestumpft; so muß sie dies von ihrem Übermuthe heilen, wenn irgend etwas sie davon zu befreien vermag.

Die Gefahr war dringend, in der wir schwebten, die türkischen Schiffleute hatten den Muth verlohren, keine Rettung, wohin man blickte. Das schlecht und leicht gebaute Fahrzeug konnte leicht von den wüthenden Wellen zerschmettert werden und weder von fern noch in der Nähe war Hülfe zu erwarten. Unsere Kleider waren durchnäßt, das ganze Fahrzeug schwamm voll Wasser. Wir hatten Ursache, unser unseeliges Geschick zu verwünschen, das eine Lustfahrt in eine Trauerfahrt umwandelte; warum mußten wir auch an diesem Tage gerade die Prinzeninseln besuchen wollen, hätten wir nicht auf tausenderlei andere Weise unsere Zeit vergnügt am Lande zubringen können? — Doch nur Narren sagen im Augenblicke der Gefahr, was sie hätten thun sollen; Glücksritter, was sie thun könnten; Weise, was zu thun ist.

Wir ergaben uns standhaft in unser Schicksal und waren nur aufmerksam, alles das bei Zeiten von uns abzuwenden, was eine Gefahr hätte herbeiführen können. Aber es ist unmöglich zu beschreiben, welch eine Fluth

von Gedanken sich unter solchen Umständen in der Seele des Menschen durchkreuzen, wie einer da den andern gleichsam verdrängt, dieser noch von einem dritten überwältigt wird. Der entschlossene Mann zeigt da seine ganze Muthfülle, der Feige ängstigt sich und verschlimmert noch seinen Zustand. — Noch oft, wenn das Spätroth durch meine Fenster spielt, denke ich an jene schauerliche Finsterniß, in die mich damals in einem zerbrechlichen Boote mitten auf einer unbegränzten Fläche tobender Fluthen der Meeressturm begrub und ein eiskaltes Grausen durchbebt alle meine Glieder.

Vier Stunden mochten wir wohl so gesteuert haben, ohne viel von unserm Wege zurücklegen zu können, als der Sturm sich in kleine Winde aufzulösen anfing und nun lächelte uns plötzlich eine ätherblaue Hofnung der Zukunft von Osten entgegen. Die Wolken zogen in schnellem Laufe nach Westen und Norden, die Wogenberge verwandelten sich in Wogenhügel und bald glichen sie nur noch Maulwurfshaufen. Indessen war die Sonne

am Abendhorizonte verschwunden und gegen Morgen gleitete der sanfte Strahl des aufgehenden Mondes über die kaum beruhigte Meeresfläche hin.

Wir mußten Anfangs noch etwas lavieren, doch bald beflügelte ein günstiger Wind unseren Lauf und wir langten bei der größten der vier nahe bei einander liegenden Prinzeninseln an, noch ehe die Göttin der Nacht alle Räume erfüllt hatte. O wie süß und labend ist der erste Augenblick des ans Land Treten selbst nach einer kleinen Seereise; zumahl wenn uns ein unseliges Gestirn auf den unbeständigen Fluthen verfolgt hat. Der Geist athmet freier, man gleicht dem Gefangenen, der den Feßeln entflohen ist und jetzt ein Asyl erreicht hat, wo er vor den bösen Launen eines Gottes, der ihn in seiner Gewalt hielt, sicher ist.

Aber kaum hatten wir den Fuß an's Land gesetzt, als ein wehmüthiger Anblick unsere Freude in mitleidige Theilnahme umwandelte. Mehrere Boote, die von Konstantinopel nach den Prinzeninseln unterweges gewesen waren,

hatten ihr Grab in den Wellen gefunden, ihre Trümmer waren vom Meere an die Gestade geworfen worden. Unter verschiedenen Leichnamen, die ebenfalls von den Wogen an's Land getrieben waren, zeigten zwei noch einige Spuren von Leben und man beeiferte sich, es wieder in ihnen hervorzurufen. Ertrunkene Menschen haben allezeit etwas, ich weiß nicht was, Scheußliches für mich. Diese aufgedunsenen Muskeln, diese aufgeblassenen Glieder, dieser ungeheure unnatürliche Umfang der einzelnen Theile erfüllen die Seele mit einem mit Mitleiden gemischten Abscheue, der selbst dann nicht vergeht, wenn auch der Gegenstand dem Auge schon längst entrückt ist. Eine Menge Fackeln und Lichter waren an den Ufern beschäftigt und bildeten einen dichten Kreis um die zur Erde hingestreckten Menschenkörper. Die Bemühungen waren nicht ganz vergeblich, ein schon todt geglaubter Grieche fing an, allmählig wieder Athem zu schöpfen. Merkwürdig war es mir, daß man sich auch eines warmen Eisens bediente, die Glieder der Ertrunkenen zu bestreichen und

daß einige aus den Umstehenden davon sich eine besondere wohlthätige Wirkung versprachen.

Wir stiegen bei einem Freunde am Kay ab, der uns ein Nachtlager bereitete und mit griechischer Höflichkeit bewirthete. Aber wir konnten uns nicht enthalten, vorher noch einen kleinen Spaziergang am Meere zu machen, da die eingebrochene Nacht hier eben so schön war, als sie für uns schrecklich zu werden geschienen hatte.

Die Prinzeninseln gehören zu den anmuthigsten Lustorten und Sommeraufenthalten von Konstantinopel, nur die Türken scheinen sie nicht zu schätzen, aber von Griechen, Armeniern und Franken werden sie gleich stark besucht. Es sind ihrer vier, aber zwei werden die größern, zwei hingegen die kleinern genannt. Den Namen haben sie von einem griechischen Prinzen, welcher hier sich lange aufhielt und auch mehrere Gebäude daselbst aufrichtete. Da sie kaum ein paar deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen; so kann man sie gleichsam als entlegene Vor-

städte von Konstantinopel ansehen und mit zu dessen Territorium rechnen. Bei heiterm stillen Wetter kann man sie schon von der Gegend des Serails und von Pera aus in dunkler Ferne erblicken, doch in der meisten Zeit sind sie nur an wenigen Orten sichtbar.

Sowie es in Konstantinopel überhaupt Sitte ist, die Sommertage auf dem Lande zuzubringen; so wählen viele Griechen und andere Nationen diese Inseln zu ihrem Aufenthalte während dieser Jahreszeit, im Herbste kehren sie dann wieder zur Stadt zurück. Daher findet man die Prinzeninseln des Sommers weit mehr bevölkert als im Winter, wo hier alles sehr todt ist.

Aber diese Orte dienen nicht nur zum angenehmen Sommeraufenthalte, sondern auch zu reizenden Lustparthien. Im April, Mai, Junius, Julius, August, September vergeht fast kein Tag, wo nicht Gesellschaften von Galata und Pera oder von Konstantinopel selbst sich einschiffen, um einen halben Tag an ihnen zuzubringen. Bei dem schönen Klima des Bosporus und der Nähe dieser Inseln

kann nichts schöner seyn als eine solche Lustfahrt: das Auge wird entzückt durch mannigfaltige Gegenstände Rechts und Links, da man die europäischen und asiatischen Gestade bei der Ausfahrt noch eine gute Weile im Gesicht behält und wenn Neptun keine üblen Launen hat; so ist man eher da, als man es sich versieht.

Daher ist auch die Verbindung zwischen Konstantinopel und diesen Inseln so groß, daß ich zuweilen zwanzig Schiffchen und Boote mit Segeln dahin abfahren sah. Nichts ist leichter, als für ein Geringes dahin und wieder zurückzufahren und eben aus diesem Grunde lebt man auf den Prinzeninseln nicht anders, als wenn man in einer entfernten Vorstadt von Konstantinopel sich befände.

Diese genaue Verbindung zwischen der Stadt und diesen insularischen Vorstädten aber ist auch um so nöthiger, da diese Orte gleichsam so zu betrachten sind, wie bei uns die Bäder, wo sich des Sommers über eine Menge Gäste, blos des Vergnügens und der Gesundheit wegen, versammeln. Ursprünglich

ist daselbst nichts zu haben, alles muß von Ferne dahin gebracht werden, und dies erstreckt sich nicht nur auf Produkte des Luxus und der Bequemlichkeit, sondern auch auf die des Bedürfnisses. Natürlich ist daher auch alles theurer hier wie in der großen Stadt selbst.

Allein die Analogie zwischen den Prinzeninseln und den europäischen Bädern trifft nicht nur die an beiden Orten gleiche allgemeine Theurung, sondern auch die heilsame Wirkung, die das Klima hier auf die Gesundheit der Menschen hervorbringt. Man hat Beispiele in Menge, wo Personen mit siechen Körpern daselbst durch die größte aller Heilkünstler, durch die Natur selbst, wieder hergestellt wurden; sogar für Pestkranke soll der Aufenthalt auf diesen Inseln wohlthätig seyn und nicht selten, sagte man mir, seyen Griechen blos dadurch von dieser fürchterlichen Krankheit gerettet worden.

Die ganze Seite der Insel, wo wir angelandet waren, war mit einer langen Reihe von Häusern besetzt, vor denen sich ein bald breiterer bald schmälerer Kay befand. Leb-

haft und fröhlich war hier alles wie an allen Orten, wo nur Griechen sind. Das Getöße der Menschenmenge und die Musik der Instrumente rauschte überall durch einander. Auf den stürmischen Abend war eine prächtige Nacht gefolgt. Luna's Silbergewebe zitterte rings auf der weiten Fläche des vor mir ausgebreiteten Meeres, die Sterne erschienen von einer Größe, wie sie sich den armen Nordländern nie zeigen, und unter ihnen schimmerte der Stern der Liebe so majestätisch, wie ich ihn nie in Europa gesehen zu haben mich erinnere.

O wie viel hat Konstantinopel vor andern Gegenden zum voraus, wie selig müßte es sich da leben lassen, wären es Franzosen oder Deutsche, die diesen Himmelsstrich bewohnten. Aber so lange Türken und Moslems hier hausen, wird er sich nie zu der Größe und Würde erheben, wozu er von der Natur bestimmt zu seyn scheint. Nationen haben eben sowohl wie einzelne Menschenindividuen Krankheiten, von denen sie geheilt werden können, sollte denn sich kein Arzt finden, auch diese in die

Kur zu nehmen? — Sollten denn nicht auch Osmanen zivilisirte Menschen werden können? Unmöglich wäre es freilich nicht, aber gelinde Mittel würden hier nur Palliative seyn, durchaus müßten Radikalkuren angewandt werden. Sollte ein allgewaltiger Sultan der kommenden Zeiten so etwas nicht in's Werk zu setzen vermögen? —

Aber leider heilen solche Radikalkuren eine Krankheit bei einer Nation und zumahl bei einer morgenländischen nur dadurch im Allgemeinen, daß sie sie in eine andere unheilbarere verwandeln. Sie erfordern überdies von Seiten der Patienten ein Zutrauen und eine Folgsamkeit, worauf man sich keine Rechnung machen muß, wenn man ein ganzes Volk und noch weniger eine mit griechischem Blute gemischte tartarische Horde in die Kur nehmen will. Und wie will man von einem kommenden Sultane einen solchen Versuch erwarten; er, der bis zum Moment der Thronbesteigung nie die Mauren des Serails verlassen hat, der unter Weibern und Eunuchen in Unwissenheit und Nationalvorurtheilen erzogen,

kaum eine leise Ahndung von dem haben kann, was die Welt ausser seinem Hofe ist oder seyn könnte; er, der selbst als höchster Despot und unumschränkter Monarch nur schwarze Verschnittene zu seinen treuen Gefährten und, so zu sagen, zu seinen Geheimen Räthen hat, Menschen, die, entsprossen aus dem heißesten Himmelsstriche Afrikas, da, wo noch die Menschheit in ihrem Kindheitsalter ist, vom Sklavenstande zu den höchsten Ämtern des Reichs erhoben wurden und nun ihre Macht nur anwenden, um Rache an die Menschen für die ihnen durch dieselben entrissene Mannbarkeit zu nehmen.

Nein, solange ein Muselmann, ein Sprößling aus der Familie der Osmanen auf dem türkischen Throne sitzt, solange kann und wird sich hier nichts verändern. Das Morgenland erwartet seine Zivilisirung vom Abendlande, sowie dieses die ersten Keime seiner Kultur aus jenem zog, der Moslemismus seine Zerstöhrung vom Christianismus. Konstantinopel wird einst in bessere Hände kommen, die Gefilde des Bosporus werden aufblühen zu neu-

em Leben, die Barbarei wird ihren Nacken unter der Kultur beugen und erliegen. Mögen es Russen oder Franzosen seyn, die diese Revolution über die Türkei bringen, gleichviel: die Menschheit wird immer dabei gewinnen und wo ich jetzt nur unter Ruinen der Vorzeit einhergehe, da werden einst prächtige Palläste und Werke der Kunst ihr Haupt von neuem emporheben und den aus fernen Weltgegenden herbeieilenden Reisenden Staunen und Bewunderung einflößen.

Ein und Zwanzigstes Kapitel.

Einige nähere Notizen von den Prinzeninseln und ihren Bewohnern. — Das Städtchen längs dem Kay. — Von den Eingebornen und Fremden. — Das griechische Kloster. — Reizende Fluren und Büen. — Die Rückfahrt. —

Beim Anbruch der Morgenröthe weckte mich den folgenden Tag die süße Melodie einer be-

zaubernden Musik; tausend Vögel ließen in den die Menschenwohnungen hier überall umgebenden Gärten fröhlich die Luft ertönen. Bald trat auch die Sonne in unbewölkter Schönheit am feurigen Himmelsdom hervor und schoß ihre Millionen Strahlen in jedes Fenster, als wollte sie den Schlummernden auffordern, sein Lager zu verlassen und anzubeten die Natur und ihre überschwengliche Glorie.

Ich trat an's Fenster, die Aussicht ging aufs Meer. Die Pracht des Morgens, die lieblich duftende Luft, die Mannigfaltigkeit der am Kay dahinschwebenden Gestalten, die Lebhaftigkeit auf den bei der Rheede vor Anker liegenden großen und kleinen Schiffen, das frohe Gewühl der Griechen an der Küste versetzten mich in eine angenehme Täuschung. Das Licht der Sonne, das auf eine unübersehbare Wasserfläche fiel und durch kein Haus, keinen Baum, kurz durch keinen Gegenstand verdunkelt oder zurückgehalten ward, warf einen unnennbaren Glanz auf alle ringsum-

liegende Gegenstände der Insel und hatte unendlich viel Großes und Erhabenes.

Auch meine Freunde waren aufgewacht, man brachte uns Kaffee zum Frühstück und wir begaben uns so schnell als möglich in's Freie. Unser höfliche Wirth begleitete uns, um seinen Gästen die reizendsten Parthien der Insel zu zeigen. Die Hauptfaçade des ganzen hier angelegten Städchens ging zum Meere hin und der Kay war auch die einzige Hauptstraße desselben; nur an manchen Orten breitete es sich in die Tiefe aus, wo es sich mit anmuthigen Gärten endigte. Man konnte den ganzen Ort leicht umgehen, aber nur zwei Queergassen führten vom Kay ab.

Da wo das Städtchen gebauet ist, ist der Boden ziemlich eben, allein hinter demselben besteht die ganze Insel nur aus Hügeln und Bergen, welche mit Obst- und Weingärten bedeckt sind und zwischen welchen die reizendsten Spaziergänge hinführen, auf denen man von Anhöhe zu Anhöhe gelangt und überall die erquickendsten Aussichten genießt. Aber Weintrauben, Melonen, Gurken und Baum-

früchte sind auch die einzigen Produkte der Prinzeninseln; alles übrige muß aus der Hauptstadt und von den nächsten Küsten herbeigeführt werden. Der Wein, der hier wächst, ist vortreflich und die Melonen sind von den verschiedensten Sorten.

Eben waren einige neue Boote aus Konstantinopel angelangt, welche Zufuhr und Lebensmittel mitbrachten. Manche der hiesigen Einwohner und Fremden haben sogar ihre eigenen Schiffe, welche wöchentlich ein paarmal ab und zufahren und ihre Häuser mit allen Bedürfnissen versehen. Alles dies ist ganz gut, wenn das Wetter günstig ist; stellen sich aber anhaltende Stürme ein, so kann es bisweilen auf diesen entfernten dürren Inseln zum Mangel an dem Nothwendigsten kommen. Alsdann müßen sich die Einwohner soviel als möglich behelfen, wobei ihnen ihre Gärten gut zu statten kommen.

Die Eingebornen sind lauter Griechen, aber unter den Anwesenden zu dieser Jahrszeit befanden sich auch viele Familien von andern Nationen. Die Häuser werden im Som-

mer theuer vermiethet und bringen den Eigenthümern mehr ein als sie an andern Orten das ganze Jahr kosten würden. Indessen muß auch das Bauen hier sehr hoch zu stehen kommen, da man alle Materialien dazu von fern herbeiführen muß. Dies scheint auch die Ursache zu seyn, warum man nicht mehr Wohnungen auf diesen Insen anlegt. Auf der gegenwärtigen, glaube ich nicht, daß sich ihre Anzahl auf mehr als hundert belaufe.

Früchte sowohl frisch als getrocknet wurden in großer Menge auf dem Kay verkauft, die Melonen lagen zu hunderten auf der Erde und zwischen ihnen auch Körbe mit Aprikosen, Pfirschen, Weintrauben. Sorbet und Wein reichte man in mehrern Schenken, auch Waaren von allerlei Art, selbst morgenländische Kleidungsstücke waren an verschiedenen Orten für Geld zu haben. Gemüßearten, besonders Blumenkohle, waren in Überfluß vorhanden.

Von Handwerkern bewohnten wenige die Insel. Die ärmern Klassen der Insulaner verfertigen sich alles, was sie brauchen, selbst

und darin muß man den Griechen eine besondere Geschicklichkeit und Gewandheit zuschreiben; die reichern lassen sich, was sie bedürfen, aus der Hauptstadt kommen und die Fremden bringen die meisten Mobilien mit.

Wir bestiegen eine der hinter dem Städtchen sich erhebenden Anhöhen und traten in den Garten unsers Wirths, der nur durch einen an vielen Orten offenen Zaun von den daran stoßenden Wiesen geschieden war. Die ganze Gegend glich einem reizenden Lusthain. Die Blumen neubelebt durch die milde Nacht prunkten um die Wette mit ihren bunten Kronen und die vielen Obstbäume und Gruppen von Weinstöcken warfen dem Auge ein eben so wohlthätiges als mannigfaltiges Grün entgegen.

Am Abhange eines nahen Hügels weidete eine Heerde weißer Kühe, die mit ihren Schellen und Glocken uns in Gedanken in die Bergthäler von Helvetien versetzte. In größerer Entfernung sah man Ziegen und Schaafe grasen, die verträglich neben einander herlie-

fen und ganz sich selbst überlassen zu seyn schienen.

Unser Führer geleitete uns von da zu einem der höchsten Inselberge, auf welchem sich ein griechisches Kloster von ziemlichem Umfange befand. Die hoch empor sich erhebende Kirche, der schmal aufstrebende Thurm, die verschiedenen Gebäude, welche ein längliches Viereck bildeten und zwischen Bäumen und Gärten hervornickten, machten, wo man auch stand, einen äußerst mahlerischen Eindruck und erhöheten noch den Reiz der umliegenden Thalgegenden.

Der Weg zu diesem Kloster war zwar nur eine halbe Stunde, aber er war so reich an den plötzlichsten Abwechselungen und den lieblichsten Naturszenen, daß ich diese Augenblicke zu den genußreichsten und unvergeßlichsten Punkten der Erinnerung zählen muß. Die Sinne erhalten in diesem Klima eine eigene Feinheit, welche sie tausendmal empfänglicher für jeden Eindruck macht, als unter dem unfreundlichen Himmel Germaniens. Manches würde mich da vielleicht gar nicht gerührt ha-

ben, was mich hier mit reger Inbrunst erfüllte.

Am Fuße des Berges sah man auch einige Griechen beschäftigt, den Acker zu bestellen. An einem Orte führten Esel den Mist herbei, an einem andern pflügte man mit Büffeln. Geschirr, Pflug, Zugthiere, alles war höchst elend; aber diese leichte willige halbthrazische halbasiatische Erde lohnt auch mitten unter Steinfelsen die geringe Mühe reichlich.

Am Thore des Monaster's kamen uns einige Kaluger entgegen, welche uns zu ihrem Archimandrit führten. Ein höflicher aber verschmitzter Grieche, der uns freundlich bewillkommte. Die Kirche stand frei in der Mitte des Klosterhofes und vor ihr sprudelte das Wasser aus einem griechisch verzierten Springbrunnen empor. Bald darauf wurde das Zeichen zum Gottesdienste gegeben. Auch hier bediente man sich eben so wenig wie in Konstantinopel der Glocken zum Läuten, die Türken erlauben es nicht, sosehr die Griechen auch auf diese Feierlichkeit halten, die alle übrigen Christen und ihre Glaubensgenossen nicht nur

in Rußland und Östreich, sondern auch in der Wallachei und Moldau haben. Einer der Diakonen des Klosters schlug nur mit einem Stocke auf eine metallene Stange und machte dadurch ein Geräusch, das auf der ganzen Insel hörbar war. Außer sämmtlichen Geistlichen des Klosters wohnten auch mehrere Griechen aus dem Städtchen dem Gottesdienste bei.

Von da machten wir noch einige andere Spaziergänge zu den entgegensetzten Gestaden, und so hatten wir fast alle Gegenden der Insel durchstrichen. Füglich kann man sie in einem Vormittage allen ihren Theilen nach kennen lernen. Wir beschloßen nun auch, nachdem wir ein einfaches Mahl zu uns genommen hatten, die andere große Prinzeninsel zu besuchen, welche wir nicht weit von uns liegen sahen. Ein Boot war leicht dahin zu bekommen. Die Luft war so windstill, daß die Segel überflüßig wurden, aber jeder von der Gesellschaft nahm ein Ruder zur Hand und so erreichten wir, schnell die spiegelglatte Ebene des Meeres durchschneidend, in kurzer

Zeit die Rheede der andern Insel. Unser Konstantinopolitaner Fahrzeug war beordert worden, uns nachzukommen und von da abzuholen.

Beide größere Prinzeninseln sind einander völlig ähnlich: auf dieser wie auf jener liegt ein morgenländisches Städtchen idyllisch umgrünt hart am Meere und ein griechisches Kloster romantisch auf einer Anhöhe, hier wie dort wechseln Berge mit Thälern ab, auf denen eine mannigfaltige Vegetation blüht, leben die Sommerzeit hindurch eine Menge Fremde aus Konstantinopel. Nicht selten pflegen die auf einer dieser Inseln wohnenden Griechen zu der andern Lustfahrten zu machen und sich gegenseitig zu Familienfesten und ländlichen Vergnügungen einzuladen. Auch die beiden kleinern Prinzeninseln bleiben nicht unbesucht, oft versammeln sich da kleine Jagdpartien, die selten ohne gute Vogelbeuten nach Hause zurückkehren.

Die Zeit vergieng so schnell, daß die bestimmte Stunde zur Rückkehr nach Konstantinopel gekommen war, ehe wir daran dachten.

Herzlichen Abschied nahmen wir von unserm Gastfreunde, der uns bis dahin begleitet und, wie es nur der Aufenthalt auf einer von der Stadt entfernten Insel verstatten konnte, bewirthet hatte. Würde ich mich lange in Konstantinopel aufzuhalten haben; ich würde gewiß einen Sommer auf einer der Prinzeninseln zubringen. Man athmet da so frei, genießt so ganz die Natur, daß man gern das Getümmel der Stadt vergißt. Aber freilich wird der, der Veränderungen liebt, es nicht lange hier aushalten: man muß schon Empfänglichkeit haben für eine gewiße Einförmigkeit des Lebens, man muß den Strudel der Welt entbehren können und sich selbst mit einigen Freunden genug seyn, um einen Aufenthalt hier reizend zu finden. Man lebt überdies hier wahrhaftig à la campagne, muß mithin auch manches entbehren, was man in der Stadt in Überfluß haben kann. Doch zur Weinlese, wo es hier besonders von Besuchen aus Konstantinopel wimmelt, werde ich euch wiedersehen, schöne Fluren! Dann werde ich eure Reize noch besser kennen lernen; aber

dann werde ich auch länger hier verweilen. Der Flimmer- und Schimmerwelt entgangen will ich alsdann auf euch in der Wirklichkeit, wenigstens eine Zeitlang, leben und Natur und Wahrheit für Künstelei und Wahn eintauschen, denn hier ist Göthe's Land,

Wo die Zitronen blühn
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn
Ein sanfter Himmel vom blauen Himmel weht
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht......

Hier will ich die Kraftfülle der Natur bewundern, die Vorurtheile der Menschen wo nicht betrauren, doch belächeln und im Kreise einiger Freunde, abgeschieden von der ganzen übrigen weiten Welt, die köstlichsten Tage durchleben. Allein vorher erst wieder zurück in den Tumult der großen Stadt des Bosporus, o! wie viele tausende ihrer unglücklichen Bewohner könnten hier ein Leben fristen, so schön, so göttlich, wie sich kein König dessen erfreuen kann! — Ungern bestieg ich das Fahrzeug, das schon längst unserer wartete und noch lange auf dem Meere behielten wir die In-

seln im Auge wie in der Erinnerung. Ruhig strömte der Ozean, still glänzte die Sonne auf seinem Spiegelbilde; es war, als wollte die Natur selbst, daß wir noch lange in der Nähe dieser reizenden Orte verweilen möchten. Doch nach einiger Zeit erhuben sich leise Seewinde, welche die Segel füllten und das Schiff eine gute Strecke nach Norden fortführten. Nach drei Stunden erblickten wir von fern die schwarzen Gestade der thrazischen Meerenge.

Sowie sich nach und nach die majestätische Stadt mit ihren reizenden Environs vor unsern Blicken entfaltete und das stille Abendroth noch das Imposante der Ansicht verherrlichte; da ward unser Gespräch ganz natürlich auf das geleitet, was diese in ihrer Art einzigen Gestade einst waren, was sie jetzt sind und, was sie werden könnten. O! dachte ich, hätte Konstantin, als er seinen Kaisersitz von der Tiber an die Gestade des schwarzen und weißen Meeres verlegte, ahnden können, was aus dieser Königin der Städte einst werden würde, würde er nicht das veränderliche Schicksal der Menschheit beseufzt und lieber

in einem Mönchskloster als in seinen zum ewigen Denkmahl der kommenden Generationen, wie er wähnte, erbauten Pallästen sein Leben geendigt haben? —

Ach! wie dieser Koloß da steht, einst Beherrscher der ganzen zivilisirten Erde. Noch immer streckt er seine Riesenglieder aus nach allen Weltgegenden, aber sie sind welk und aufgelößt von der innern Fäulniß eines asiatischen Despotismus. Wilde Menschenhorden, die sich aus den Steppen der Tartarei auf die Gefilde von Thrazien und Kleinasien und mit dem Schwerde des Fanatismus und der Barbarei auf ihre Bewohner warfen, haben Zerstöhrung und Ruin über ihn gebracht. Vergessen sind deine vorigen stolzen Annalen, deine hohe Kultur ist dahin. deine Monumente der Kunst und des Geschmacks liegen in Trümmern, deine Bibliotheken wurden ein Raub der Flammen, deine Wissenschaften haben sich in Aberglauben aufgelößt, nur in gebrochenen Tönen, wie der Sturm einzelne Sylben zu heulen scheint, wie das Echo im Rauschen des Waldes verhallet, lispelt selten vernom=

men der Ruf deiner gefallenen Größe in das tosende Thatengedränge der Nachwelt. Trauriges Schicksal aller menschlichen Schöpfungen, niederschlagender Gedanke für den kosmopolitischen Geschichtsforscher, der an eine stets wachsende Vervollkommnung des Menschengeschlechts glaubt und im Herzen mit Wärme Theil nimmt an jeglichem seiner Verhängnisse! — Doch auch eine neue Epoche wartet auf euch, prächtige aber unglückselige Gestade des Bosporus. Es wird eine Zeit kommen, und vielleicht ist dieselbe im ewigen Kreislaufe der Dinge früher beschlossen, als wir denken und ahnden können, wo ihr üppiger wieder aufsprossen werdet zu neuer Größe, wo ihr eine noch höhere Stuffe der Vollendung erklimmen werdet, als einst in euren frühern Tagen. Und mußtet ihr nicht vielleicht eben darum zerstöhrt werden, um einst fähig werden zu können, noch in größerm Glanze hervorzutreten und das für zwei verschwisterte Welttheile zu werden, was die kommenden Generationen des Menschengeschlechts von euch erwarten und wozu euch

die Natur ausersehen zu haben scheint, indem sie euren köstlichen Golf grub? — Das Land nämlich, welches die zwei heterogensten Erdnationen, Morgenländer und Abendländer, zu einem homogenen Zwillingspaar einst verknüpfen wird.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die gemischte Abendgesellschaft. — Schwedische Offiziere in Pera. — Anekdoten einiger Schiffkapitains. — Etwas vom Fürsten Hanscherli. — Motive seiner Hinrichtung. — Schreckliches Schauspiel, das dem Volke gegeben ward. —

Im Hotel zu Pera fand ich eine Menge Engländer versammelt, die den Abend hier zuzubringen beschlossen hatten. Es waren theils Offiziere, theils Schiffskapitaine, theils zum diplomatischen Gefolge Lord Elgin's gehörige Personen, unter andern Sir Ham-

milton, ein Mann von vielen Kenntnissen und voll munterer Laune. Dazu kamen noch einige schwedische Offiziere, die auf Verlangen der Pforte von Stockholm gesandt waren, theils um den Schiffsbau zu dirigiren, theils dem Wasserbaue vorzustehen. Ihre Herreise hatten sie zu Wasser gemacht, gegen acht Monate hatten sie darauf zugebracht, ob sie gleich nur in Lissabon an's Land gegangen waren. Schon seit Jahresfrist lebten sie in Pera im Solde der Pforte und die Diäten, die sie zogen, waren nicht gering. Drei von ihnen gedachten jetzt wieder ihre Rückreise anzutreten und zwar bis Varna zu Wasser und von da über Bukarest, Pest, Wien und Berlin nach Hamburg zu Lande. Am besten aber stand sich der schwedische Hauptmann Rohde, ein geschickter Offizier, unter dessen Aufsicht viele große Baue ausgeführt wurden. Er hielt sich Pferde und lebte in Pera ganz bequem und vergnügt. Die Hauptarbeit, der er jetzt vorstund, war ein Baßin, das nicht fern von den Schiffswerften und dem Serail des Kapudân-Pascha gegraben wurde und

wovon man sich für den Schiffsbau viele Bequemlichkeit versprach. Schon mehrere kostbare Geschenke hatte er von der Pforte für seine Bemühungen erhalten.

Einer der englischen Schiffskapitains war ein auf dem Meere grau gewordener Mann. Er hatte sein ganzes Leben mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zugebracht, hatte fast alle Meere besucht, war selbst in Botany-Bay gewesen. Dreimal lieber, versicherte er uns, fahre er nach Amerika als nach Smyrna oder Konstantinopel. Das mittelländische Meer, setzte er hinzu, ist ein falsches Meer, ist man den Seeräubern und Stürmen entgangen; so setzen einen unbekannte Klippen in Gefahr oder verfolgen einen Tromben und Wasserhosen. Die englischen Schiffe entgingen durch ihre leichte Ladung noch manchem Unfalle, aber der batavischen, die der Geiz und die Gewinnsucht der Holländer über alle Maaßen vollstopfe, gingen Jahr aus Jahr ein eine beträchtliche Anzahl zu Grunde.

Alle Haare auf des Mannes Haupte wa-

ren grau, gewiß mußte er manche Lebensgefahr überstanden, manchem schrecklichen Ungewitter der Elemente getrotzt haben. Ich brachte ihn auf dieses Kapitel seines Lebens, der Seemann erzählt nicht lieber als von überstandenen Gefahren und Stürmen, wie der Soldat von mitgemachten Gefechten und Schlachten. Furchtbar malte er uns nun manchen Kampf, worin er über Himmel und Wasser den Sieg davon trug, manches kühne Wagestück, wodurch er sein Schiff vom Untergange rettete. Nichts ist angenehmer für den Laien, als solche alte Schiffer anzuhören, wenn sie ihre Thaten schildern und dem vom Meere entfernt wohnenden Erdbürger unbekannte Unfälle des menschlichen Lebens beschreiben.

Meine Aufmerksamkeit erregte besonders die Geschichte eines brittischen Schiffjungens, der nebst zweien seiner Kameraden und nur funzehn Jahr alt, mitten in einem gefährlichen Sturme und Gewitter die Segel auf dem höchsten der Mastbäume binden mußte. Das Meer thürmte sich so hoch und der Wind

bließ so schrecklich, daß das Wasser Haushoch in die Luft umhersprudelte. Ein unaufhaltsamer Windstoß stürzte einen dieser seiner Kameraden von einem untern Maste mitten in die Fluthen herab und verschwunden war er in einem Moment auf immer. Der andere war nicht vermögend, die Bilanz in einer solchen Höhe zu halten mitten im Wirbel des Sturms; er fiel herunter ins Schiff und zerschmetterte sich einen Schenkel. Nur der dritte kam glücklich davon, aber wie er von der Strickleiter wieder zum Verdeck kam, hatte sich die Farbe seines schwarzen Haars in ein weißliches Grau verwandelt und noch jetzt hat er für seine ganze Lebzeit als Jüngling den Graukopf eines Greises, als ein immerwährendes Denkmahl seiner überstandenen schweren Lebensgefahr.

Einer der Engländer erzählte uns auch, wie einem beim Ertrinken zu Muthe sey. Er hatte vor einigen Jahren das Unglück gehabt, durch ein Versehn aus dem Schiffe in die Themse zu fallen. Man hatte ihn für todt aus dem Wasser wieder herausgezogen und

nur durch langes Reiben in's Leben wieder zurückgebracht. Gewöhnlich stellt man sich den Tod in den Wasserfluthen als einen der schrecklichsten und beängstigensten vor. Dies ist er wohl für die Zuschauer, nicht aber für den Leidenden. Der Engländer wußte sich nur noch den Moment des in's Wasser Herabstürzens zu erinnern, sobald er untergetaucht war, dauerte es kaum ein paar Sekunden und alle Besinnung war ihm entflohen. Er war also innerhalb einiger Sekunden wirklich so gut wie todt und kaum so lange hatte der Kampf und das Ringen, sich zum Leben wieder emporzuarbeiten, gedauert. Von allen dem, was man nachher mit ihm vorgenommen hatte, wußte er bis zum Zeitpunkt, wo er die Augen wieder aufschlagen konnte, auch nicht das mindeste. Das Ertrinken gehört also zu den leichtesten und sanftesten Todesarten, denen der Mensch ausgesetzt ist und man hat davon ganz unrichtige Begriffe, wenn man sich dieselbe als so fürchterlich malt.

Indessen hatte sich ein Grieche zur Gesellschaft gesellt und das Gespräch nahm nun

eine andere Wendung. Es war ein junger Mann von einnehmenden Mienen und Formen, der mancherlei Ämter schon als Dragoman bekleidet und zuletzt noch Logofeth (Sekretair) bei dem nun hingerichteten Fürsten Hanscherli in der Wallachei gewesen war. Einige aus unserm Kreise hatten diesen persönlich gekannt und nahmen vielen Antheil an seinem unglücklichen Schicksale. Man drang endlich in den Griechen, die nähern Umstände und Motive seines Todes zu erzählen und er that es mit edler Freimüthigkeit.

Hanscherli war ein verschlagener ehrgeiziger Grieche, der sich durch Kabale und Ränke bis zur ersten Dragomansstelle der Pforte und von da zum Hospodar oder Woda der Wallachei emporzuschwingen gewußt hatte. Hätten die Parzen ihm nicht einen unglückseligen Lebensfaden gesponnen gehabt, er würde gleich andern Griechen, die eine Zeitlang die transdanubischen Provinzen beherrschten, mit Reichthümern beladen nach Konstantinopel zurückgekehrt seyn. Aber das

Verhängniß hatte es anders mit ihm beschlossen.

Seine Regierung mußte gerade in jene Epoche fallen, wo **Paßwan-Oglu** von **Widdin** aus alle Länder der Türkei bedrohte und der ganzen osmanischen Macht Trotz bot. Nicht nur häufig in die Wallachei fielen seine Kriegerschaaren ein, raubten und plünderten, sondern auch ganz Bulgarien erfüllten sie mit Schrecken. Der schwache Fürst der Wallachei ohne Truppen, ohne Geld, was hätte er gerüsteten Heereshaufen entgegensetzen können, wie wäre er im Stande gewesen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben? — Er mußte der Übermacht nachgeben, oft sein Land pressen, um wider seinen Willen feindliche Korps mit Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versehen; denn geschah dies nicht, so bedrohte man ihn mit einer Heimsuchung in seiner Residenz selbst.

Daß **Hanscherli's** Nebenbuhler und Feinde in Konstantinopel diese Gelegenheit mit beiden Händen ergriffen, Verdacht und Argwohn gegen den Fürsten anzufachen, war na-

türlich; aber seine Parthei behielt doch lange die Oberhand und zerstörte viele der verrätherischen Plane der Gegner. Indessen hatte der Kapudän-Pascha den Oberbefehl über die gegen Widdin beorderte Armee übernommen und diese mußte wiederum von den Ländern jenseits der Donau unterhalten werden. Was Wunder also, wenn die ganze Wallachei einstimmig über den ausserordentlichen Druck eines Fürsten klagte, der doch nichts that als die Befehle des Divans befolgen und in dessen Macht es nicht einmal stand, sie abzuändern.

Freilich mochte Hanscherli auch für seine Kasse Geld zu erpressen suchen; dies thut ja jeder Grieche, der den Szepter über die Wallachei oder Moldau führt, denn wer würde so einen gefährlichen Posten bekleiden wollen, gäbe er nicht die gewiße Hoffnung, in wenigen Jahren um einige Millionen Piaster reicher zurückzukommen. Aber daß er in Vergleichung mit andern wallachischen Herrschern nicht mehr als diese zusammenscharrte, scheint ausgemacht zu seyn. Wollte man alle Hospodars der Wallachei und Moldau blos darum

bestrafen, weil sie unrechtmäßiger Weise Geld für sich zusammenhäuften; so würde kein einziger derselben mit dem Leben davon gekommen seyn.

Die immer ränkevollen Bojaren von Bukarest, die ihren Fürsten wegen seines kalten Stolzes und seiner Strenge haßten, suchten indessen durch ihre Kreaturen am Hofe zu Konstantinopel stets neue Verläumdungen gegen ihn auszustreuen. Die andern fürstlichen Häuser im Fanal und zu Tarapia, welche gleichfalls nach der Hospodarswürde strebten, bemühten sich, Beweise hervorzusuchen, wodurch es wahrscheinlich werden sollte, daß Hanscherli in geheimem Einverständniße mit Paßwan-Oglu stehe. Die Minister der Pforte sahen eine solche Beschuldigung für eine günstige Gelegenheit an, sich zu bereichern und das gesammelte Geld des Fürsten in die Kasse des Sultans zu bringen.

Jetzt konnte Hanscherli nichts mehr vom Untergange retten als Geld, und dies reichlich auszuspenden, dazu war er zu geizig. Mit einem christlichen Fürsten pflegt man im

Divan zu Konstantinopel wenig Umstände zu machen. Man opfert sein Leben auf bei dem geringsten Verdachte, bei dem geringsten Vortheile, den man davon ziehen kann und so hatte es keine Schwierigkeit, des wallachischen Woda's Hinrichtung zu beschließen. Er ward des Todes schuldig erklärt, weil er sein Land und seine Unterthanen drücke und weil er mit einem Rebellen in Verbindung stünde.

Ohne daß Hanscherli etwas von seinem Geschicke vorher ahnden konnte, ward ein Kapidschi-Baschi, ein schwarzer Araber, nebst einem andern Diener des Serails mit einem Firman nach Bukarest gesandt. Nach einem alten Gebrauche muß jeder Abgesandte der Pforte, der die Botschaft von einer Veränderung der Regierung des Landes mitbringt, sich zuerst in die Metropolie zu Bukarest verfügen und den Erzbischoff, welcher nach dem regierenden Fürsten die erste Staatswürde in der Wallachei bekleidet, davon benachrichtigen, damit die dazu nöthigen Anordnungen getroffen, allen Unordnungen vorgebeugt und bis zur Ankunft eines neuen Fürsten aus Kon-

stantinopel ein Kaimakan oder Stellvertreter aus den Bojaren bestellt werde.

Der Kapidschi-Baschi kam daher zuerst in die Wohnung des Metropoliten, welche auf einer Anhöhe an dem einen Ende der Stadt liegt und nachdem er mit diesem eine geheime Konferenz gehalten hatte, begab er sich nebst seinem Begleiter in den fürstlichen Pallast, der am andern Ende der Stadt sich befindet. Die Hospodars der Wallachei haben oft solche Diener des Großherrn zu empfangen, welche ihnen Ordre des Hofes überbringen. Die Erscheinung des Abgesandten im Schloße hatte also nichts Auffallendes oder Ungewöhnliches.

Hanscherli befand sich nebst seinem Schwager, einem Griechen, der das Amt eines Tresorier bei ihm verwaltete, gerade allein auf seinem Divan im Zimmer, als die beiden Muselmänner hereintraten. Sie waren wie gewöhnlich bewaffnet; auch dieses konnte daher keinen Verdacht erwecken. Der Fürst bezeugte ihnen nach morgenländischer Sitte seine Ehrerbietung und befahl Kaffee zu brin-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen, nach der üblichen Art, jeden Gast in der Levante zu bewirthen. „Ich will nicht" — (iste mem) stieß der Araber mit einer etwas wilden Miene aus und schwieg.

In der Türkei ist eine solche Verleugnung der Gastfreundschaft ein öffentlicher Beweis von Haß und Feindschaft. Dem Fürsten war daher nicht wohl zu Muthe, als er diese Worte von dem Muselmanne hörte. Zur Vorsicht befahl er seinem Schwager in griechischer Sprache, einigen von den vor der Thür und im Vorsaale befindlichen Trabanten und von der Leibwache die Ordre zu geben, hereinzutreten.

Aber der Araber verstand griechisch. Sobald der Tresorier sich hinaus begeben hatte, zog er einen Firman aus dem Busen und gab ihn dem Fürsten, welcher ihn sogleich an die Stirn drückte und aufwickelte. Währenddem nun Hanscherli beschäftigt war, den Inhalt desselben kennen zu lernen, griff der Muselmann schnell zu einer seiner Pistolen und jagte dem Hospodar eine Kugel durch die Brust. Der Schuß war gut angebracht, er

hatte das Herz durchbort und Hanscherli lag todt in seinem Blute.

Der Lärm brachte eine Menge Personen aus dem Pallaste in's Zimmer. Schrecken und Angst bemächtigte sich aller, da sich dieses furchtbare Schauspiel ihren Blicken darbot. Der Tresorier kehrte zurück und schlug die Hände über den Kopf zusammen. Alle Diener des Verblichenen versammelten sich und wehklagten über den Tod ihres Herrn. Indessen hielt der Araber seinen Firman hoch in die Luft und bewieß, daß die Hinrichtung auf Befehl der Pforte geschehen sey. Der andere Türk aber schnitt jetzt dem Fürsten rasch mit seinem Messer den Kopf ab und zeigte ihn, als den eines Verräthers, der bestürzten Menge.

Die traurige Nachricht von diesem unerwarteten Vorfalle war inzwischen bis zum Harem der Fürstin und der Prinzessinnen gedrungen. Ein jammerndes Geschrei erhub sich von allen Seiten; die ganze Familie war der Verzweifelung nahe. Aber keiner unter allen Satelliten und Dienern des Hauses, der es

auch nur gewagt hätte, an den Urhebern dieser That Rache zu nehmen.

Man riß nun dem Fürsten auf die beschimpfendste Weise die Kleider ab, entkleidete den Hauptlosen Körper bis aufs Hemd, schleifte ihn zur Treppe hinunter bis zum Hofe des Pallastes und warf ihn da dem Volke zur Schau hin. Auf einer Stange ward neben dem Leichnam der blutige Kopf aufgestellt. Hier mußte er mehrere Tage liegen und ganz Bukarest eilte herbei, den noch vor kurzer Zeit so mächtigen Despoten nackt und mit Koth beworfen gleich einem Missethäter vor seinem eigenen Schlosse liegen zu sehen. Welch einen Eindruck eine solche Szene auf ein Volk machen müße, das gewohnt ist, seine griechischen Fürsten gleich Halbgötter zu betrachten: brauche ich meinen Lesern nicht zu sagen; jeder muß es selbst empfinden.

Während der Abendmahlzeit ward noch viel geredet von der hinfälligen Hoheit der griechischen Fürsten, denen es gelingt, Hospodare in der Wallachei oder Moldau zu werden. Sie gehören beide ohne Zweifel zu den

gefährlichsten Staatsämtern der türkischen Monarchie und wir waren zuletzt alle darin einig, daß nur die Eitelkeit eines Griechen darnach zu streben und auch nur griechische Schlauheit und Gewandheit die erlangten Würden so lange zu behaupten vermag, als die Erfahrung lehrt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Neue Überfahrt zur Stadt. — Abentheuer eines Engländers mit einer Türkin. — Hunde Unfug in den Straßen. — Avanien der Muselmänner gegen die Franken ohne Unterschied der Nation. —

Bei der Table d'Hote hatte ich gestern einem neu angekommenen Engländer Mr. Y. versprechen müßen, ein wenig mit ihm die vornehmsten nächsten Straßen von Konstantinopel zu durchstreichen. Wir machten uns heute Morgens auf die Beine und stiegen in aller Frühe bis zum Hafen hinab.

Es war ein prächtiger Anblick. Das Serail glänzte mit allen seinen Gebäuden und Gärten in entzückender Herrlichkeit. Die aufgehende Sonne begann eben die Gipfel der vom frischen Morgenwinde sanft gewiegten Bäume zu vergolden; die Vögel, umher flatternd auf den schwanken Zweigen, feierten ein Fest der Liebe. Rechts erhub sich das majestätische Gebäude der Sophiendschamie mit allen ihren strahlenden Schwestern im Schimmer der noch nicht ganz entflossenen Morgenröthe. Die zahllosen hin und wieder zerstreueten Zypressenbäume erhöheten um vieles die anmuthige Mannigfaltigkeit im Kolorit des Gemäldes.

Schon war alles in thätiger Regsamkeit an den Küsten und in den Straßenlabyrinthen der unermeßlichen Stadt. Der Hafen war bereits wie gewöhnlich dergestalt mit Schiffen bedeckt, daß wir uns nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr mitten zwischen ihnen einen Weg bahnen und aus der Gondel an's Land steigen konnten. Aber hier ging das Unglück erst an, das Gedränge der Menschen,

die aus allen Straßen da zusammenfloßen, war so groß, der Lärm so betäubend, daß wir wiederum Gott dankten, als wir den Hafen einige hundert Schritte hinter uns hatten.

Die Bewohner der dem Hafen zunächst liegenden Straßen scheinen an den Anblick der Franken, ihrer Kleidungen und Hüte bei weitem mehr gewöhnt zu seyn als die in den vom Meere entferntern Gegenden lebenden. Wir durchwandelten einige der gewühlvollsten Striche der Stadt, ohne Aufsehen zu erregen und kamen endlich in die Region der großen Zisternen. Noch nicht weit waren wir gegangen als Mr. Y.. hinter sich rufen hörte, währenddem ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit fesselte.

Er sah sich um und erblickte ein grün gekleidetes jedoch wie gewöhnlich verschleiertes Frauenzimmer, das sich das Ansehen zu geben schien, als hätte es ihm etwas zu sagen.

Der Engländer nähert sich der Türkin mit seiner brittischen Freimüthigkeit und redet, da er außer seiner Muttersprache keine andere zu sprechen versteht, sie mit den Worten an:

what d'ye want. — Diese bricht in eine laute Lache aus und giebt dem kühnen Franken unversehens eine derbe Ohrfeige.

„God damn!" — ruft Y.., indem er den ihm vom Kopfe gefallenen Hut wieder aufhebt und mit seinem Stocke auf die Muselmännin losgehen will. In dem Augenblicke drehe ich mich zufällig um. Es bemerken, hinzuspringen und ihn am Arm mit fortreissen war Eins. „Wir sind hier nicht in England" — flüsterte ich meinem Freunde zu, — sehen Sie um sich und erschrecken Sie nicht." — In der That waren schon mehrere Weiber und Männer herbeigeeilt, einige Türken hatten sogar bereits Hand an die Messer gelegt. Es hätte der Muselmännin nur noch ein Wort gekostet und wir hätten beide können unglücklich werden. — Es schien aber, das Frauenzimmer habe sich blos den Spaß machen wollen, einen Franken zu necken.

Wir eilten, daß wir davon kamen und bogen schnell in einen Seitenweg aus, der uns in einen andern Theil der Stadt versetzte. Mr. Y.. war durch den Unfall vorsichtig ge-

worden. Er hatte gelernt, daß man in Konstantinopel niemals sich umdrehen müße, wenn hinter einem gerufen würde, daß es überhaupt kein Vergnügen sey, ohne Geschäfte blos der Neugierde halber in Frankenkleidern entlegene Straßen zu durchwandern; daß aber jederzeit die höchste Gefahr damit verbunden sey, sich einem Frauenzimmer zu nähern oder es gar anzureden. Er ging jetzt jeder Frauensgestalt sorgfältig aus dem Wege und wich schon von ferne aus, wenn er eine gewahr wurde.

Aber es sind nicht nur die Weiber, denen der Franke in Konstantinopel auszuweichen hat, nicht weniger sind es die fast zahllosen Hunde; die elegante Welt verzeihe mir diese Zusammenstellung, die für Europa nicht gelten kann. Die Hunde hier sind ganz andere Thiere als bei uns, alle Straßen bevölkern sie und dabei betragen sie sich so kühn und unverschämt, als wären sie die wahren Eigenthümer derselben. Bekanntlich ist nach dem Koran der Hund ein unreines Geschöpf, weil er seinen Unrath nicht wie die Katze ver-

scharrt; er kann daher auch nie, wie diese, welche der Liebling des großen Propheten gewesen seyn soll, bei den Türken als Hausthier gehalten werden. Nicht einmal das Haus eines Muselmanns darf er betreten und wenn letzterer zufällig einen berührt; so ist er verunreinigt und darf nicht eher wieder die Dschamie besuchen, bis er sich und seine Kleider gereinigt hat. Freilich kann ein solches Gesetz in einer Stadt wie diese, nicht immer in aller Strenge befolgt werden; aber mehr oder weniger richtet sich doch ein jeder Muselmann darnach.

Von den hunderttausenden von Hunden, womit die Straßen in Konstantinopel wie übersäet sind, kommt daher auch kein einziger in ein Haus, hat keiner einen Herrn. Die Plätze, Gassen und Winkel der Stadt sind ihre Wohnörter, der Himmel ihre Decke. Hier leben sie ganz und durchaus Herrenlos und bringen den größten Theil des Tages mit Schlafen zu.

Sehr naiv machte mein Engländer die Bemerkung, er habe viele Länder durchreißt,

sey in Ost- und Westindien gewesen, habe überall Hunde gesehen, aber so impertinente Thiere, wie diese hier in Konstantinopel, seyen ihm noch nie vorgekommen. Wirklich ist Impertinenz die wahre Benennung, wodurch man die Hunde in den türkischen Städten charakterisiren kann, man hat davon gar keine Idee, man muß sie selbst mit Augen gesehen, durch eigene Erfahrung kennen gelernt haben, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen.

Äußerst merkwürdig sind mir immer in vieler Hinsicht diese Thiere gewesen, da sie auf eine von der der europäischen Hunde so ganz verschiedene Weise leben. Sie sind gewöhnlich von der Raçe der Schäferhunde und Spitze, aber nicht immer weiß wie bei uns, sondern meistens sehr bunt gefleckt und von der Größe unserer Fleischerhunde. Es ist ihnen aber nicht etwa einerlei, wo und an welchem Orte in der Stadt sie sich aufhalten und schlafen können. Nein, jeder Hund hat ein besonderes Quartier von Konstantinopel zu seinem Wohnungsort, welches er fast niemals

verläßt, in demselben hält er sich unter freiem Himmel die ganze Lebenszeit auf. Ja oft hat er sogar einen besondern Ort vor einem Hause oder in der Mitte der Straße, an welchem er beständig wohnt, den er zwar zuweilen verläßt, um der Befriedigung seiner Begierden nachzuhängen, aber immer doch nachher wieder von neuem aufsucht.

Von diesem Platze, den er sich nun einmal nach Willkühr ausersehen hat, treibt ihn nichts weg, er ist so gut als sein Eigenthum. Er würde es vertheidigen mit Blut und Leben, mit einer Hartnäckigkeit und einem Muthe, wovon man sich außerhalb der Türkei kaum einen Begriff machen kann, gegen den Kühnen, der es wagen wollte, ihn durch irgend ein Mittel zu bewegen, diesen seinen Ort zu verlassen, und alle seine Brüder würden als treue Bundesgenossen zu seinem Beistande herbeieilen und grausam rächen die Gewaltthätigkeit, die man an einem ihres Geschlechts ausüben wollte.

Wer mit europäischen Begriffen nach Konstantinopel kommt, dem müßen diese Hunde

eins der auffallendsten Schauspiele darbieten, und Stoff zu den mannigfaltigsten Reflexionen geben. Hier liegen diese trägen Thiere, aber muthvolle Vertheidiger ihrer Rechte, furchtlos und unbesorgt mitten in den gangbarsten, mit Menschen, Pferden, Eseln, Mauleseln, Büffeln und Kameelen angefüllten Strassen oder nahe an den Thüren oder Thoren der Häuser, da wo oft das Gedränge und Getümmel am größten und lautesten ist. Sieht man von einer Ecke in eine Straße hinab; so kann man ihrer bisweilen zwanzig bis dreißig zählen, wovon jeder unveränderlich seinen bestimmten Ort hütet.

Dies geht so weit, daß man zu den verschiedensten Zeiten des Tages und Jahres eine oder die andere Straße durchwandern kann, man wird jederzeit die nämlichen Hunde auf den nämlichen Plätzen liegend antreffen, sie seyen nun mitten in den Straßen oder auf den in manchen statthabenden Trottoirs. Dieses, was jedermann, der sich einige Zeit in Konstantinopel aufgehalten hat, als

Thatsache bekannt ist, gab vor einiger Zeit Anlaß zu einer sonderbaren Wette zwischen zweien reisenden Engländern. Der eine hatte diese Bemerkung durch eigne Erfahrung gemacht, ohne daß jemand anders seine Aufmerksamkeit darauf geleitet hätte, er schrieb sich daher einst sorgfältig die Hunde, die in einer gewißen Straße an gewißen Orten ihren Aufenthalt hatten, nach ihrer Gestalt, Größe, Farbe und äußerm Habitus auf, und ging mit dem andern die Wette ein, er wolle zu jeder Stunde auf seiner Stube bestimmen, was für Hunde vor jedem Hause oder an diesem oder jenem Orte der bezeichneten Straße sich befinden würden. Dieser, der von der ganzen Sache nichts ahndete und sich einbildete, die Hunde in Konstantinopel müßten in eben dem Verhältnisse zu den Menschen stehen, wie in London, hielt das Anerbieten geradezu für unmöglich und mußte die Erfahrung, daß man im Orient nichts mit europäischen Linien und Maaßen messen könne, mit seinem Golde bezahlen.

In europäischen Städten müßen die Hun-

de den Menschen überall aus dem Wege gehen, ganz umgekehrt ist es in Konstantinopel. Hier beherrschen diese Thiere recht eigentlich die Straßen und zwar diejenigen am meisten, die am bevölkertesten sind. Jedermann der in denselben einhergeht und auf einen gerade vor ihm liegenden Hund stößt, geht sorgfältig um diesen herum oder nimmt sich wenigstens sehr in Acht, daß er ihn nicht einmal berührt. Wie schwer dieses in einer so volkreichen Stadt wie diese in manchen Fällen seyn müße, sieht jeder von selbst ein. Oft sieht man sich genöthigt, sich durch das dickste Menschengetümmel durchzudrängen, um nur nicht einem ruhig schlafenden Hunde zu nahe zu kommen.

Sehr seltsam ist es anzusehen, wie selbst die lasttragenden Thiere in Konstantinopel daran gewöhnt sind, überall den Hunden auszuweichen. Man erblickt schwer beladene Kameele, wie sie mühsam jeden ihrer Schritte abmessen, um nicht auf eins dieser Thiere zu treten, träge Büffelochsen und Esel, wie sie behutsam um sie herum gehen, stolze muthige

Rosse, wie sie schon von fern einen weiten Umweg einschlagen, um nicht auf einen Hund zu treffen. Auch fürchtet keiner der Konstantinopolitaner Hunde eines dieser großen Thiere, wüthend würden sie jedem derselben in die Beine fallen, wenn eins sich unterstehen sollte, sie nur zu berühren; auf das Geheul eines einzigen Hundes würden ihrer in einem Moment zwanzig versammelt seyn und sie wären im Stande alles zu zerfleischen, und die grimmigste Rache auszuüben, wenn einer ihrer Genoßen beleidigt worden wäre.

Selbst unter und gegen einander aber üben auch diese Thiere eine Art von Polizei aus. Ein Hund, der in einem Quartiere der Stadt lebt, darf nicht in ein anderes kommen, ohne von allen Hunden dieses letztern angefallen zu werden. Dieses findet nicht nur in der Stadt, sondern auch in allen Vorstädten statt, denn diese sind eben sowohl mit Hunden bevölkert als Konstantinopel selbst. Mehrere meiner hiesigen Freunde haben mir versichert, daß sie nicht selten solche Kämpfe mit angesehen haben, wo Blut in Strömen floß und

mehrere Hunde auf dem Platze blieben. Noch vor einer Woche soll ein Hund aus Galata, der zufällig in das Quartier von Pera kam, von den Hunden dieser Vorstadt sehr übel zugerichtet worden seyn. Übertreibung mag immerhin in Ansehung dieser Erzählungen statt finden, aber mehr oder weniger sind sie gewiß wahr. Die Franken, welche Hunde halten, müßen sie beständig hüten, wenn sie sie nicht in Gefahr geben wollen.

Aber wie und wovon leben diese vielen Thiere? wird jeder Unbefangene fragen, der mit den Sitten und der Religion der Muselmänner nicht genau bekannt ist. — Bei der ausserordentlichen Menge von Hunden, die man überall und an allen Orten erblickt, war auch mir dies, ich gestehe es gern, anfangs ein Räthsel, bis ich durch die Erfahrung einsehen lernte, daß es unter den stattfindenden Umständen gar wohl zu lösen sey.

Man hat mit Recht sehr oft erinnert, daß die mohumeddanische Religion alle ihre Schwestern weit darin hinter sich zurücklasse, daß diese wohl Barmherzigkeit und Mitlei-

den als Tugenden anempfehlen, jene sie aber allein zu Gebote macht, und dieses erstreckt sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Thiere. Freilich haben die Hunde in Konstantinopel keine Herren und Eigenthümer, dagegen aber machen sich die Türken ein Vergnügen daraus, alles, was von ihren Tafeln übrig geblieben ist, den Hunden vor die Häuser zu bringen und dadurch eins der ersten Gesetze des großen Propheten zu erfüllen.

Dabei aber lassen es die vornehmen und reichen Muselmänner noch nicht bewenden. Sie lassen vielmehr an gewissen Tagen eine große Menge Fleisch besonders für die Hunde einkaufen und wöchentlich unter sie austheilen. So sieht man oft die Diener derselben mit großen Schauffeln voll Fleisch in den Straßen der Stadt herumgehen und jedem Hunde, auf den sie stoßen, ein Stück vorlegen. Andere haben sogar reiche Vermächtnisse gemacht, wodurch sie auch nach ihrem Tode für den Unterhalt der Hunde gesorgt haben. Diese sind nach und nach so häufig geworden, daß jeden Tag in der Woche Fleisch-

portionen unter die Hunde vertheilt werden können, welche von besondern Leuten öffentlich herumgetragen werden.

Außerdem wird das viele Vieh, das in einer so ungeheuren Stadt wie Konstantinopel tagtäglich fallen muß, ebenfalls den Hunden zu Theil, denen hier das Aas eben so ein Lekkerbissen ist, wie den Geiern und andern Raubvögeln. Dies hindert jedoch alles nicht, daß einem nicht oft hungrige Hunde begegnen, die vielleicht in ein paar Tagen nichts gefressen haben und sich bisweilen mühsam durch Unrath und Koth zu nähren suchen.

Wenn übrigens diese Thiere in Ruhe gelassen werden; so sind sie die phlegmatischsten von der Welt, darin ähneln sie ganz den türkischen menschlichen Bewohnern der Stadt, von denen sie umgeben sind. Den ganzen Tag sonnen sie sich in den Straßen, auf den Plätzen und Hügeln, liegen oft da soviel als möglich ausgestreckt in völliger Unthätigkeit und bekümmern sich wenig um das, was neben ihnen vorgeht. Bellen hört man sie gar nicht, sie sind hier nicht zum Nutzen und Ge-

brauch der Menschen, sondern man duldet sie wie man die Vögel duldet und weil es die Religion gebietet. Ihre Ruhestätte werden ihnen am Ende ihrer Tage zugleich zum Grabe, und da dienen sie noch ihren Brüdern zur Speise.

Übrigens irrt man sich sehr, wenn man glaubt, die Hunde in Konstantinopel wären von derjenigen Raçe, die man bei uns Vorzugsweise türkische Hunde zu nennen pflegt; ich weiß nicht, woher diese ihre Abstammung haben, aber hier findet sich schlechterdings kein einziger, der damit eine Ähnlichkeit hätte. Ich habe nie einen angetroffen, sowenig in der Stadt als in den Vorstädten, der keine Haare hätte, im Gegentheil tragen sie meistens langes Haar und überhaupt scheint die konstantinopolitaner Raçe zwischen den grossen Spitzen und Windhunden zu fallen.

Da niemand sich hier der Vermehrung der Hunde widersetzt und jeder derselben in der vollsten Freiheit seinen Geschlechtstrieb befriedigen kann, so läßt sich leicht die fast unzählbare Menge dieser Thiere erklären und man

müßte sich im Gegentheil wundern, daß ihre Anzahl nicht noch weit mehr angewachsen ist, wenn man nicht wüßte, daß die Natur überall in der animalischen Schöpfung sowie in der vegetabilischen ihre Gränzen selbst setzt.

Ein weit interessanteres Phänomen aber ist es für den Naturforscher und Arzt, daß man bei den ungezählten Haufen von Hunden in Konstantinopel unter den Türken von keinem Beispiele weiß, daß einer toll geworden sey. Dagegen hat man wirkliche Exempel, daß in Pera unter den Franken Hunde, die sie als Hausthiere hielten, die Wasserscheu bekamen. Ein Hauptgrund scheint mir immer darin zu liegen, daß die Hunde der Türken sich gleichsam im Naturzustande befinden und dadurch gegen alle Veränderlichkeiten der Witterung und des Klimas, sowie gegen alle Unfälle des Lebens abgehärtet sind, welches bei den unsrigen nie vollkommen der Fall seyn kann. Auch hat man ja oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Thiere im völlig freien Zustande eine weit dauerhaftere Gesundheit genießen als im zahmen. Die häufig an-

geführte Ursache, daß die europäischen Hunde nicht jederzeit den Geschlechtstrieb nach Lust befriedigen können, mag freilich nicht ganz grundlos seyn, aber sie erschöpft und erklärt doch bei weitem nicht alle Fälle. Vielleicht daß auch im Morgenlande der Himmel selbst dem Ausbruche dieser fürchterlichen Krankheit ungünstig ist.

Die Türken begnügen sich aber nicht nur, die zahlreichen Hundehaufen zu ernähren, sie gehen in ihrem Eifer soweit, daß sie sie sogar auch beschützen und vertheidigen. Ein Franke, der sich an einem Hund vergreifen wollte, würde eben so wenig unbestraft bleiben, als hätte er ein türkisches Weib angetastet. Auch die Einwohner von Pera sehen sich genöthigt, um nicht die Wuth des muselmännischen Pöbels auf irgend eine Art zu reizen, den Hunden auf den Straßen der Vorstadt mit der größten Behutsamkeit zu begegnen. Wehe dem Fremden, der aus Unvorsichtigkeit oder Unwissenheit es wagen wollte, einen Hund auch nur zu schlagen, wenn es von Türken bemerkt würde! — Noch vor nicht

langer Zeit wäre ein Genueser in Topana beinahe erstochen worden, weil er einen Hund, der ihn anfiel, mit einem Knotenstocke von sich abwehrte und ihm eine gute Tracht Prügel versetzt hatte. Überhaupt geben die Hunde den Muselmännern sehr oft Gelegenheit zu Avanien gegen die Franken.

Das Unglück ist, daß diese Thiere einen tödlichen Haß auf alle Franken geworfen zu haben scheinen. In Pera geht's noch an, aber in Konstantinopel selbst und hauptsächlich in solchen Gegenden, wo wenig Europäer hinkommen, geht die Wuth der Hunde so weit, daß sie schlechterdings niemand leiden, der in fränkischen kurzen Kleidern und mit einem Hut einhergeht. An die langen morgenländischen Kleidungen sind sie gewöhnt, dagegen einem fränkisch gekleideten Europäer fallen sie oft in die Beine, ohne daß dieser sich vertheidigen darf. Schon dieses Umstandes wegen ist es dem europäischen Fremden nicht zu rathen, sich ohne Schutz in entlegene Quartiere der Stadt zu begeben. Freilich wäre mancher schon übel weggekommen, wenn er

sich mit seinem Stocke nicht wirklich gegen die Anfälle der Hunde vertheidigt hätte, aber es ist doch immer mehr oder weniger mit Gefahr verbunden; überdies ist Vertheidigung meistens unmöglich, da beim Bellen eines Hundes gleich zehn in Bereitschaft sind, ihrem Bruder zum Beistand herbeizueilen. Und die Türken — o! die Türken, man kennt ja ihren Haß gegen die Franken, sie machen sich ein Vergnügen daraus, einem solchen Schauspiele zuzusehen.

Kürzlich faßte ein Neapolitaner in Galata den heroischen Entschluß, seine europäischen Mitbrüder von diesen hartnäckigen Feinden, gegen die sie sich nur wehrlos verhalten können, auf einmal zu befreien. Er bereitete eine starke Giftmischung, und brachte sie mit Fleisch den Hunden bei. Sie starben augenblicklich. Eine Menge dieser Thiere waren schon auf diese Weise ein Opfer des Todes geworden. Er setzte seine Operationen fort und richtete eine große Niederlage unter seinen Feinden an. Aber ein Armenier, dessen er sich als Gehülfen bedient hatte, verrieth

die Sache an einen Türken. Sobald der Pöbel Nachricht von dem unerhörten Vorfalle erhielt, wollte er das Haus des Franken stürmen und plündern, nur mit Mühe konnte er wieder zur Ruhe gebracht werden. Der Neapolitaner suchte Anfangs Schutz im Palais des Gesandten seiner Nation und entfloh bald darauf nach Salonichi, um der Wuth der gereizten Muselmänner zu entgehen.

Da ich mit Mr. Y.. in einen Kreuzweg getreten war, der zunächst zum Hafen zurückführte, erblickten wir einen russischen Offizier, der uns so schnell wie möglich zu erreichen strebte. — „Gott! rief er uns gebrochen französisch zu, was bin ich so froh, daß ich eine europäische Menschenseele einmal gefunden habe. Ich irre nun schon seit zwei Stunden in diesem Labyrinthe umher, ohne einen Faden zu entdecken, an dem ich mich aus ihm herauswickeln könnte.“ Er fing darauf an, in einem Strom alle die Unfälle uns zu erzählen, die ihm in dieser kurzen Zeit begegnet wären.

Er hatte sich in Gesellschaft einiger andern Russen nach der Stadt von Pera überschiffen

lassen, um die prachtvollen Basars in Augenschein zu nehmen. Im Getümmel der diese ohne Unterlaß erfüllenden Menschenmenge war er plötzlich von seinen Landsleuten getrennt und vom Gedränge eine Strecke weit mit fortgeführt worden. Aller angestrengten Mühe ungeachtet hatte er sie nicht wieder auffinden können, und war, da ihm niemand Bescheid zu geben wußte, wie ein Verirrter durch die wie Irrgänge in und durch einander gehende Basars gelaufen, hatte sich aber immer nur noch mehr verirrt. So war er endlich vom rechten Wege ganz abgekommen und hatte zufällig gerade solche Gassen eingeschlagen, die ins Innere der Stadt führten.

Hier hatte er niemand angetroffen, der europäische Kleider getragen hätte und daher auch nicht gewagt, jemand anzusprechen, aus Furcht, daß man ihn nicht verstehen und auslachen würde. Wie er in eine Hauptstraße getreten war, hatte ein ganzes Rudel von schwarzen und weißen Jungen ihn umringt, ausgehöhnt und mit Koth und Kürbißen geworfen. Er war davon gelaufen, aber ein paar

Weiber, bei denen er in aller Hast vorbeirennen mußte, hatten ihn mit einem Hagel von Steinen begrüßt. Von Furcht und Angst ward er so aus einer Straße in die andere getrieben, bis er endlich uns noch zu allem Glück erblickte, da er schon beinahe verzweifelt hatte, je wieder lebendig aus Konstantinopel herauszukommen.

Und diese Behandlung war ihm nicht etwa darum wiederfahren, weil er russische Uniform trug. Das Volk von Konstantinopel weiß nichts von einem Unterschiede zwischen Franke und Franke; wer einen Hut und enge Kleider trägt, der ist ein Gauer und das ist genug, ob Russe oder Deutscher, Franzos oder Engländer das ist gleichviel. Ist die Pforte mit einer europäischen Nation im Kriege und der Pöbel hat die Erlaubniß, Gewaltthätigkeiten auszuüben gegen diese; so sind auch alle andere fränkische in Konstantinopel ansäßige Nationen ebenfalls in Gefahr. Würde es zu einem wirklichen Aufstand gegen eine kommen; so würden auch alle andere mißhandelt und maßakrirt werden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Rückweg zum Hafen. — Der Sultan inkognito. — Schnelle türkische Justiz. — Ankunft asiatischer Truppen. — Interessante Bekanntschaft mit einem Renegaten. — Motive zu seinem Übergang zum Moslemismus. —

Die Furcht hatte sich des Russen sosehr bemeistert, daß er uns inständig um die einzige Gefälligkeit bat, ihn auf dem kürzesten Wege nach Pera zurückzubegleiten. Das geringste neue Getöß, das sich um oder hinter ihm erhub, schreckte ihn, und er verfluchte mehrmalen die Türken und die Türkei. Da das Getümmel in den Straßen so groß war, daß nicht zwei Mann neben einander gehen konnten und jeder Mühe hatte, sich für seine Person einen Weg durchs Gedränge zu bahnen; so waren wir nicht im Stande, uns alle drei

an den Armen zu führen, dadurch entstand aber mit jedem Moment die Gefahr, daß wir uns von einander verlieren konnten.

Eben bogen wir in eine Nebengasse ein, um dem weitläuftigen Zuge eines in allem orientalischen Pomp einherreitenden vornehmen Türken auszuweichen, als ich einen Griechen einem andern zuflüstern hörte: „Der Sultan! Der Sultan!“ — Wir sahen nach der von ihm bezeichneten Gegend hin und erblickten einen Türken zu Pferd, der ziemlich gemein aussah', in einer gewißen Entfernung folgten ihm zwei andere reitende Muselmänner, die aber so daherzogen, als gehörten sie gar nicht zum erstern.

Es war wirklich der Großherr, der inkognito die Stadt besuchte, ein alter Brauch der orientalischen Könige, der noch jetzt in Konstantinopel fortdauert und nicht wenig dazu beiträgt, jedermann im beständigen Terrorismus vor dem allgewaltigen Despoten zu erhalten.

Ganz ohne Kennzeichen seiner hohen Würde und Majestät hatte er die Kleidung eines

asiatischen Türken vom Mittelstande angelegt, der nur unordentlich um den Kopf gewundene und tief herab die Stirn bedeckende Turban trug viel dazu bei, ihn unkenntlich zu machen. Vorn im Gürtel trug er gleich jedem andern Muselmann zwei Pistolen und ein langes Messer. Auf gleiche Weise waren auch die beiden andern ihm nachfolgenden Türken, von welchen einer von schwarzer Gesichtsfarbe war, bewaffnet.

Indessen mußten doch viele, die den Sultan öfter gesehen hatten, ihn auch unter dieser Verkleidung und Maske erkennen, denn ich bemerkte, wie hin und wieder das Volk auf den Straßen stehen blieb und ihm schweigend nachsah.

Sosehr sich auch der russische Offizier dawider setzte, beschloß ich doch, mit Mr. Y.. ihm zu folgen, weil ich hoffte, dadurch Gelegenheit zu manchen Beobachtungen zu finden. Umsonst stellte er uns mit lebhaften Farben alle die Gefahren vor, in die wir durch dieses Wagestück uns stürzen könnten. Wir beharrten auf unserm Entschluß und er mußte

uns wohl auf dem Fuße nachschleichen, weil er sonst mit jedem Schritt, den er that, in die noch größere Gefahr kommen konnte, sich von neuem zu verirren.

Wir sahen uns im Stande, das Unternehmen vollkommen ins Werk zu stellen, da der Sultan sehr langsam ritt und wir ihm mit gewöhnlichem Schritt stets zur Seite bleiben konnten. Aber wir waren schon eine beträchtliche Strecke mehrere Straßen hindurch ihm nachgefolgt, ohne Stoff zu besondern Bemerkungen einzuerndten. Endlich glaubten wir, er habe vielleicht ohne besondere Absichten blos spazieren reiten wollen, weil wir gehört hatten, daß er dies nicht selten thue.

Allein eben da wir beschloßen, nach dem Hafen einzulenken, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen neuen Umstand rege gemacht. Der Sultan hielt vor einem Bäckerladen und schien einige Brode einzukaufen. Er ließ die Wage herausbringen und sich jedes Stück zuwiegen. Vermuthlich fand er das Gewicht richtig. Nun wandte er sein Pferd, kam vor ein ander Bäckerhaus und ließ die nämliche

Probe machen. Wir standen und gingen in einiger Entfernung, ohne daß wir ihm gerade ins Auge fielen, aber doch so, daß wir alles genau bemerken konnten.

Schon hatte er mehrere Bäcker auf diese Weise heimgesucht, als wir ihn bei einem mehr als bisher verweilen sahen. Auf einmal gab er ein Zeichen den beiden in einer Distanz von ihm befindlichen Türken. Kurz darauf ward eine hölzerne Maschine herbeigebracht. Das Gewicht des Brodes war zu gering gefunden worden. Dem Bäcker, einem Armenier, wurden die Beine in die Maschine gethan, in die Höhe gehalten und nun bekam er wohl hundert Streiche Phalange mit Gerten auf die bloßen Füße von einem Türken, der in dieser Absicht herbeigekommen war und sich schnell wieder mit seinen Werkzeugen entfernte. In zehn Minuten war die ganze Operation der Bestrafung vollendet.

Wir sahen den Großherrn nachher weiter reiten und auch die Fleischerwohnungen besuchen, um sich sowohl von der Güte als von dem gehörigen Gewichte des Fleisches zu über-

zeugen. Aber es war schon halb drei Uhr und wir mußten das Mittagsessen nicht versäumen. Wir eilten daher, zum Meere zu kommen. Hier aber wurden wir durch einen neuen Umstand aufgehalten.

Alle Küsten des Hafens waren mit kleinen Fahrzeugen und Schiffen bedeckt, aus denen bewaffnete Muselmänner in großer Anzahl ans Land stiegen. Sie waren meistens von schwärzlich-brauner Gesichtsfarbe, ihr Blick hatte etwas ausnehmend heroisches und wildes. Ihr Körperbau männlich schön, fast riesenhaft. Ihre Pistolen, Messer, Säbel und Flinten schimmerten von Gold und Silber.

Beim ersten Blick mußte man sie für Asiaten erkennen. Es waren Kriegsvölker aus dem Innern des türkischen Reichs, welche sich in Konstantinopel versammeln sollten, um dem Großvezier nach Syrien nachgeschickt zu werden. Die meisten waren aus Anatolien, viele aus Armenien und den Provinzen am Fuße des Kaukasus. Muth strahlte aus allen Gesichtern und Mienen; es kam mir vor,

mit solchen Männern müße man die Welt erstürmen können.

Endlich gelang es uns, ein Boot zu erreichen, in welches wir drei Ruderer steigen ließen, um desto geschwinder an Ort und Stelle zu seyn. Wie ich ins Hotel kam, war die Mittagstafel schon gedeckt. Unter den Gästen, welche sich mit uns zu Tische setzten, erregte ein junger reinlich und auch schön gekleideter Türk der Seltsamkeit wegen, besonders meine Aufmerksamkeit. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, die strahlende Weiße seiner Gesichtsfarbe wurde durch den dunkel schwarzen Bart noch mehr gehoben. Sein ganzes Äußeres zeigte etwas Entschloßenes, aber zugleich Sanftes und unwiderstehlich Anziehendes.

Ich weiß nicht, es ist ein unnennbares Etwas, das bisweilen in einem Nu, in einem Blicke zwei Seelen zu einem Wesen zusammenschmilzt, die unerwartet zum erstenmale einander begegnen. Erklären kann ich mir es nicht, aber wahr ist es. Jedes erkennt in dem andern das Ideal seines Herzens, das

es schon so lange mit sich herumgetragen, gehegt und gepflegt hatte. Jedes wird vom Gefühl gegen das andere ergriffen, ohne es doch zu kennen, jedes zu dem andern hingezogen, von ihm fest gehalten. Beide fühlen eine unerklärliche Sympathie zu einander.

In diesem Zustande befand sich meine Seele, als Selim Efendi, so hieß der Muselmann, seinen Platz neben mir nahm und mich mit einer bezaubernden Freundlichkeit, die nicht die leiseste Ahndung von Verstellung verursachen konnte, in französischer Sprache anredete. Wie selten ist es, einen Türken zu finden, der eine europäische Sprache redet, Selim verstand ihrer drei sehr gut, denn bald fand er Gelegenheit auch englisch und italiänisch zu reden. Aber welch ein noch weit auffallenderes Phänomen war es, einen Muselmann öffentlich an einer Table d'Hote mitten unter Franken sitzen zu sehen und alles ohne Unterschied gleich diesen zu essen und zu trinken, was ihm vorkam? —

Lange zerbrach ich mir den Kopf mit Vermuthungen über diesen seltsamen Osmanen.

Vielleicht ist er, fiel mir ein, in Gesellschaft einer türkischen Ambassade an irgend einem europäischen Hofe gewesen, hat dort sich seine Sprachkenntniß erworben, die Sitten und Gebräuche der Abendländer sich eigen zu machen gewußt. Ich lenkte das Gespräch auf London, sprach von den Sehenswürdigkeiten dieser größten aller europäischen Städte, Selim nahm warmen Antheil daran, schien aber von allem noch weit genauer unterrichtet zu seyn als ich selbst.

Meiner Sache beinahe gewiß, that ich bescheiden die Frage an ihn: ob er in England einige Zeit gewesen sey? — „Ich bin daselbst geboren," erwiederte er. — „Wie! Sie geboren in Großbrittanien, wie ist dies möglich?" — „Ich bin ein Engländer, versetzte er, ohne im Geringsten Scheue zu zeigen; erst acht Jahre sind es, daß ich Muselmann bin." —

So etwas hatte ich doch nicht geahndet, obgleich seine französische Aussprache wirklich den englischen Akzent hatte. Wie konnte ein Britte ein Türke werden, wiederholte ich mir oft in meinem Innern, welche Motive sind denk-

bar, die ihn zu einem solchen Schritt verleiten konnten? — Und ein Mann von so vielem Verstande, von so großer Lebensklugheit und wissenschaftlichen Kenntnißen, wie aus seinen Reden sichtbar ward, — wie konnte ein solcher Mann den Entschluß fassen, zur Religion und Gesellschaft der Muselmänner überzugehen? —

Doch, dachte ich, die Labyrinthenwege des Schicksals sind oft so verwickelt, daß es thörichte Anmaaßung seyn würde, ihre Enden erforschen zu wollen. Umstände leiten den Menschen auf seiner Lebensbahn, wie oft zwingen sie ihn, die gerade Heerstraße zu verlassen, und einen Seitenweg einzuschlagen? Verglichen nicht häufig genug schon ältere Schriftsteller die Welt mit einer Schaubühne. Jeder sorge nur dafür, daß er die aufgetragene Rolle gut spiele; die Rollen wählen und austheilen, das ist die Sache eines andern. Es kommt nicht darauf an, schrieb bereits Epiktet, wer Fürst oder wer Bettler sey; sondern wer den Fürsten und den Bettler am besten spielt. — Wer kann es wagen, die Ursachen

zu bestimmen, welche Selim zur Annahme dieser Rolle motivirten? — Wer, die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seiner Handlung einem strengen Kriterium zu unterwerfen? — Aus Nothwendigkeit und Zufall ist das Gewebe dieses Universums gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, aber ist sie auch immer vermögend, sie zu beherrschen? —

Ob Muselmann oder Christ, was konnte mir daran liegen, genug daß unsre Herzen mit einander sympathisirten. Mit neugierigen Fragen in ihn zu dringen, würde Unverschämtheit gewesen seyn. Ich fing daher lieber an, über die türkische Literatur zu reden und fand auch in diesem Stücke an ihm einen Mann, der mir über alles, was ich wünschte, Belehrung verschaffen konnte und zugleich, was mir noch mehr werth war, auch sehr geneigt dazu schien.

Beim Dessert lud er mich und einen jungen neben ihm sitzenden Franzosen, mit dem er schon weit länger bekannt zu seyn schien, Namens Philibert, zum Mittagsessen zu

sich auf den morgenden Tag ein, indem er diesen zugleich ersuchte, mich dahin zu geleiten, weil ich seine Wohnung in der Stadt nicht wüßte. Hierauf schied er mit vieler Höflichkeit von uns, da er noch heute einige Geschäfte zu verrichten hatte.

Was hätte mir erwünschter seyn können? — Philibert war einer meiner besten Freunde in Pera, mit ihm sollte ich Morgen meinen neuen türkischen Freund besuchen. Als wir nach aufgehobener Tafel auf europäische Art Kaffee mit einander tranken, bat ich ihn um einige Auskunft über Selim und er war leicht dazu zu bewegen, mir seine Geschichte mit wenig Worten zu erzählen.

Selim war der Sohn eines ziemlich vermögenden Engländers in der Grafschaft Yorkshire, sein zu hoffendes Erbtheil war ansehnlich genug, um davon leben zu können, ob er gleich viele Geschwister hatte. Früh kam ihm die Lust zum Reisen an. Er durchwanderte einen Theil von Frankreich und Italien, bekam endlich in Venedig die Begierde, auch Konstantinopel zu sehen.

Die reizende Lage und das anmuthige Klima der türkischen Hauptstadt bezauberten ihn. Von Natur freigebig und zur Verschwendung geneigt steckte er sich in Pera in eine solche Last von Schulden, daß er kaum hoffen konnte, sich jemals wieder aus denselben herauszuwickeln. Diese wuchsen durch seinen immer von neuem wieder verlängerten Aufenthalt stets mehr an. Sein Vater weigerte sich endlich, seine Schulden zu bezahlen und er konnte doch Konstantinopel nicht verlassen, ohne vorher seine Gläubiger befriedigt zu haben.

Schon hatte er enge Bekanntschaft mit einigen seiner Landsleute gemacht, die Renegaten waren. Die türkische Sprache fing er an, mit ziemlicher Geläufigkeit zu reden. Unter diesen Umständen faßte er den seltsamen Entschluß, ebenfalls Muselmann zu werden und seine Tage in Konstantinopel zu endigen, ein Entschluß, dessen Erfüllung vielleicht nur durch das Originelle und Bizarre seines Nationalcharakters zur Wirklichkeit reifen konnte.

Freiwillig unterwarf er sich der Beschnei-

dung, legte sich nun mit anhaltendem Fleiße auf morgenländische Sprachen und Literatur und brachte es bald so weit darin, daß er die meisten türkischen Gelehrten übersehen konnte. Der vorige Reis-Efendi lernte ihn als einen geschickten, fähigen jungen Mann kennen und bediente sich desselben zu manchen wichtigen Angelegenheiten. Er steht jetzt so in Ansehen, daß er frei mit allen Franken umgehen kann, ohne Verdacht und Argwohn zu erregen.

Dies ist die kurze Geschichte dieses interessanten Mannes. Wer nach Konstantinopel reist, sollte nicht versäumen, mit ihm Verbindung anzuknüpfen, denn er besitzt auch noch in seinem gegenwärtigen Zustande brittischen Edelsinn und Großmuth mit Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gepaart. Ein Franke kann von ihm in tausend Dingen mehr lernen als irgendwo in ganz Pera.

Eben so merkwürdig aber war wegen seiner Unglücksfälle der eben genannte Philibert, der freilich jetzt nach Frankreich zurückgekehrt seyn wird. Er hatte den glorreichen ersten

Feldzug Bonaparte's in Italien mitgemacht, war einer der Hauptkommissaire über die Lebensmittel bei der Armee, zeichnete sich bei Mantua durch seinen Muth und durch seine Entschlossenheit besonders aus und blieb auch bei der Armee, da Bonaparte bis Grätz in Steyermark vordrang.

Als nachher Ägypten von einer französischen Armee erobert war und der Krieg mit den Türken ausbrach, bestieg er eine Fregatte, um Bonaparte nach Afrika zu folgen. Allein diese gerieth den im mittelländischen Meere überall kreuzenden Engländern in die Hände und wurde nach Smyrna geführt.

Hier hielt man ihn, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für einen Neffen Bonaparte's. Er ward auf diese Nachricht von den Türken aufs schändlichste behandelt, mit Ketten belastet und in ein tiefes grauenvolles Gefängniß geworfen. Wollte man alle die Mißhandlungen beschreiben, die man hier gegen ihn ausübte; so würde man ganze Bogen füllen müßen. Niemand war, der sich sei-

ner annehmen konnte und wie hätte er sich vertheidigen wollen?

Endlich erschien ein rettender Engel im Unglück. Es war ein Engländer, praktizirender Arzt in Brusa, der damals gerade nach Smyrna kam. Sein Name ist Stuart, eben der, welchen ich nachher in Konstantinopel ebenfalls kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Der edle Menschenfreund vernahm kaum das Schicksal dieses Franzosen, als er sich vom türkischen Befehlshaber die Erlaubniß auswirkte, ihn einmal im Kerker besuchen zu dürfen. Er sah den unschuldig Leidenden und Mitleiden regte sich in allen seinen Gliedern. Nach vielen fruchtlosen Versuchen wirkte er ihm endlich doch die Freiheit aus, so daß Philibert jetzt unter englischem Schutz ganz frei in Konstantinopel lebte. Außer dem Gelde, das ihm sowie den andern Franzosen die Republik auszahlen ließ, erhielt er noch einen reichen Zuschuß von einem vornehmen aber aus Frankreich emigrirten Onkle in Petersburg. Dadurch war er im Stande auf eine ziemlich glänzende Weise in Pera zu leben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Mittagsmahl bei einem muselmännischen Freunde. — Ein paar Worte über türkische Literatur. — Unwissenheit der Peraer in allem, was die Gelehrsamkeit der Muselmänner betrifft. — Schwierigkeiten an Ort und Stelle selbst etwas von ihr zu erfahren. — Türkische Gerechtigkeitspflege in einem Beispiele. — Rettung eines Franken aus den Händen der Türken. —

Den andern Tag machte ich mich mit Philibert auf den Weg, unsern Freund Selim in seiner Wohnung heimzusuchen. Wir mußten durch die menschenreichsten Straßen der Stadt gehen. Lärm, Menschengetümmel, Gestöße der Käufer und Verkäufer war wie gewöhnlich. Es ging eine gute Stunde darauf, ehe wir den Ort unserer Bestimmung zu erreichen vermochten.

Wir fanden Selim Efendi mit untergeschlagenen Beinen auf einem auf dem Boden aufgeschlagenen Teppiche sitzen, um ihn herum lagen Bücher ausgebreitet. Er bewillkommte uns freundlich. Wir nahmen neben ihm sogleich Platz. Ein Wink von ihm und sein Diener brachte uns lange brennende Pfeifen.

„Meine Freunde, sagte er zu uns, heute müßen Sie einmal allen Ihren europäischen Sitten entsagen und ganz auf türkische Weise speisen." — Darauf befahl er die Tafel zurecht zu machen. Sein Diener brachte einen kleinen, kaum zwei Fuß hohen runden Tisch und stellte ihn auf die Erde, um ihn herum legte er Polster und Kißen, auf eins der letztern setzte sich Selim, wir beiden Europäer mit unsern engen Beinkleidern placirten uns so gut wir konnten.

Jeder legte sein Taschentuch vor sich auf die Kniee, an Servietten und Tafeltuch war nicht zu denken. Um uns jedoch das Essen bequemer zu machen, ward dafür gesorgt, daß jeder von uns einen besondern Teller, Messer

und Gabel erhielt, welches gewöhnlich sonst nicht zu geschehen pflegt. Die Löffel waren von schwarzem mit Elfenbein eingelegten Ebenholze.

Die Speisen, welche eine nach der andern aufgetragen wurden, waren äußerst fett und nahrhaft, zum Trinken hatten wir Wasser, Sorbet und Wein, den unser Wirth holen und mit uns sich gut schmecken ließ. Nach Tisch wusch man sich und trank Kaffee wie gewöhnlich.

Wir fingen nun an, über verschiedene Gegenstände der türkischen Gelehrsamkeit zu reden. Wer es weiß, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, sich in Pera nur irgend eine befriedigende Auskunft in diesem Stücke zu verschaffen, wird leicht urtheilen, wie erwünscht mir diese Bekanntschaft mit einem über alle Vorurtheile der Türken und Franken so erhabenen Manne, wie Selim, seyn mußte. Die in Pera gebornen Franken betrachten zwar die türkische Sprache, gleich den Griechen, Armeniern und Juden als eine ihrer Muttersprachen und lernen sie auch ziemlich geläufig reden, aber fast nie giebt sich ei-

ner damit ab, sie grammatikalisch zu erlernen, sie zu schreiben oder das in ihr Geschriebene zu lesen, er müßte denn die Absicht haben, Dragoman werden zu wollen. Und auch diejenigen, welche unter den Franken es so weit bringen, daß sie türkisch schreiben und lesen lernen, verstehen doch davon höchstens nur soviel, als sie zum Handel und Verkehr mit den Türken nöthig haben, ihre Kenntniß erstreckt sich nie über ihr Bedürfniß.

Man kann zehn Jahre in Pera verweilen und man ist über die Gelehrsamkeit der Türken so klug wie vorhin. Höchstens erfährt man, daß sie geschriebene Bücher, auch wohl Büchersammlungen haben. Selbst nur türkisch reden wird ein Fremder in Pera gewiß nicht lernen, wenn er sich auch eine lange Zeit dort aufhält, es müßte denn seyn, daß er sich mit Eifer bemühte, sich die Sprache eigen zu machen. Wo er auch innerhalb des Bezirks von Pera hinkommen mag, hört er französisch, italiänisch, griechisch reden, türkisch hin und wieder nur ein paar Worte. Oft vorkommende Wörter und Redensarten würden sich also

wohl seinem Gedächtnisse einprägen, aber zusammenhängend reden kann er auf diese Weise nicht lernen.

Dazu kommt noch, daß es gar viele Menschen in Pera giebt, die kein Wort türkisch verstehen. Kaufleute, die erst in spätern Jahren sich in Konstantinopel niedergelassen haben, lernen selten die Sprache der Muselmänner, die Gesandten und alle zu ihren Familien und zu ihrem Gefolge gehörigen Personen im Allgemeinen nie. Von Ausnahmen rede ich nicht, worunter z. B. der kaiserliche Internuntius Baron Herbert gehörte.

Daß man überhaupt als ein Fremder in Pera die türkische Sprache nicht von selbst erlernen könne, wird man schon daraus zu schliessen im Stande seyn, daß fast alle, welche sie nicht von Jugend auf gleich ihrer Muttersprache reden hören, sie von Sprachmeistern erlernen müßen, deren es eine große Anzahl hier giebt. Der Fremde, und jeder, der erst spät seinen Wohnplatz in Pera aufschlägt, ist immer geneigt, sich besonders an seine Nation zu halten und sich an die Häu-

ser derselben anzuschließen. Dort hört er aber selten eine andere als seine Muttersprache sprechen und kann daher auch nie unter seinen Landsleuten türkisch reden lernen. Doch lernen es die Mannspersonen noch weit eher als die Frauenzimmer, weil diese noch weit weniger mit Türken in Verkehr stehen.

Freilich bildet Konstantinopel mit allen seinen Haufen von Vorstädten, Pera nicht ausgenommen, nur ein großes Ganzes, dessen Theile auch in verschiedenen Stücken völlig einander ähnlich sind; aber die Franken sind doch wie ein Staat im Staate zu betrachten. Ihre Lage ähnelt in gewißen Rücksichten völlig der der Juden bei uns, welche in verschiedenen Städten in besondern Straßen eingeschlossen sind. Ehemals fand man wirklich unter diesen Subjekte, welche keine andere Sprache als die ihrer Nation redeten. Nur der häufige Verkehr mit den Christen macht, daß sie die Sprachen dieser ohne Mühe erlernen. In Pera aber giebt es gar viele Frankenfamilien, welche schlechterdings gar nichts mit Türken zu schaffen haben, woher

sollten sie also von ihrer Sprache etwas ins Gedächtniß bekommen? —

Überdies stellt man sich kaum die Gleichgültigkeit vor, mit der man in Pera alles anzusehen gewohnt ist, was Bezug auf die Türken, ihre Sitten, Gebräuche, Denkmäler, Produkte 2c. hat. Es geht hier wie gewöhnlich, was man vor Augen hat, darum bekümmert man sich nicht, nach entfernten Gegenständen richtet man stets seine Blicke. Ich glaube, daß die Peraer neugieriger seyn würden, etwas von der Literatur der Chinesen, Tibetaner und Japaner kennen zu lernen als von der der Türken, die sie eben so wenig kennen. Diese Sorglosigkeit geht so weit, daß man auch über die interessantesten die Osmanen betreffende Gegenstände vergeblich oft bei ihnen Auskunft sucht.

Außerdem, daß man ganz allein dem Vergnügen und dem Lebensgenuß nachstrebt, bekümmert man sich hier nur um das, was Interesse hat und reellen Vortheil gewährt. Außer den Häusern der Ambassadeurs sind ja die meisten andern Einwohner Negozianten,

bei ihnen wird man wohl Kaufmannsgeist aber nie literärischen Geist antreffen. Schon hieraus wird einleuchten, daß man da wenige Personen suchen muß, die einige Kenntniß von den vornehmsten Literaturprodukten Europa's, geschweige denn der der Asiaten, haben.

Hätten aber auch die Peraer Eifer, die wissenschaftlichen Kenntnisse der Muselmänner zu erforschen; so würde es dennoch auch alsdann noch mit fast unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn. Man sollte dies nicht denken, da man doch hier gleichsam an Ort und Stelle ist. Aber die Sache verhält sich wirklich so.

Der Abstand und die Verschiedenheit in allen auch den geringfügigsten Dingen ist zwischen Europäern und Türken so groß, daß sie völlige Antipoden von einander sind. Da nun jede beider Nationen ihre Sitten und Gebräuche für die besten und die entgegengesetzten als barbarisch ausschreit; so werden die Türken die Franken ebenso als Barbaren verachten, als sie von diesen als solche ge-

ring geschätzt werden. Schon dies hält beide Nationen stets in einer gewißen Entfernung von einander.

Aber selbst die Religion gebietet den Muselmännern, den Umgang mit Bekennern anderer Religionspartheien zu meiden. Nie kann eine freie gesellschaftliche Verbindung zwischen ihnen statt finden. Die Franken leben also wohl in Konstantinopel; aber sie leben dort nicht wie etwa der Deutsche in Paris, London, Rom, Neapel, der dort sehr bald eine Übung in der Landessprache bekommt. Orte, wo Türken häufig zusammen kommen, werden vom Franken vermieden, und auch da, wo sie zuweilen zusammen treffen, reden sie doch selten mit einander. In die gesellschaftlichen Versammlungen der Franken hat dagegen selten der Türke Zutritt. So leben beide Nationen in steter Abgesondertheit von einander. Kämen sie aber auch häufig unter einander zusammen; so würde doch ein Hauptumstand wegfallen, der in Europa dem Ausländer die Erlernung der Landessprache so sehr erleichtert, ich meine den Umgang mit

den Frauenzimmern, welcher hier nie statt finden kann, und dann würden auch die Einfachheit der Lebensart und die durch die Erziehung eingeprägte Verschlossenheit bei den Morgenländern große Hinderniße zu einer baldigen Erlernung ihrer Sprache seyn. Endlich kann nie eine türkische Familie mit einer fränkischen in einem Hause wohnen, wodurch ein näherer Umgang beider am besten befördert werden könnte und selbst die Armenier und Griechen, welche meistens die türkischen Sitten so gut kennen wie die ihrigen, dulden nicht gern einen Franken in ihren Wohnungen.

Man hat also in Pera kein anderes Mittel, die türkische Sprache zu erlernen als entweder bei einem Sprachmeister oder Dragoman Stunden zu nehmen, wobei man aber meistens in Gefahr ist, eine fränkische Aussprache sich anzugewöhnen und mit vielen Gegenständen ganz irrige Begriffe verbinden zu lernen, oder einen Khodscha d. h. einen gelehrten Muselmann zu dingen, welcher für theure Bezahlung zu einem kommt, keine eu-

ropäische Sprache versteht und im Reden, so-wie alle andere Türken, sehr sparsam ist. Ich habe Personen gekannt, welche einen solchen Khodscha zwei bis drei Jahre lang zu sich kommen ließen und doch am Ende kaum fertig türkisch lesen und die Buchstaben nachmalen konnten.

Man wird jetzt erst recht einsehen, welchen großen Vortheil mir Selim's Umgang gewähren konnte. Alles, was zu einem muselmännischen Gelehrten erfordert wird, besaß er im höchsten Grade. Sowohl in türkischer als in arabischer und persischer Gelehrsamkeit war er vollkommen bewandert. Dazu kamen bei ihm noch so manche europäische Kenntnisse. Er hatte sich nach und nach mit nicht geringem Kostenaufwande eine ziemlich ansehnliche Bibliothek von englischen und französischen Büchern gesammelt. Vorzügliche Werke besaß er z. B. im Fache der mathematischen und Kriegswissenschaften. Ich fand bei ihm Newton's principia, dessen Optik, Maclaurin's Treatise on Fluxions, Bezouk's Cours de Mathématique u. a. Von

welchem großen Nutzen konnte ein solcher Mann den in den meisten Wissenschaften so unwissenden Türken seyn, hätten sie ihn nur gehörig zu benutzen gewußt.

Aber Selim selbst klagte uns, daß mit dieser Nation nichts anzufangen sey, daß er schon oft Vorschläge zu Hauptverbesserungen unter ihnen gethan habe, nie jedoch etwas habe ausrichten können. Er hatte ein Buch in türkischer Sprache verfertigt, welches Anfangsgründe der Algebra enthielt. Der Reis-Efendi lobte ihn zwar dafür, belohnte ihn jedoch nicht einmal für seine Mühe. Der Abschreiber, welcher die Buchstaben mit möglichster Eleganz gemalt und hin und wieder mit Gold verziert hatte, hatte ihm allein über 30 Piaster gekostet.

Selim hatte Geschäfte in der Kanzelei des Reis-Efendi. Wir verließen ihn daher und beschlossen, unsern Rückweg nach der Frankenstadt über einen Theil des großen Basars zu nehmen. Ich hatte hier ein eben so seltsames als scheußliches Schauspiel. Man hatte einen Dieb gefangen, der eine goldene

Kette gestohlen hatte, und er war zum schrekkenden Beispiele für andere eben da aufgeknüpft worden, wo er den Diebstahl begangen hatte. Er hing an dem Gewölbe des Goldarbeiters, aber so niedrig, daß er mit den Füßen fast diejenigen berührte, die unter ihm vorübergingen. Ich kann nicht sagen, welchen schaudererregenden Eindruck dies auf mich machte, da ich es zum erstenmale sah. In der Folge hatte ich öfters Gelegenheit, solche und noch weit fürchterlichere Beispiele von türkischer Gerechtigkeitspflege zu erfahren. Man wird es aber, wie alles andere, mit der Zeit gewohnt.

Als wir durch Galata den großen Thurm vorbei spazieren gingen, hatten wir Gelegenheit, einen Franken aus einer großen Verlegenheit zu retten. Es war ein östreichischer Unterthan, der aus Jaßy nach Konstantinopel zum erstenmale gekommen war. Er trug lange griechische Kleidung wie viele andere, ohne darum Raja oder türkischer Unterthan zu seyn.

Als er allein ein wenig durch eine Straße

der Vorstadt spazieren ging, verlangten zwei Türken von ihm den Haradsch (das Kopfgeld) und da er nicht türkisch verstand und ihnen also sich auch nicht verständlich machen konnte; so nahmen sie ihn gefangen und wollten ihn mit sich führen.

Kaum erblickte er uns in fränkischen Kleidern von weitem, als er laut aufschrie, uns auf italiänisch zurief, ihm zu Hülfe zu kommen und zugleich mit wenig Worten bedeutete, was für eine Bewandniß es mit ihm habe. Philibert, der etwas türkisch redete, sprang hierauf hinzu, drohete den Türken und zeigte ihnen, daß es ihnen übel gehen würde, wenn sie diesen Mann nicht sogleich gehen ließen, weil er ein östreichischer Unterthan sey und folglich keinen Haradsch bezahle.

Nach einem heftigen Wortwechsel, in den sich auch mehrere vorbeigehende Griechen mischten, bekam der Franke endlich seine Freiheit wieder und dankte uns mit Rührung für den ihm geleisteten Dienst. In der That hätten die Türken ohne uns ihm noch manche Avanie anthun können.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der Weg nach Dolma-Backdscheh. — Über das Tabacksrauchen durch Wasser. — Die Zigeuner als Musikanten. — Die einfache Mahlzeit. — Reize und Schönheiten der Gegend. — Der Sommerpallast des Großherrn und seine Gärten. — Allgemeine Spazierplätze der Türken. —

Um die Zeit zu benutzen, die noch bis zum Abend übrig war, beschloßen wir, einen Spaziergang nach Dolma-Backdscheh zu unternehmen. So nennt man hier eine Gegend, welche Nordwärts von Pera über Fondukli sich ziemlich weit am Kanal hinzieht, und wegen der auf ihrem Boden in großer Mannigfaltigkeit abwechselnden anmuthigen Hügel und Thäler, schattigen Wäldchen, Lustörtern und morgenländischen Hainen zu den

reizendsten Umliegenheiten des Bosporus gehört.

Wir hatten einen weiten Weg dahin. Die ganze lange Hauptstraße von Pera mußten wir durchwandern, dann drehten wir uns Rechts und ließen Links den Ort liegen, wo die türkischen Frauenzimmer-Fiakers ihren Stand haben. Auf der Straße, welche auf der Nordostseite der Vorstadt von Westen nach Osten hinlauft und Pera hier gleichsam begränzt, befindet sich ein türkisches nie fast von Gesellschaften leeres Kaffeehaus; Franken trift man da gewöhnlich außer den Türken und Griechen an und ich hörte es daher auch durch die Benennung des fränkischen Kaffeehauses bezeichnen.

Wir traten in dasselbe; es hatte eine schöne Lage. Neben der Straße, die bei demselben vorbeiführte, war links auf einer Anhöhe ein Pavillon errichtet, wo man seine Zeit auch in freier Luft zubringen konnte. Eine Anzahl kleiner runder Sessel von Holz war da auf dem Grase aufgestellt, worauf man sich niederlassen konnte. Sobald man daselbst aber

Posto gefaßt hatte, wurde man, auch ohne daß man es forderte, von den Kaffeetiers mit Getränk, Pfeifen und Taback bedient. Übrigens war es erlaubt, seinen eignen Taback mitzubringen und dann zahlte man nur einen Parah für die Pfeife. Ich sah auch Türken, welche ihre Pfeifen mit sich führten und nur Kaffee tranken: denn etwas muß man doch hier genießen, weil es sonst nicht schicklich seyn würde, einen solchen öffentlichen Ort zu besuchen. Diejenigen, welche gern durch Wasser rauchen, fanden hier ebenfalls, wie in fast allen morgenländischen Kaffeezimmern, Gelegenheit, ihre Lust zu befriedigen. Die Instrumente dazu waren äußerst niedlich. Wer an starken Taback gewöhnt ist, der findet an dieser Methode kein Behagen, aber desto mehr gefällt sie dem Morgenländer. Man bekommt den Dampf kalt in den Mund und er gewährt daher bei der Hitze des Tages allerdings eine liebliche Erfrischung; aber ein hiesiger fränkischer Arzt versicherte mir, dies Verfahren sey der Gesundheit äußerst nachtheilig, habe auf die Lunge eine sehr üble Wir-

kung und führe nicht selten, bei gar zu häufigem Gebrauche, Schwindsucht und Auszehrung herbei. Doch wird auch hier viel auf Gewohnheit ankommen.

Hinter dem Kaffeehause befand sich ein mit Bäumen bepflanztes Terrain, in dessen Mitte ein kleines Baßin mit einem Springbrunnen war. Hier übten sich einige Engländer im Springen; mehrere Muselmänner und Griechen hatten sich hingegen auf Polstern auf die Erde gelagert, um die Kühlung des Wassers bei einer Pfeife Taback zu genießen. Endlich traten auch einige Musikanten in den Hofraum und ließen ihre Instrumente erschallen, wofür sie dann jeden der Anwesenden um ein paar Parahs baten. Es waren lauter Zigeuner; diese Nation besitzt ein eignes Talent zur Musik: ohne Lehrmeister wissen sie oft die schwierigsten Stücke nachzuspielen, wenn sie sie kaum einmal gehört haben und in Siebenbürgen, der Wallachei und Moldau sind sie, so zu sagen, die einzigen Musikanten. Aber auch in Konstantinopel leben viele von dieser Beschäftigung und da begleiten sie

bisweilen die Töne der Instrumente noch mit lustigen Gesängen.

Von da setzten wir unsern Spaziergang auf einem bald breitern bald schmälern Schlangenwege fort, der anfangs horizontal, dann aber allmälig abhängig fortlief und zuletzt Bergunter führte. Auf den Seiten hatten wir bald Baumgruppen, bald Rasenplätze, bald mannigfaltig verzierte türkische Grabsteine, denn es war eine beträchtliche Strecke über einen muselmännischen Gottesacker zurückzulegen. Die Gegend hat im Ganzen viel Ähnlichkeit mit einem englischen Garten und bietet mannigfaltige Veränderungen dem Auge dar.

Wir langten endlich an Ort und Stelle an und fanden da bei einem romantisch im schattigen Waldgrün liegenden Landhause mehrere Frankenfamilien, welche sich dort in mehrern Zirkeln im Grase niedergelassen hatten und ausruheten. In der That kann man es den Peraern nicht verdenken, daß sie diesen Ort so oft und besonders zur Morgenzeit besuchen, denn er vereinigt in sich eine große

Menge von Reizen. In der Nähe von einer Welt von Häusern und Menschen kann man da die stille Natur genießen und ohne Stöhrung seinen Gedanken und Gefühlen nachhängen.

Balsamisch war die Luft und die Milde des Himmels ließ in dieser Stunde nichts mehr zu wünschen übrig. Zahllose Blumen im Grase und Gebüsche dufteten den Weihrauch ihrer süßen Kelche in den uns umgebenden Dunstkreis und schaukelten sich, von Zephyren geliebkost, auf ihren schlanken Stengeln. Die verlohren hin und wieder zerstreuten Bäume von mannigfaltigen Formen und Gestalten goßen in's Auge das herrlichste Gewimmel von Grün. Die zwischen Hügeln und Wäldchen sich hinstreckenden Thäler waren zwar nur nachläßig angebaut, aber eben dadurch ordnete in diesem die Vegetation begünstigenden Klima alles sich zur kunstlosen Darstellung anmuthiger Gemälde.

Hier bin ich nachher oft des Morgens und Abends nach einander hinter der Morgenröthe und dem Mondscheine hergeschlichen

und meine Einbildungskraft kehrte nie unbefriedigt zurück. In den Pallästen und im Gewühl der Stadt ist eine so schwere schwühle Luft, die sich bisweilen mit meinem Gehirn nicht verträgt. Die Luft in diesen Gärten und Thälern, auf diesen Hügeln und unter diesen Bäumen ist dagegen so rein und mir war in dieser Atmosphäre immer so leicht. Nicht selten dachte ich dabei an meine Freunde in den großen Städten Europens. O daß sie, von ihren tobenden Lustbarkeiten geborgen, Arm in Arm mit mir dieses Gebüsch durchirren und mit eignen Augen sehen könnten, wie hold hier die Natur überall hervortritt, wie reizend der Purpur der Morgenfrühe und das milde Mondlicht die Silberpappeln und Zypressen, die Rosenstöcke und Epheu's durchzittert, wie üppig da aus jeder Spalte ein Blümchen, aus jedem Felsen ein Wohlgeruch empor sich erhebt, wie entzückt der Geist, wie empfänglich die Phantasie in diesen Fluren ist!

In dem Landhause, neben dem sich eine grüne Laube befand, worin wir auf einer

Grasbank eine Weile uns niederließen, konnte man für einige Parahs eine Art dicker Rahmmilch haben. Auch weich gesottene Eier, Salz, Zucker, Brod, Pfeifen und Taback brachte man uns auf Verlangen. Nie hat mir das köstlichste und reichste Mahl bei einem Fürsten oder Grafen in Wien so vielen Genuß gewährt als diese einfachen Speisen mitten im Tempel der schönsten Natur. Oft habe ich nachher dieses Vergnügen mir zu wiederholen gewußt und nie ging ich ohne wahre Stärkung und Labung hier von dannen.

Die zu Dolma-Backdscheh gehörigen Environs sind von großem Umfange. Es könnten da tausende von Menschen einhergehen, ohne sich im Geringsten im Wege zu seyn. Und die Annehmlichkeiten der Gegend sind so groß, daß ich unschlüßig wäre, wenn ich den schönsten englischen Park dagegen zu vertauschen hätte. Auch frisches reines Wasser ist da im Überfluß vorhanden, eine große Wohlthat und Erquickung in einem heißen Himmelsstriche.

Überall die herrlichsten Abwechselungen,

von allen Seiten offene Gärten und Haine, mit zahllosen Blumen geschmückte Wiesen und schattige Baumgruppen. Bald ging es Bergauf bald Bergab, bald war ein lächelnder Hügel zu ersteigen, bald nahm uns ein duftiges Thal in seinen Busen auf. Hier umfangen uns enge, traulich umbuschte Wege, die an einen äußerst romantischen Paß hinab, dann jäh wieder hinan führen; dort breitet sich die Straße in einen weiten Platz aus, auf dem uns das laue Fächeln der reinen und heitern Luft erquickt und stärkt. Hier wird der Horizont durch einen blühenden Kranz von Grün begränzt; dort eröffnet sich die Aussicht in eine weite Ferne, man erblickt das Meer dahinströmen, ein Theil der Küste Asiens entfaltet sich vor uns und auch auf europäischer Seite heben sich mehrere Parthien von Konstantinopel's Universum empor.

Noch unendlich größer aber wird der Genuß der Landschaft zur Zeit des Untergangs von Aurora's Strahlenwagen. Es giebt da einige Stellen in dieser Gegend, wo dieses Schauspiel sich prächtiger als irgendwo dar=

stellt. Nachdem der Sonne blendender Diskus schon seinen majestätischen Schimmerkranz abgelegt hat, verbreitet er noch gleich einem scheidenden Wohlthäter, Wonne und Entzükken umher und das gerührte Auge kann sich in dem Beschauen der großen Lichtkugel verlieren und sehen, wie sie sich nach und nach zusammenzieht, bis sie wie ein kleiner Funke wird, der dann langsam hinter den Rand des Horizonts hinabsinkt. Und dann tritt das wohlthätige Abendroth hinter die Wipfel der äußersten Wäldchen und vor uns verliert sich der Kanal mit seinen Fluthen zwischen hellbeglänzten Hügeln in dämmernder Ferne. Ganze Strecken erscheinen dann in mattem Purpur gebadet und mannigfaltige Farben spielen auf den von Seewindchen durchzitterten Blättern der zunächst sich erhebenden Bäume und Gebüsche. Bald stellt sich dann auch der befruchtende Thau ein und gießt Millionen Brillanten über die Thäler und Hügel herab.

Dolma-Backdscheh ist jetzt der gewöhnliche Sommeraufenthalt Sultan Selim's. Sein hier befindlicher Pallast ist ganz nach

orientalischer Sitte gebauet, überall sind Verzierungen, Malereien, Schnitzwerk und Vergoldungen angebracht, auch die Gläser haben mancherlei Farben und die Fenster sind von verschiedener Gestalt. Nicht weit davon haben auch mehrere Sultaninnen ihre Sommerwohnungen und Pavillons. Da der Großherr hier einen großen Theil des Jahrs zubringt; so läßt sich erwarten, daß in dieser Gegend sich auch viele andere Gebäude befinden müßen, denn der Hofstaat eines morgenländischen Fürsten zieht allezeit eine Menge Menschen nach sich. Alle diese Häuser aber haben ein so luftiges Ansehen, daß sie mehr zur Zierde als für die Dauer aufgerichtet zu seyn scheinen. Auch nennt man einen Aufenthalt hier einen Aufenthalt à la campagne und eben dieses Ausdrucks bedient man sich beim Kaiser: man pflegt zu sagen, er befinde sich auf dem Lande, obgleich mehrere Vorstädte von Konstantinopel dicht an diese Gegend stoßen und auch sie selbst noch mit zu den Environs der Stadt gehört.

Die Leibwache des Großherrn steht den

ganzen Sommer über hier auf freien Feldern und Wiesen im Lager, nicht fern von dem kaiserlichen Pallaste. Selbst Kaffeebuden sind da unter Zelten und stets mit Bostanschis angefüllt. Eine Menge hölzerner Verschläge und Pavillons sind hin und wieder zerstreuet. Man glaubt ein Lustlager zu sehen, das hier errichtet ist, um Waffenübungen anzustellen, und doch gehören alle diese Haufen von Menschen nur zum Gefolge des Sultans.

Aber es sind nicht nur zum kaiserlichen Hofstaat gehörige Personen, die man hier auf einem weiten Raume zerstreuet erblickt, es sind auch eine Menge Spaziergänger und Spaziergängerinnen, die aus den nahen Vorstädten und der fernen Hauptstadt herbeieilen, um sich auf diesem großen Revier gemeinschaftlich zu vergnügen. Je mehr ich mich dem Sultanischen Pallaste näherte, um desto voller waren alle Wege, um desto besetzter alle Plätze, bis ich endlich zu einer Anhöhe gelangte, von der eine weite Fläche ganz von Menschen wimmelte.

Der Anblick war überraschend genug, da

wir bisher in dieser Gegend nur einsame Pfade und sparsam mit Menschengruppen besäte Gänge und Gebüsche durchwandert hatten und nun auf einmal eine unabsehbare Strecke vor uns hatten, auf der ein Meer von menschlichen Gestalten in tausendfältigen Kostümen sich hin und her wälzte. „Wohin, fragt' ich, eilt dieser zuwachsende Strom von Menschen? — Zu welchem Feste haben sie sich versammelt?“ — „Zu keinem, erhielt ich zur Antwort. Die Konstantinopolitaner haben hier jeden Tag Festtag. Diese Wolken von Menschen eilen entweder nach Okmeidan, wo die jungen und alten Türken nach dem Ziele schießen, Karousel reiten, sich mit dem Bogen und der Lanze üben, oder sie strömen nach den Plätzen hin, wo die Kaffeepavillons befindlich sind, oder sie wollen den Tänzern und Springern, den Maskeraden und Schattenspielen zusehen. Noch andere besuchen die weitläuftigen Gärten und Spaziergänge, um die Aussicht und freie Luft zu genießen und diese vielen grüngekleideten Weiber, die in ganzen Reihen vor uns dahin wandern, drän-

gen sich zu ihren allgemeinen Versammlungsplätzen hin, welche nicht weit von hier sind und wo sie sich unter einander, abgesondert vom männlichen Geschlechte, belustigen." —

Wir schritten weiter und kamen an die Gärten des Sultans. Man sieht da lange sich durchkreuzende Alleen von hohen gleich Tannen gezogenen Zypressenbäumen, wovon jeder ungefähr vier Fuß vom andern entfernt ist. Zwischen denselben waren Rosmarinsträuche gepflanzt, die ungefähr die Höhe von anderthalb Mann hatten und einen starken Geruch um sich her verbreiteten. Auf beiden Seiten befanden sich mancherlei Blumenbeete und kleine Wäldchen von Obstbäumen. Besonders waren hier Limonen, Feigen, Maulbeeren, Granaten, Pomeranzen, Kirschen, Äpfel und Birnen von seltener Güte zu finden. Auch Weintrauben, Melonen und Erdbeeren gab es an vielen Orten. Mancherlei Lauben, Grotten und Pavillons nebst Wasserkünsten zierten den Hain.

Man trift endlich auch auf mehrere Gemüßgärten, die, ob sie gleich bei weitem nicht

mit der Kunst gepflegt werden als bei uns, dennoch die schönsten Produkte auf ihrer Fläche zeigten. Die Erde scheint in diesem Klima selbst der Nachläßigkeit der Menschen zu spotten und troz derselben alles in weit grösserer Vollkommenheit hervorzubringen als in den nördlichen Ländern bei noch so großer Anstrengung der Bewohner zu erhalten möglich ist. Daher aber auch die Sorglosigkeit und Trägheit des Morgenländers, die einem sosehr auffällt, wenn man an die menschliche Industrie bei uns gewöhnt ist. Bleibt es ausgemacht, daß nur die Noth die Mutter der meisten Erfindungen ist, welche die Annalen der Menschengeschichte aufgezeichnet haben; so kann man es sich leicht erklären, wie unter einem türkischen Himmel nichts Neues gebohren werden könne, wie da der Mensch so gern seinen uralten Gebräuchen treu bleibt und sein Geist höchstens bei Erzeugnißen der Phantasie in einen gewißen höhern Schwung auszubrechen scheint.

Die vielen und weitläuftigen Gärten des Sultans dienen aber nicht allein dazu, den

ganzen Hofstaat desselben mit ihren Produkten zu versehen; sie füllen auch die kaiserliche Kasse. Man verkauft nämlich daraus nicht nur Früchte, sondern auch Gemüße und man kann denken, daß es in einer so großen, menschenreichen und üppigen Stadt nicht an Käufern fehlt. Doch sollen, wie man mir versicherte, von den Gärtnern bei diesem Geschäfte viele Unterschleife begangen werden.

Wir kamen endlich an einen großen Platz, an welchem eine Menge bunter Frauenzimmerwagen, theils mit Pferden und Mauleseln, theils mit Büffeln und Ochsen bespannt in ganzen langen Reihen standen. Man könnte sie ihrer verschiedenen Güte nach, in Fiakers und Remisewagen eintheilen, denn einige waren höchst erbärmlich, andere hingegen kostbar und von schönem Ansehen. Ich hörte auch, daß mancher Harem bei wohlhabenden Muselmännern seine eignen Wagen hat und also keine zu miethen braucht. Auf einer Anhöhe saßen über hundert türkische Frauenzimmer in verschiedenen Gruppen zusammen und schienen mit Wohlgefallen die Aussicht auf die

vor ihnen ausgebreitete Fläche und auf die sich stets durchkreuzenden Menschenhaufen zu genießen. Auch mußten einige verkleidete Araber von komischem Ansehen allerhand lustige Szenen vor ihnen aufführen.

Indessen eilte der Abend mit machtigen Schritten heran. Wir begaben uns daher, da wir wohl einige Stunden Weges von Hause entfernt waren, auf den Rückweg und langten erst gegen neun Uhr in unserm Hotel an. Der Spaziergang hatte mich so ermüdet, daß ich den andern Morgen erst spät erwachte, aber die Begierde nach Erwerbung so vieler neuer Erfahrungen, die ich für diesen Tag aufbewahrt hatte, machte, daß ich mich schnell ankleidete und gerüstet von neuem auf die Jagd nach denselben begab.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Sonntag im Hotel de Bourlan. — Die Korfuer in Konstantinopel. — Grausame Politik der türkischen Regierung. — Die entdeckte Hinterlist eines Kapidschi-Baschi. —

Es ist Sonntag. Das Hotel pflegt sich dann, sowie an allen christlichen Feyertagen, am meisten mit Menschen zu füllen. Das Billardzimmer und die Table d'Hote sind an diesem Tage gewöhnlich am stärksten besetzt. In dieser Hinsicht gleicht Pera ganz einer christlichen Stadt, die jungen Mannspersonen, besonders Kaufleute und Künstler, welche die übrigen Wochentage, fleißig oder unfleißig gleichviel, glücklich zurückgelegt haben, glauben es sich selbst schuldig zu seyn, an den Festtagen nach Vergnügungen und Zerstreuungen zu haschen.

Sobald die vornehmsten Kirchen zu Ende waren, traten nach und nach mehr als funfzig Menschen in den Vorsaal des Hotels, die meisten in ihren Sonntagskleidern, wie es in Europa Gewohnheit ist. Nur Gentlemen, die sich über die Sitte des großen Haufens hinaussetzen, gehen in Pera, sowie bei uns, Feier- und Werktage in einerlei Anzug. Auch zeigte sich wegen der Mannigfaltigkeit der Nationen, zu denen die Anwesenden gehörten, eine große Verschiedenheit in den Kleidungen, wiewohl alle mehr oder weniger dem französischen und englischen Schnitt nahe kamen.

Auch alles übrige pflegt Sonntags in Pera herzugehen wie in unsern Städten. Die Spaziergänge der Franken sind lebhafter wie gewöhnlich, besonders ist der große und kleine Begräbnißplatz in der Nähe der Vorstadt voll von beau-monde, man macht Exkursionen in die benachbarten Gegenden, nach den süßen Wassern, den Prinzeninseln, man geht, à la campagne, nach Tarapia, Bojuckde-

reh, Belgrad oder nach einem Dorfe auf der asiatischen Seite des Kanals.

In den Häusern verkündigen Fröhlichkeit, Musik und Tanz den lang ersehnten Ruhetag. Man geht in Gesellschaft oder in Assembléen oder empfängt sie bei sich. Bälle und Konzerte werden angestellt. Dort hat sich eine Thee-Gesellschaft versammelt, hier erblickt man ein Punschgelag, dort bringt man den Abend beim Spieltische, hier bei einem reizenden Mahle zu. Auch das diplomatische Korps sucht durch Fêten die Feier des Tages zu verherrlichen.

Unter den Billardspielern, welche sich im Hotel versammelten, waren besonders viele Korfuer, ich erkundigte mich nach ihrer Beschäftigung in Konstantinopel und erhielt zur Antwort, daß alle ohne Unterschied Ärzte wären, einen einzigen ausgenommen, der ein exvenetianischer Nobili von einer gräflichen Fàmilie aus Korfu war und auch nicht anders als Signor Conte genannt wurde, ein junger Mann von ungefähr 22 Jahren, der sich blos des Vergnügens halber hier aufhielt.

Ich erstaunte über die Menge von Medizinern, die allein von einer kleinen Insel in dieser Stadt wären. Man erzählte mir, daß sich ihre Anzahl noch weit höher beliefe, und daß sie dennoch insgesammt hier so viel verdienten, daß sie mit Anstand leben könnten. Dies wunderte mich um so mehr, da mir nicht unbekannt war, welch ein unabsehlicher Haufe von italiänischen, griechischen, armenischen und fränkischen Ärzten in Konstantinopel praktizirten. Diese Leute, dachte ich bei mir, müssen die Kunst, sich Geld zu erwerben, besser verstehen als die deutschen Doktoren.

Ich ließ mich mit einem der anwesenden Korfuer in ein Gespräch ein und äußerte ihm meinen Wunsch, mir über manches, was die medizinische Praxis in Konstantinopel beträfe, Aufklärung zu verschaffen. Er fand sich sehr bereitwillig dazu, erzählte mir, wie man mit den hiesigen Einwohnern als Heilkünstler umgehen müße und ich sah bald, daß man hier zu Lande von einem Arzte tausendmal mehr fordere als bei uns, daß sich aber auch zugleich der unwissendste Charlatan in der Tür-

kei tausendmal besser stehen könne, als der geschickteste europäische Arzt. Belege davon werden weiter unten häufig genug in diesem Gemälde vorkommen.

Den Korfuern, welche keine Geistliche werden wollen, bleibt nichts zu studieren übrig als die Medizin. Um diese wichtige Wissenschaft zu erlernen, halten sie sich gewöhnlich ein Jahrlang in Padua auf und dann kommen sie als gute Praktiker in die Türkei: weil ihr Vaterland schon sosehr übervölkert ist, daß es dort schwer ist, sein Brod zu verdienen. Hier kommt es nun blos auf Glück an. Wenn es einer weiß, gut anzufangen; so kann er durch eine Kur ein reicher Mann werden; aber auch seinen Kopf einbüßen, wenn ihm Fortuna den Rücken kehrt.

Die meisten dieser Korfuer sprachen, ausser dem italiänischen und griechischen, auch französisch und türkisch. Alle zeigten eine große Vorliebe für Frankreich und scheuten sich nicht, sie überall öffentlich blicken zu lassen. Nur ein Mittel gäbe es, erklärten sie mir zu wiederholtenmalen, ihr Vaterland in

Flor und Glück zu bringen und dies sey die Vereinigung desselben mit der französischen Republik. Man sah, sie hatten einen freien Geist von ihrer Insel mitgebracht und dieser fand einen Gefallen daran, noch voller im Auslande zu athmen, wo alle die unseligen Verhältniße wegfielen, wodurch er im Vaterlande umstrickt war.

Mir sind diese Korfuer jederzeit als arglistige, unruhige und zanksüchtige Leute vorgekommen. Von dieser letztern Eigenschaft gaben sie mir auch noch diesen Vormittag ein Beispiel. Sie geriethen über eine Kleinigkeit beim Billardspiel unter einander in einen Streit, in den sie alle Anwesende zu verwikkeln bemüht waren. Man tobte, schrie und schimpfte, daß es auf der Straße wiederhallen mußte und der arme Conte wurde unerachtet seiner stolzen Würde dergestalt von seinen Mitbürgern mitgenommen, daß man sehr wohl sah, die Korfuer Ärzte wußten, daß in Konstantinopel keine Grafentitel dem Menschen ein Recht mehr über andere geben.

Die Gesellschaft war indessen sehr zahlreich

geworden. Ich hörte von allen Seiten so viel Neues und Merkwürdiges, daß der Morgen entflohen war, ehe er mir begonnen zu haben schien. Eine Anekdote kann ich jedoch den Lesern nicht vorenthalten, da sie ganz dazu geeignet ist, den Mechanismus der türkischen Regierung zu charakterisiren.

In den Gebürgen von Armenien zu Erzerum herrschte seit langen Jahren ein Pascha, eben so bekannt durch seinen kriegerischen Muth als durch seine Gerechtigkeitsliebe. Der Name thut zur Sache nichts, mich dünkt, er hieß Achmed. Ein reicher Türk in Konstantinopel strebte nach dieser Paschalik, weil er vielleicht nicht ohne Grund glaubte, an der Gränze von Persien und Hunderte von Meilen vom Hofe entfernt, Gelegenheiten in Fülle zu haben, seinen Gelddurst zu stillen.

Seitdem Luxus, Üppigkeit und Verschwendung bei den Großen des Reichs an die Stelle von Tapferkeit, Patriotismus und Heldenruhm getreten sind, ist in Konstantinopel durch Geld und Bestechung alles in's Werk zu richten. Mehemed, so hieß der reiche

Konstantinopolitaner, brachte bald die Mehrzahl unter den Mitgliedern des Divans auf seine Seite und die gewünschte Würde ward ihm zugesprochen. Es war um so leichter, diese Absicht zu erreichen, da man im Divan wirklich schon längst einen Argwohn gegen Achmed hegte, weil man ihn wegen seines heldenmüthigen Charakters fürchtete, wegen der Nachläßigkeit, womit er den schuldigen Tribut und die gewohnten Geschenke einsandte, haßte.

Aber eine andere Frage war es, wie in einer so ungeheuren Entfernung vom Mittelpunkte des Reichs den Pascha zu bewegen, seine Würde, die er nun bereits so lange mit Ruhm bekleidet hatte, niederzulegen. Es war zu fürchten, er werde sich auf seinem Posten zu erhalten suchen, und mit Gewalt war da, bei der gegenwärtigen Schwäche aller Glieder des türkischen Staatskörpers, nichts gegen ihn auszurichten. Man sann daher, durch Hinterlist seinen Zweck zu erreichen.

Ein Diener des Serails, ein Kapidschi-Baschi, ward mit einem Gefolge von hun=

dert Reitern nach Erzerum gesandt. Achmed empfing ihn, wie man den Abgesandten eines Oberherrn empfängt und lud ihn ein, in seinem Pallaste für sich und die Seinigen Platz zu nehmen. Der Kapidschi-Baschi erwiederte, er sey eigentlich nicht nach Armenien beordert, sondern nur durch die vielen Räuberhorden, die die Wege unsicher machten, genöthigt worden, diesen Umweg zu nehmen; seine Bestimmung wäre Bagdad. Er wolle daher hier nur einige Tage von den Strapazen der langen Reise ausruhen und alsdann seinen Weg nach Mesopotamien fortsetzen. Eben aus diesem Grunde habe er auch bereits in einem Han der Stadt sein Quartier bestellt.

Achmed ließ darauf seinen Gast mit Kaffee, Süßigkeiten und Sorbet bewirthen und begegnete ihm in allen Stücken mit der größten Hochachtung. Der Kapidschi-Baschi zog nun einen Firman des Großherrn aus dem Busen und überreichte ihm denselben. Dieser enthielt nichts als einen Befehl an den Pascha, dem Abgesandten der Pforte auf

alle mögliche Art zur Fortsetzung seiner Reise behülflich zu seyn, begleitet mit vielen Lobeserhebungen seiner bisherigen Regierung.

Achmed drückte mit Ehrerbietung den Firman an die Stirn und gelobte zu erfüllen, was sein großer Herr wünschte. Nach einer eine Stunde fortgesetzten traulichen Unterredung entfernte sich jetzt der Kapidschi-Baschi, um seine Wohnung in dem Han zu beziehen. Achmed ließ ihn durch eine Ehrenwache dahin begleiten.

Noch an dem nämlichen Tage erhielt inzwischen der Pascha durch einen Eilboten von einem Vertrauten in Konstantinopel eine Warnung, man rieth, man bat, man beschwur ihn, auf seiner Hut zu seyn und dem an ihn geschickten Kpidschi-Baschi auf keine Weise zu trauen. Achmed wollte diesem Schreiben Anfangs keinen Glauben beimessen und hielt es für die Frucht einer allzugroßen Besorgniß seines Freundes. Aber er fand es doch für klug, nicht mit dem Gegenbesuche zu eilen.

Allein den folgenden Morgen kam ein zweiter Eilbote aus der Hauptstadt an. Er

brachte einen Brief von einem Mitgliede des Divans, der ein Verwandter Achmed's war, worin ihm offiziel kund gethan wurde, daß der Kapidschi-Baschi einen heimlichen Firman bei sich führe, seinen Kopf mit sich zurückzubringen. Nun war es klar, daß es auf sein Leben abgesehen sey, er mußte die Veranstaltung treffen, noch bei Zeiten das Gewitter von sich abzuleiten, das so schnell sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte.

Seiner Sache gewiß, faßte Achmed einen Entschluß, der seiner würdig war. Der Gegner sollte erst seiner Unthat überwiesen und dann dafür bestraft werden. Er trat in die Vorhalle des Pallastes und gab den Befehl, daß sich die Leibwache im innern Hofe versammeln solle. Bald war diese zusammen und nun trat der Pascha mitten unter sie. Nachdem er seine Leute lange schweigend betrachtet hatte, redete er sie rasch und feierlich an: „Wer von Euch ist es, meine Getreuen, der mich einer Ungerechtigkeit beschuldigen könnte, er trete frei heraus und sage es!“ — Eine lange Pause erfolgte, kein Laut war

hörbar. — „Keiner unter Euch?" — fragte Achmed selbstzufrieden und stolz. — Keiner! tönte es übereinstimmig aus aller Munde. — „Nun so folgt mir und rächt die Ehre eures Pascha's und des muselmännischen Namens!" —

Jetzt schwang er sich aufs Pferd und umgeben vom dichten Haufen der getreuen Krieger kam er beim Han an, worin der Kapidschi-Baschi mit den Seinigen seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Dieser kam ihm bis ans Thor entgegen und äußerte laut sein Erstaunen über die große Ehre, die ihm der Pascha durch diesen Besuch erzeige. Achmed versetzte, es sey dies nichts mehr als Schuldigkeit, den Abgesandten seines großen Kaisers zu ehren.

Der Pascha ward darauf, sowie es die morgenländische Sitte bei Vornehmen gebietet, von zweien der angesehensten Leute des Gesandten unter den Armen gefaßt und in's Zimmer des letztern geführt, wo er seinen Platz auf dem Divan nahm. Neben ihm lagerte sich der Kapidschi-Baschi. Ein

großer Haufen von Achmeds bewaffneten Getreuen drang zugleich mit in den Saal und stellte sich an der Wand hin.

Der Kapidschi-Baschi gab sogleich zu erkennen, er habe mancherlei allein mit Achmed zu reden, und er wünsche daher, daß sich die Bewaffneten entfernen möchten. Dieser aber erwiederte: „Alle diese sind meine Getreuen, ich habe keine Geheimniße vor ihnen, was ich wissen kann, mögen auch sie wissen.“ — Umsonst versuchte der Gesandte, den Pascha zu bereden, seinen Wunsch zu erfüllen, es half nichts, die Bewaffneten blieben.

Indessen ward Kaffee und Sorbet gebracht und zutraulich unterredeten sich beide mit einander. Nach einer Weile drang Achmed in seinen Wirth, ihm die Geheimnisse zu offenbaren, die er noch auf dem Herzen habe. Dieser zog darauf einen Firman aus dem Busen, worin dem Pascha anbefohlen ward, einige Tausend Reiter zu sammeln und den Turkomannischen Horden entgegen zu eilen, welche alle Wege, die nach Baßra führten, unsicher zu machen angefangen hatten. „Wenn es weiter nichts

ist, rief Achmed, der Wille des großen Padischa's ist mir Gesetz, schon in einigen Wochen sollen die Räuber zerstreut seyn!" —

„Aber, wendete sich der Pascha nach einer Pause zum Abgesandten, solltest du keinen andern Befehl noch bei dir führen, sollte dies das einzige seyn, was du mir zu sagen hättest?" — „Ich hätte dir wohl noch etwas zu sagen, erwiederte der Kapidschi-Baschi nach einigem Nachdenken; aber ich kann dir es nicht anders entdecken, als wenn du mit mir unter vier Augen in ein Nebenzimmer dich begeben willst."

Achmed's Argwohn ward durch diese Zumuthung nur allzusehr bestätigt. Es war klar, daß der Gesandte ihn nur den Augen seiner Getreuen entziehen und in einem entlegenern Gemache meuchelmörderisch ermorden wollte. Ein Firman, der ihn dazu berechtigte und den er wahrscheinlich bei sich verborgen führte, konnte ihn vor jeder möglichen Rache sicher stellen, und was für ein Interesse konnten auch des Pascha's Leute haben, ihres Anfüh-

rer's Tod zu ahnden, sobald er selbst nicht mehr am Leben war? —

Statt daß sich der Pascha daher in den Wunsch des Gesandten der Pforte fügte, bestürmte er ihn vielmehr mit neuen Bitten, ihm nur hier aufrichtig zu sagen, was des Großherrn Wille sey, es sey bei ihm der Gebrauch, nichts vor seinen Getreuen verborgen zu halten. Umsonst weigerte sich der Kapidschi-Baschi, aber Achmed verstand es, durch listige Reden ihn zu fangen, und er sah sich endlich genöthigt, etwas zu sagen, wenn er nicht offenbaren Argwohn auf sich laden wollte.

Allein einem so verschlagenen Diener des Serail's konnte es nicht schwer fallen, eine neue Fabel zu ersinnen und dadurch die Neugierde des Pascha's seiner Meinung nach zu täuschen. Er entwickelte ihm, daß die Pforte schon längst Ursach hätte, Mißtrauen auf die benachbarten Paschen zu setzen und daß es daher ihr Wunsch sey, Achmed möge ein wachsames Auge auf dieselben haben und dem Divan von allem dem von Zeit zu Zeit Nach-

richt ertheilen, was er in dieser Angelegenheit in Erfahrung bringen könne. Der Pascha versprach auch dieses ohne Widerrede, übersah jedoch sogleich die Schlauheit des Gesandten. Mit heiterer Miene blickte der Kapidschi-Baschi umher, gleichsam stolz über die ihm gelungene List.

„So hättest du mir denn nichts mehr zu sagen, hub Achmed nach einigem Schweigen von neuem an?" — „Nichts mehr," antwortete der Gesandte. — „Und du hättest keinen Firman mehr bei dir, der mich anginge?" — „Nein, beim Barte des Propheten." — „Aber wie kommst du zu solchen Fragen?" setzte der Kapidschi-Baschi etwas betroffen hinzu. — Ohne darauf zu antworten, nahm der Pascha jetzt eine feierliche Miene an und fuhr fort: „Du könntest also mit gutem Gewißen es beschwören bei allem, was einem Muselmann heilig ist, nichts Arges gegen mich im Sinne zu haben?" — „Ja, das kann ich, war nach einigem Zaudern die Antwort."

Sogleich zogen auf einen gegebenen Wink die Getreuen des Paschas einen dichtern Kreis

um den Gesandten der Pforte. Achmed legte ihm einen fürchterlichen Eid vor, jener schwur ihn ohne Bedenken. Noch einmal, rief der Pascha, daß es alle hören und auch die Deinigen. Der Eid ward zum zweitenmal geschworen. — „O! sprich ihn zum drittenmal aus, damit ich gerechtfertigt werde vor Gott und der Welt!“ — schrie Achmed kaum seiner noch mächtig. Der Kapidschi-Baschi schwur zum drittenmal und Furcht und Schrekken bemeisterte sich seiner, da er die funkelnden Augen seines Gasts erblickte.

„Meineidiger, Treuloser!“ — stieß nun der Pascha von sich aus, indem er gleich einem Rasenden den Gesandten bei dem Barte faßte. Noch ehe dieser zur Besinnung kam, hatte er schon eine Pistole aus dem Gürtel gezogen und seinem Gegner den Kopf zerschmettert. Er durchsuchte nun die Taschen des Gemordeten und fand bald die Rechtfertigung seiner That. Der Kapidschi-Baschi führte im Kaftan einen Firman bei sich, Achmed's Kopf nach Konstantinopel zu bringen. „Sehet, meine Getreuen, rief der Pa-

scha, indem er den gefundenen Firman emporhub, so müße jeder Meineid bestraft werden!" —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Besichtigung der Nordseite des Hafens. — Lison ein französischer Juwelierer. — Etwas über den Schatz von Edelsteinen im Serail. — Eine neue Art von Schauspielern und Improvisatoren. — Die Araber in den großen Städten der Türkei. — Unterschied der Physiognomien der Süd- und Nordländer. —

Gegen vier Uhr Nachmittags bestieg ich eine Gondel, um die Merkwürdigkeiten der Nordküste des großen Hafens in Augenschein zu nehmen. Mit mir waren mehrere Franzosen, unter andern Hr. Lison, ein junger Mann von liebenswürdigem Charakter, der in seinem ganzen stillen, gutmüthigen und zuvor-

kommend-höflichen Wesen das Gepräge eines wahren Pariser Bürgers an sich trug. Er war der Sohn eines dortigen Juwelierers und auf Ansuchen des Großherrn von Toulon nach Konstantinopel gesandt worden, um mehrere Schmücke von Edelsteinen aus dem Schatze des Serails einzufassen. Als noch ein gutes Vernehmen zwischen der Pforte und seinem Vaterlande statt hatte, mußte er jeden Tag den Boden des Serails betreten; jedoch war er genöthigt gewesen, allezeit einen türkischen Kafftan anzuhängen und einen Kalpak mit weißem Oberfutter nach Art der europäischen Dragomane aufzusetzen. Damals zog er gute Diäten für seine Bemühung, hatte auch etwas türkisch gelernt, wovon er jedoch jetzt wieder das meiste vergessen hatte.

Als der Krieg zwischen den Franzosen und Türken ausbrach, hatte Lison, gleich so vielen andern seiner Landsleute, das Unglück, zu Konstantinopel gefangen gehalten zu werden. Nachher gelang es ihm jedoch, sich dadurch wieder zu befreien, daß er englischen Schutz annahm und jetzt lebte er ganz frei und als

französischer Bürger von der Republik unterhalten. Aber er wünschte nichts sehnlicher, als nach seinem Vaterlande zurückzukehren, oder, wenn es sich thun ließe, sich zur französischen Armee nach Ägypten zu begeben.

Er versicherte mir, daß soviel Aufsehens man auch in Europa von den Edelsteinen im Schatze des Großherrn mache, man doch dort wohl eine große Menge von Stücken, aber keine von besonderm und vorzüglichem Werthe fände.. Er habe alles gesehen, was da vorhanden wäre, aber nichts wäre da, was mit mancher Kostbarkeit in dem Schatze des vorigen Königs von Frankreich zu vergleichen sey. Dies Urtheil war mir um so merkwürdiger, da es von einem Kenner ausgesprochen ward und die allgemeine Meinung widerlegte, nach der man in Konstantinopel selbst wähnt, der Großherr besitze den größten Stein- und Perlenschmuck auf der Erde. Ehemals sollen auch ganz prächtige Stücke da gewesen seyn, sie sind aber bald entwendet, bald verschenkt worden.

Wir fuhren bis Terschana den Hafen

hinauf, welches ungefähr dem westlichen Ende der Hauptstadt gegenüber liegt, auf beiden Seiten kann die Aussicht nicht mannigfaltiger und bezaubernder seyn. Der Landschaftsmaler ist hier gleichsam in seinem Element oder, man könnte noch treffender sagen, in seiner Gallerie, denn Rechts und Links bieten sich ihm Szenen dar, welche auch in der Nachahmung die reizendste Wirkung machen. Bei den Holzmagazinen stiegen wir endlich an's Land, nachdem wir uns lange an den weiter hinauf liegenden schönen Gegenden geweidet hatten.

Von hier bis an die Spitze der Halbinsel oder dem östlichen Ende des Hafens ist alles an den Gestaden bebauet und man sieht da, wohin man blicken mag, eine immerwährende Thätigkeit. Aber die vielen hier aufgerichteten Palläste, welche meistens dem Großherrn angehören und mit Kriegs- und Schiffsmaterialien, mit Arbeitern und Handwerkern angefüllt sind, sind ganz in orientalischem Geschmack zusammengesetzt und verziert. Meistens sind sie lang, aber nicht hoch, die Fen-

ster regellos angebracht und Thore und Thüren sparsam. Hin und wieder chreien einem die grellsten, die Augen ermüdenden Farben, als hellroth, schwefelgelb, hellblau, hellgrün, im buntesten Kontraste von den Mauren, Wänden, Ballustraden und Gallerien entgegen und bilden mit zahllosen Schnörkeleien ein Ganzes, das im äußersten Grade kraus in die Sinne fällt. Dann giebt es auch wieder Gebäude, die so einfach und schlecht aussehen, daß sie der Ehre, kaiserlich zu seyn, kaum würdig scheinen. Noch andere zeichnen sich blos durch massive Struktur und dickes Gemäuer aus. An einen edlen geschmackvollen Styl der italiänischen Schulen ist gar nicht zu denken.

An dem Orte, wo wir ausstiegen, waren eine Menge Menschen versammelt. Es befanden sich da mehrere komisch gekleidete und zum Theil zerlumpte Kerls, welche aller Augen auf sich zogen. Sie schienen eine Art von Komödie vorstellen zu wollen, denn des Lachens war kein Ende, nur bisweilen wurden sie ernsthaft und dann sangen sie gewöhn-

lich. Einer derselben war fast halb nackend, nur einige Lumpen schien er um seinen Leib gewickelt zu haben, auf dem Kopfe trug er eine hohe Kappe von Schilf, so wie zuweilen die Zauberer und Hexenmeister auf unsern Theatern vorgestellt werden. Mit einem langen Stabe focht er bisweilen gleich einem Unsinnigen in der leeren Luft herum.

Währenddem ich so da stand, trat ein vornehmer Türk aus der Gondel an's Land. Plötzlich thaten zwei dieser Leute hohe Sprünge in die Höhe und liefen auf diesen zu. Unter sonderbaren Grimacen schienen sie nun ihn anzureden und durch ein langes und breites Geschwätz zu begrüßen.

Noch immer konnte ich aus der eigentlichen Absicht der zudringlichen Kerls nicht klug werden, denn daß sie den Ankommenden kannten, schien mir gar nicht wahrscheinlich. Nur soviel merkte ich, daß es hier auf Geld oder, wie die Türken sagen, auf einen Backsisch abgesehen seyn müßte. Und wirklich fand ich mich hierin nicht getäuscht, denn der mit Begrüßungen am Ufer empfangene

Muselmann warf ihnen ein Geldstück zu, worauf sie ihn unter mancherlei Danksagungen zu verlassen schienen.

Einer mehr als ich von den Sitten der Türkei unterrichteter Mann aus der Gesellschaft gab mir über diese seltsame Szene nun Aufschluß. Es giebt dieser Leute eine große Menge in der Levante, sagte er, sie belustigen den Pöbel und vergnügen auch oft die Vornehmen. Eigentlich sind es Bettler, die zu faul sind, um sich ihr Brod durch Arbeiten zu verdienen und daher durch allerlei Gaukeleien sich Geld zu erwerben suchen. In Skutari giebt es ihrer noch weit mehr als hier auf der europäischen Seite und in Syrien und Ägypten wimmelt's von solchen Kerls. Am meisten aber treiben sie ihr Spiel bei großen Festen der Muselmänner.

Was sie übrigens da vorbringen, setzte er hinzu, ist ein Gemengsel von Worten und Phrasen, das ihnen gerade in den Sinn fällt. Es ist übrigens nicht zu leugnen, daß sie eine besondere Fertigkeit besitzen, die gemeinste Sache oder Geschichte auf die lächerlichste und

komischste Weise darzustellen und auch mitunter manche witzige und launige Einfälle haben, aber im Ganzen würden sie doch schwerlich in einer europäischen Stadt ihr Glück machen. Von allen diesen Akten und Lustspielen, die sie hier vorstellen, ist nichts etwa vorher überdacht oder auswendig gelernt, nein alles geschieht aus dem Stegereife. Man muß daher ihre Geschicklichkeit allerdings in dieser Hinsicht bewundern, denn sie reden so oft ganze Tage, ohne daß sie sich wiederholen, allezeit bringen sie etwas Neues auf die Bühne und sie müßen, wenn sie auch keinen andern Werth haben, wenigstens die Sprache sehr in der Gewalt besitzen.

Die geschicktesten und fertigsten solcher Schauspieler sind jedoch meistens Araber, denen überhaupt die Natur eine weit größere Zungenregsamkeit und Geschmeidigkeit zugetheilt zu haben scheint als den Türken. Dazu kommt noch der unerschöpfliche Reichthum ihrer Sprache, der sie ganz vorzüglich in den Stand setzt, alles und auch die gemeinsten Gedanken in dichterischer Fülle auszudrücken

und, wenn es ihnen gefällt, in Versen einzukleiden. Selten sieht man aus dieser Ursache auch solche Akteurs sich der türkischen Sprache bedienen, entweder reden sie ganz und durchaus arabisch oder wenigstens in einem gemischten türkisch-arabischen Dialekte.

Überdies stellen diese Leute eine Art von Improvisatoren vor und auch darin haben sie eine solche Übung, daß selbst wenige Italiäner es ihnen gleich thun würden. Man sieht sie die Vorübergehenden anhalten, sie anreden und passende Verse auf sie ganz aus dem Stegereife machen. Vorzüglich aber pflegen sie sich an solche Personen mit ihren Anreden zu wenden, welche ein vornehmes und reiches Ansehen haben und von denen sie ein gutes Honorar erwarten zu können glauben. Da sie die Personen, welche sie begrüßen, nicht kennen; so kann man leicht vermuthen, daß dabei manches Unpassende, Alberne und Lächerliche mit unterlaufen werde. Ihre dialogisirten Lobreden enthalten oft gerade das Gegentheil von dem, was diesen oder jenen charakterisiren könnte. Indessen muß man

ihre Redseligkeit bewundern und ich habe bisweilen nicht begreifen können, woher sie ihre Worte alle nehmen und wie es kommt, daß sie nie stecken bleiben, sondern immer in stetigem Fluß gleichsam zu plappern fortfahren. Und dabei reden sie so geschwind, daß sie sich unmöglich auf die Worte besinnen können, ehe sie sie aussprechen. Es scheint als wenn Ersinnen und Herplappern bei ihnen Eins ist.

Übrigens ist ihnen die größte Freimüthigkeit, ja ich will sagen Ausgelassenheit, in ihren Reden erlaubt. Niemand fordert Rechenschaft von ihnen über das, was sie geurtheilt, gesprochen haben, und jeder muß sich gefallen lassen, sogar derbe Wahrheit und Sottisen von ihnen zu hören. Diese Freiheit soll auch nicht ganz unbenutzt gelassen werden; unter andern erzählte man mir von einem türkischen Großen, den die Meinung des Volks der Ungerechtigkeit beschuldigte, der von ihnen dergestalt aufgezogen worden sey, daß er nachher in sich gegangen und um ein gut Theil gebessert nach Hause zurückgekehrt sey. Doch am meisten scheinen sie in der Regel gegen

den ihren Spott und üble Laune auszulassen, der ihnen keinen Backsisch genug geschenkt hat. Wie wäre es, wenn wir solche freie Wahrheitssager auch in unsern großen europäischen Städten hätten? —

Eine Gruppe Araber, die sich in einiger Entfernung von dem Schauplatze dieser mir fremdartigen Szenen auf dem Grase gelagert hatten, schien sich besonders daran zu belustigen. Daß es Araber seyn müßten, deutete sowohl ihre Kleidung als ihre Geschwätzigkeit und immer muntere Laune an, die ohne Unterlaß in Worte und Lachen ausbrach, dann verrieth sie auch Sprache und Physiognomie. Was Raynal von dieser Nation sagt, finde ich immer mehr und mehr bewährt, je mehrere Individuen derselben ich kennen lerne. Mit einem kleinen magern Körper und einer gellenden Stimme verbinden sie ein starkes Temperament, braunes oft dem dunkelschwarzen sich näherendes Haar, eine braungelbe Gesichtsfarbe, die auch nicht selten ein noch stärkeres Kolorit annimmt, ohne jedoch völlig Negerschwarz zu werden, schwarze und lebhafte

meistens funkelnde Augen und eine geistreiche, aber wenig angenehme Physiognomie. Dies Gemisch von Zügen und Eigenschaften, die man für unvereinbar halten möchte, scheint sich in dieser Menschengattung vereinigt zu haben, um sie zu einer eigenen Nation zu machen, deren Charakter und Gestalt sehr von den Türken, Persern und Afrikanern, von denen sie umringt sind, absticht.

Aber der von Natur gutmüthige und menschenfreundliche Charakter der Araber scheint sich in großen Städten ganz zu verlieren, da geht er in Schlauheit und Hinterlist über und ihre Talente gewinnen da einen zwar weiten, aber für das Menschenwohl gefährlichen Spielraum. Hier entwickeln sie eine verächtliche Denkungsart, ihre Geldgier und Habsucht blickt aus der Freundschaft, aus der Liebe, selbst aus der Wohlthätigkeit gegen Dürftige bei ihnen hervor und giebt ihrem ganzen Benehmen eine Art von Kälte, die blos Eigennutz künstlich verdrängt und die man Egoismus nennt. Nichts falscher daher als der arabische Städter, nichts treuloser

als die unter Türken, Griechen und Armeniern sich herumtreibenden Araber. Nichts ist ihnen heilig, Freundschaft ist nur der Deckmantel zur Ausführung ihrer Plane und das Versprechen wird nur gehalten, um es ein andermal mit desto größerm Vortheile vernachläßigen zu können.

Auch Griechen und Osmanen waren in Menge hier versammelt, theils um an den Gestaden des prächtigen Meeres zu lustwandeln, theils um nahe und entfernte Orte, wohin die Konstantinopolitaner Spaziergänger zu walfahrten pflegen, zu besuchen. Welche ausdrucksvolle Blicke haben die Menschen hier! welche geistvolle Züge in den Mienen! wie matt, ich möchte sagen kleinlich und albern erscheinen dagegen die meisten deutschen Physiognomien! — Gewiß sind es lauter Männer von Talenten, gewiß haben alle Seele und Verstand, sollte man denken. Aber wenn man sich lange unter diesen Menschen herumgetrieben hat, wird man bald gewahr, daß das äußere Ansehen täuscht, man findet seine Erwartungen bei ihnen nicht bestätigt, wenigstens größtentheils nicht.

Selbst ein Lavater würde bei den Orientalern sich betriegen, wenn er gleich beim ersten überraschenden Anblick über den innern Gehalt der Geistesfähigkeiten, welche ihre interessanten Gesichter ausstellen, urtheilen wollte. Nur eine lange Erfahrung kann hier vor Irrthum bewahren. Was unter nordischen Himmelsstrichen die Wirkung des Geistes oder der Empfindung ist, welche allein die an sich ausdruckslosen Züge der Nordbewohner belebt, das ist im Süden gemeiniglich lediglich Wirkung des Klima's und des heißern Blutes. Ich behaupte dadurch nicht etwa, daß der Nordländer den Südländer noch an geistigen Fähigkeiten übertreffe, fern sey dies von mir, nein im Ganzen möchte allerdings wohl das Gegentheil statt finden; ich sage nur, es lasse sich bei den mittäglichen Bewohnern nicht so leicht von ihren vielsagenden und vielversprechenden Gesichtern auf ihr Inneres schließen, die ganze lavatersche Physiognomik mit samt ihren Grundprinzipien und Regeln würde hier scheitern gehen. Da wo Hunderttausende von Menschen in einem

Haufen versammelt sich finden, müßen zahllose Nüancen in Fähigkeiten und Anlagen unter ihnen statt finden und es muß nothwendig eben sowohl einfältige als kluge Individuen geben; nur macht der lebhafte feurige Ausdruck, der fast allen Gesichtern im Süden eigen ist, die edlen einnehmenden Züge, die da allgemein beinahe von jedem Kopfe strahlen, daß man dasjenige nicht so gut zu unterscheiden vermag, was eigentlich die eine menschliche Ichheit vor der andern auszeichnet.

Wir gingen nun den Hafen weiter herunter nach Osten, um die verschiedenen Schiffswerften, Magazine und Arsenale in Augenschein zu nehmen, die hier hart am Meere ihren Platz haben. Aber an mehreren Orten standen Türken zur Wache, damit kein Fremder ohne besondere Erlaubniß sie betrete. Diese Veranstaltung scheint theils der Ordnung halber, theils auch darum getroffen zu seyn, weil man im Besitze mancher geheimen vortheilhaften Handgriffe zu seyn glaubt. Ein Franke, der der Wachen ungeachtet, den-

noch vorgehen wollte und dafür den da stehenden Muselmännern Geld anbot, wurde vor einiger Zeit von denselben mißhandelt. Zu einer andern Zeit würde vielleicht sein Backsisch gern angenommen worden seyn. So muß der Fremde in Konstantinopel sich hüten, jedem Orte zu nahe zu kommen, den er nicht betreten darf, denn mit Geld läßt sich hier nicht immer ausreichen, im Gegentheil giebt es bisweilen sogar Anlaß zu Avanien.

Nachher habe ich durch Vermittelung eines schwedischen Marineoffiziers, der über manche Gebäude an dieser Küste die Aufsicht hatte und den Arbeiten hier vorstand, Gelegenheit gehabt, alle diese Anstalten genauer in Augenschein zu nehmen und es interessirt gewiß eine große Anzahl der Leser, ein näheres Detail davon zu erfahren. Diesem Zweck sey das folgende Kapitel gewidmet.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Blick auf Tershana. — Kaßim-Pascha und das Ayna-Serai. — Beschreibung der Schiffsarsenale und Magazine. — Topana oder die Zeughäuser und Stückgießereien. — Pallast des Topdschi'-Paschas. — Kaserne für die Artilleristen. — Batterien an den Gestaden. —

Die ganze Nordküste des Konstantinopolitaner Hafens bildet eigentlich, sowie die gegenüberliegenden Südgestade, nur eine allgemeine große Stadt, die gegen Morgen und Mitternacht mit Galata und Pera zusammenstößt und mit diesen Vorstädten nur ein Ganzes bildet. Aber die verschiedenen Theile desselben führen auch besondere Namen und nach diesen muß sie der Fremde nach und nach kennen lernen, weil jeder derselben seine beson-

dere Merkwürdigkeiten hat. Darum aber weicht doch die Nordseite des Hafens gar sehr von der Südseite ab und dies sowohl in Ansehung des Terrains als auch der Breite. Auf dieser erblickt das Auge kein Ende, Straßen und Häusermassen scheinen sich da ins Unendliche zu verlieren. Auf jener hingegen ziehen sich die Reihen von Gebäuden nur längs dem Meere hin und hinter denselben erscheinen unbebaute Felder, Todtenhöfe, Wäldchen und Plätze bis zu den Anhöhen hin, welche die Aussicht gegen Norden begränzen.

Das Revier, welches Tershana oder Schiffsarsenal heißt, hat einen ziemlich weiten Umfang und zieht sich von Galata in einer beträchtlichen Strecke nach Westen am Kanal hin. Ein besonderer Theil dieser Vorstadt in Nordosten führt auch den Namen Kassim-Pascha und hier fällt Ayna-Serai oder der Pallast der Quittenbäume vorzüglich in die Augen, welcher zunächst an das Seearsenal stößt. Man kann sich kaum etwas angenehmer denken als ein Spaziergang an diesen Gestaden. Gegenüber hat man allezeit

die sich hoch emporhebende Hauptstadt, im Hafen wimmelt's von Schiffen und zunächst um einen herum hört man Tausende von Arbeitern in immerwährender Betriebsamkeit, sieht man die mannigfaltigsten Gebäude und Abwechselungen in der Gegend.

Der Haupttheil des Arsenals liegt gerade da, wo sich der Hafen in einen Meerbusen verbreitet und ein Hafen im Hafen gebildet wird. Jetzt wurde noch unter Aufsicht des schwedischen Hauptmanns Rohde ein weitläuftiges Baßin gegraben, von dem man sich für die Erbauung und Aufbewahrung der Schiffe große Vortheile versprach. Schon Muhamed der Zweite hatte eine Bucht in den Hafen graben lassen, um den Marinearbeiten größere Bequemlichkeit zu verschaffen, jetzt da die Engländer besonders die Pforte sosehr ermuntern, auf die Flotte eine größere Sorgfalt als bisher zu wenden, sah man es als nothwendig an, die Schiffswerften noch zu erweitern.

Ein besonderer Theil des Seebusens dient für die größern Schiffe, ein anderer für die

kleinern. Überall herrschte die größte Thätigkeit; es kam mir vor, als wollte man in kurzer Zeit eine große neue Flotte erbauen. Einige Fregatten und ein Linienschiff von 80 Kanonen war beinahe beendigt. Dazu kamen noch eine Menge Galeeren, woran man ohne Unterlaß arbeitete.

Mehr als hundert gewölbte Remisen, wovon ein großer Theil im Wasser ist, befinden sich hier und unter diesen stehen die Schiffe und Schiffchen sicher und bedeckt. Die Arbeiten geschahen meistens von Griechen entweder unter freiem Himmel oder unter den vielen zum Schiffsbau bestimmten langen Gewölben. Nicht genug konnte ich mich über die Einfachheit der Instrumente wundern, deren sich die Zimmerleute und andere Handwerker bedienten und durch die sie doch alles so schön und zierlich ins Werk zu setzen verstanden.

Am Ufer sah ich einen langen massiv gebauten Pallast, worin die Gondeln des Großherrn aufbewahrt wurden. Sie waren von unterschiedener Größe, viele für hundert vierzig und zwanzig Ruderer eingerichtet, doch

insgesammt weit länger als breit. Ich erinnere mich nicht, bei einem europäischen Fürsten so prächtige und geschmackvolle Fahrzeuge gesehen zu haben, sie übertreffen alle Erwartung und man muß die Zierlichkeit und Nettigkeit der orientalischen Arbeiten hier bewundern. Mehrere aber waren auch von ausnehmender Kostbarkeit, denn sie waren theils mit Gold theils mit Silber in großer Dicke ausgelegt, im Sonnenschein müßen sie den herrlichsten Anblick gewähren.

So groß auch die Anzahl dieser Sultanischen Schiffe war; so war man doch mit Erbauung zweier neuen beschäftigt, die an Pracht alle übrigen noch übertreffen sollten. Noch bemerkte ich, daß hier keine Schildwachen standen und jeder, der auch kein Raja war, gegen ein Trinkgeld an die Aufseher, diese Gallerie von Feenschiffen betrachten konnte. Vielleicht, daß dies der Stolz der Türken befiehlt, welche so gern ihren Prunk dem Ausländer vor die Augen stellen, um ihm dadurch eine hohe Meinung von sich einzuflössen. Nichts wäre auch geschickter dazu als

dieser Anblick. Ungeheure Geldsummen müßen diese Prachtschiffe gekostet haben und noch kosten.

Einen noch größern Begriff von der Seemacht des türkischen Reichs aber sollte man bekommen, wenn man die unermeßlichen Magazine und Zeughäuser erblickt, die hier neben einander aufgehäuft sind. Der Vorrath an allen zur Marine erforderlichen Materialien ist erstaunlich, nie sah ich einen solchen Reichthum, das Arsenal in Venedig faßt bei weitem nicht soviel in sich. Ganze Reviere von Gebäuden waren allein mit Eisen und Holz angefüllt und Tau- und Segelwerke lagen zu Tausenden in Bereitschaft. Ich bin überzeugt, daß ganze Flotten hier ausgerüstet und ganze Eskadres mit allen Bedürfnissen Jahrelang versehen werden könnten. Aber freilich steht der ungeheure Geldaufwand, den die Unterhaltung dieser Anstalten kostet, in keinem Verhältniße mit dem Nutzen, den das Reich bisher aus seinen Flotten bei Offensiv- und Defensivkriegen gezogen hat.

In diesem Theile von Konstantinopel woh-

nen auch alle zur Marine gehörigen Offizianten der Pforte. Besonders sticht der Pallast des Kapudân-Pascha, welcher hier unumschränkter Herr und Gebieter ist, in die Augen, der hart am Meere in einer reizenden Gegend liegt und mit seinen zahlreichen Environs, sowie Kaßim-Pascha, nur durch große mit Bäumen bepflanzte und mit Mausoleen geschmückte Felder von Galata und Pera getrennt ist. Da derselbe aber jetzt im Kriege gegen die Franzosen abwesend war, so residirte hier an seiner Stelle der zweite oberste Befehlshaber der türkischen Marine, welcher den Titel Ters-hana-Emini führt.

Auch der Ters-hana-Kiajasi, der eigentliche Gouverneur des Arsenals, hat in dieser Gegend seinen Sitz. Unter ihm stehen alle die zahlreichen Haufen von Levanti oder Seeleuten und Seesoldaten, denen hier in langen Hanen oder Kasernen ihre Wohnung angewiesen ist. Nicht die äußerste Hefe des Pöbels kann ausgelassener und unbiegsamer seyn als diese rohen Leute. In der That es gehört viel dazu, sie in Zaum zu erhalten.

Ihnen ist nichts heilig, zu den unmenschlichsten Barbareien sind sie aufgelegt und mit Schrecken vernimmt man daher allezeit in Pera die Ankunft einer Flotte, welche diese wilden und unbändigen Menschenhaufen mitbringt. Denn da die Frankenstadt ihrem Quartiere so nahe liegt; so muß man immer in Furcht vor Plünderung seyn. Des Abends wagt sich dann niemand auf die Straßen und selbst am Tage ist es in solcher Zeit nicht rathsam, entlegene Orte zu besuchen, weil man jeden Augenblick in Gefahr ist, einem Paar solcher Wüthriche aufzustoßen, welche sich kein Gewissen daraus machen würden, wenn sie es ungestraft thun könnten, zu morden und zu rauben.

Drei Köpfe von solchen auf der That ertappten Bösewichtern waren auf einem Platze auf Pfählen aufgesteckt, aber dabei gingen die übrigen vorüber, ohne daß sich auch nur der mindeste Eindruck auf ihren Gesichtern malte. Der größten Strenge und Strafen ungeachtet bleiben sie doch immer wie sie sind und sind sie in großer Menge anwesend; so

müßen allezeit starke Patroullen in Pera und Galata vertheilt werden, um ihren Ausschweifungen die Spitze zu bieten. Ganz entgegengesetzte Empfindungen wurden in meinem Herzen durch den Anblick der Sklaven des Bagno erweckt, welche ebenfalls hier ihren Aufenthalt haben, von denen ich aber an einem andern Orte ausführlich reden werde.

Übrigens ist ein großer Theil dieses Quartiers mit hohen starken Mauren umgeben und viele Gebäude sind mit Blei bedeckt und aus dicken Steinen gebauet, die Thore und Thüren aber mit ungeheuren Eisenstangen beschlagen. Theils die Furcht vor Einbruch besonders bei einem möglichen Volkstumulte, theils die beständige Feuersgefahr, in der man hier schwebt, macht dies nothwendig. Aber dennoch hat man Beispiele, wo mehrere Gebäude durch Feuersbrünste hier zerstöhrt wurden, ja die neuern verdanken fast blos diesen ihren Ursprung.

Geht man nun von hier gegen Morgen am Kay hin; so gelangt man in die Vorstadt Topana, welche eben das für die Landarmee

ist, was Ters=hana für die Seemacht seyn soll. Die Lage jenes Quartiers ist noch reizender als die des letztern, denn es befindet sich auf einem ungleichen Boden, doch meistens auf einer Anhöhe, dicht am Wasser beim Eingange des Kanals in den Hafen und dem südwärts liegenden Serail gerade gegenüber. Gegen Westen erstreckt es sich fast bis an die Schiffswerften hin und indem es sich um die, hier zur größten Schmähle sich zusammenziehenden, Landenge der von drei Seiten vom Meere umflossenen Halbinsel ausbreitet, ragt noch ein Theil desselben zum Kanal hervor, hat gegen Osten Leander's Thurm nebst der Aussicht auf Skutari und bietet gegen Norden der Vorstadt Fondukli die Hand.

Topana bildet nebst Galata, woran es in Nordwesten zunächst stößt, und dem höher emporstehenden entferntern Pera eins der prächtigsten Amphitheater, das man sich denken kann. Alle drei Vorstädte scheinen nur ein Ganzes zu machen, welches oben an den Hügeln anhebt und bis zum Meere hinabführt. Der Raum, den sie einnehmen, ist un-

übersehbar und der Blick wird von allen Seiten durch Häusermassen und auf und übereinander gleichsam gethürmte Palläste umgränzt. Abgesondert gelegen würde schon jeder Theil dieses Kleeblatts eine ansehnliche Stadt ausmachen, man kann sich also vorstellen, welchen Eindruck alle drei zugleich machen müßen.

Da die Gestade von Topana eine geräumige Meeresbucht haben, worin nicht nur ohne Unterlaß eine große Menge von Schiffen vor Anker liegt, Fahrzeuge haufenweise ankommen und abgehen, sondern auch hier die meisten Personen der Halbinsel einsteigen, welche Spazierfahrten auf dem Kanal oder Hafen und nach der Hauptstadt machen wollen; so wird dieser Ort zugleich zu einem der lebhaftesten Plätze des Bosporus und zu einem unerschöpflichen Schauplatz für den Beobachter. Ganze Stunden habe ich da auf einer Bank neben dem Meere oft verweilt uud das Ab- und Zuströmen der Menge vor meinen Blicken vorübergleiten lassen.

Nicht fern von der Rheede befanden sich mehrere türkische Kaffeehäuser, welche allezeit

mit Kaufleuten, Seekapitains und Matrosen angefüllt waren. Will man eine Fahrt nach Smyrna, nach Varna, nach Salonichi, nach Brusa, nach den Dardanellen, nach irgend einer Insel im Archipelagus unternehmen: hier ist der Ort, wo man Akkorde schließen, Fahrzeuge sich ausmachen, mit Schiffskapitains Bekanntschaften und Verbindungen eingehen kann. Die Inhaber der Kaffeebuden geben Vermittler und Mäkler ab und man braucht Einem nur seinen Wunsch kund zu thun und er wird bald eine Gelegenheit auszumachen wissen.

Da wo ein Meer von Menschen unaufhörlich wogt und tobt, wird die Spekulation der Kaufleute bald einen Markt hinzuzaubern verstehen. Man findet dies auch hier; auf einem weitläuftigen Basar kann man alle Bedürfnisse und Neigungen befriedigen und der Seemann wird schwerlich nach etwas verlangen, was er in diesem Reviere nicht haben könnte. Die wohlschmeckendsten Früchte sind auf den Boden ausgebreitet und kein Schiff

segelt ab, ohne seine Körbe und Säcke nicht damit zu füllen.

Links führt von der Rheede eine Straße zum Gebäude der Douane, worin beständig ein unermeßlicher Vorrath von Kisten und Waaren aufgehäuft ist, die theils zur Fracht der Schiffe gedient haben, theils noch dienen werden. Der Ort, wo dieser Reichthum aufbewahrt wird, ist gewölbt und feuerfest. Dicke Mauren umgeben ihn überall. Hier steht alles gedrängt voll Schiffleute, Negozianten, Lastträger und Lastthiere. Die Aufseher der Douane und ihre Dollmetscher haben in einigen Zimmern ihren Aufenthalt, worin sie den ganzen Tag zubringen und ohne Unterlaß beschäftigt sind.

Weiter nach Morgen hin, ungefähr hundert Schritte vom Meere, da wo sich der Hafen zu größerer Breite ausdehnt und mit dem Kanal zusammenfließt, befinden sich nun die Gebäude der Stückgießereien, wovon das ganze Quartier den Namen hat. Sie sind massiv, mit Blei bedeckt und mit Kuppeln versehen. Hohe Mauren umgeben die Werk-

stätte, die, ihrem Umfange nach zu schließen, für viele Tausende von Arbeitern Raum haben. Aber es sind auch hier, wie in Tershana überall Wachen hingestellt, welche verhindern, daß kein Fremder sich diesen Anstalten nähere.

Um die Gießereien herum erblickt man eine Menge von Magazinen und Zeughäusern, welche Kriegsmunitionen und die vollendeten Stücke in sich schließen. Alle sind gut verwahrt und die Thore stark mit Eisen beschlagen. Die ansehnlichsten dieser Gebäude dienen zur Zierde der Straße sowohl auf der Seite als auf dem großen Platze vor der Gießerei am Ufer des Meeres. Von diesem letztern Orte hat man das Serail gerade gegenüber, aber zur Seite die Küste von Kleinasien und noch gegen Süden ein Blick in das Unendliche des Mare di Marmora.

Viele Türken, welche die Aufsicht über den Artillerie-Train, über die Arsenale und Werkstätte, über die Mimars und Topdschi's haben, wohnen gleichfalls in diesem Theile von Konstantinopel. Den letztern oder den

Ingenieurs und Artilleristen sind auch lange Gebäude zum Aufenthalte angewiesen. Vorzüglich aber ist der Pallast des Topdschi-Baschi zu bemerken, welcher den Rang eines Paschas von zwei Roßschweifen hat und das Kommando über dieses ganze Quartier führt. In der Nähe desselben befinden sich jederzeit eine Menge von Artillerieoffizieren und Topdschi's.

Hart am Kanal sind nun lange Remisen aufgebauet, welche dem Wasser zu offen sind und in welchen über hundert Stück Kanonen, Mörser, Mauerbrecher und Haubitzen aufgestellt stehen. Sie sind insgesammt christlichen Nationen abgenommen und gegen Witterung und Wetter durch ein Dach geschützt. Unsere europäische Fürsten pflegen dem ihren Feinden im Kriege genommenen Geschütz in ihren Zeughäusern und Rüstkammern eine Stelle anzuweisen. Die Türken begnügen sich damit nicht. Ihr Stolz will es, daß die Denkmähler des Muths und der Tapferkeit ihrer Nation ohne Unterlaß den Blicken der Bewohner

der Hauptstadt blosgestellt seyen, ja sie sollen selbst noch zur Zierde derselben dienen.

Wirklich ist der Anblick, den diese Reihe von Geschütz dem Auge sowohl in der Entfernung als in der Nähe darbietet, nicht ohne Reiz, aber er erinnert zugleich immer an den ehemaligen Schrecken der osmanischen Waffen. Auf dem Kanal sollte man die vielen gegen das Wasser zu aufgepflanzten Kanonen und Mörser für eine Batterie zur Beschützung des Hafens halten; erst bei einer nähern Betrachtung wird man gewahr, daß sie lediglich zur Schau hier einen Platz haben.

Es scheint, daß man nur die größern Stücke hier hingestellt habe, denn sie sind alle von ungeheurem Gewichte und Umfange und würden im Kriege jetzt von wenigem Nutzen seyn. Viele findet man darunter, die kaum von vierzig Pferden würden gezogen werden können, und selbst die von minderer Größe dürften ihrer wohl zwanzig nöthig haben. Mehrere aber sind völlig unbrauchbar und an den Mundlöchern ganz zerschoßen. Auf den Kanonen und Haubitzen sah ich besonders häu-

sig die Wappen und Schriften der Östreicher, Ungarn, Venetianer, Franzosen, Spanier und Russen.

Es giebt in dieser Gegend auch mehrere Plätze, wo die Topdschi's sich im Kanoniren üben, wobei mehrere englische Offiziers die Aufsicht führen. Auch hin und wieder sind Batterien am Meere aufgerichtet, um den Großherrn zu begrüßen, wenn er eine Fahrt auf dem Kanale oder einen Zug nach einer benachbarten Dschamie macht.

Schon winkte indessen die Nacht und einsam fingen die Sterne erster Größe an zu blitzen aus dem Dunkel des Himmelsgewölbes. Ich eilte nach Hause und legte mich voll von Erwartungen des kommenden Tages zu Bett. Die große Ermüdung war allein daran Schuld, daß nicht Träume von den tausend am verflossenen Nachmittage gesehenen Gegenständen die Ruhe des Geistes störhrten.

Dreißigstes Kapitel.

Schrecken beim Erwachen. — Gewaltsames Matrosenpressen. — Beobachtung des Sonnenaufgangs auf dem Thurm zu Galata. — Eine türkische Vermählungsfeierlichkeit. — Ermordung eines Griechen. — Die Muselmänner in den Kaffeehäusern. — Hang zum Schachspiel. —

Noch dämmerte der Morgen heran. Ein großer Theil der Bewohner Pera's lag in ruhigem Schlummer. Unter diesen war auch ich. Eben schien in mir die Phantasie mit der Vernunft durch lustige Traumgebilde zu spielen, der gestrige Tag hatte reichlichen Stoff dazu in dem Schatze des Gedächtnisses niedergelegt. Ein wildes Getöße auf den Straßen schreckte mich vom Lager auf. Ich sprang ans Fenster. Welch ein Anblick! — In bun-

tem Wirrwarr war alles mit Jänitscharen und Spahis angefüllt. Hier erhub sich ein trauriges Wehklagen, dort ein furchtbares Geschrei, Wortwechsel schienen sich mit Drohungen zu vermischen. Mitunter waren gezogene Messer und blitzende Schwerdter zu erkennen. — Ein „mein Gott! was ist das?" — entfuhr mir ganz unwillkührlich.

Das Gewühl hatte sich indessen bis dicht vor das Hotel gezogen. Noch war die Besinnung nicht in mir zurückgekehrt. Plötzlich ward heftig an meiner Thüre geklopft. — Was soll das bedeuten? fragte ich mich. — Ich war aufs Äußerste gefaßt.

„Par l'amour de Dieu, Monsieur, ouvrés la porte! — schrie eine Stimme, indem das Pochen noch einmal wiederholt wurde. — Ich erkannte einen Zephalonier, der neben mir sein Zimmer hatte, und nach einigen gewechselten Fragen und Antworten ward der Riegel von der Thüre zurückgeschoben.

„Mon Dieu! mon Dieu! rief er, indem er ins Zimmer stürzte, tout est en rebellion!" — Wer da weiß, was Rebellionen in Konstanti-

nopel zu bedeuten haben, wird sich den Schrekken vorstellen können, der sich meiner bei diesen Worten bemeisterte. —

Was war hier anzufangen? — wie hätten wir der aufrührischen Menge widerstehen können, wenn sie mit Gewalt ins Hotel gedrungen wäre und das Signal zur Plünderung aufgesteckt hätte? — Eben berathschlagten wir, ob wir nicht die Thür meines Zimmers verrammeln und die Pistolen laden sollten, als wir die Tritte mehrerer Personen im Vorsaale vernahmen.

Wir horchten. — Es waren nicht asiatische, sondern europäische Tritte. Ich öffnete leise die Thür und erblickte unsern Wirth und einige vermuthlich aus gleicher Ursache vom Schlafe aufgeschreckte Gäste. Wer war froher als wir? — Sie schienen alle ganz unbesorgt zu seyn und unsere Furcht war also ungegründet.

Es hatte mit dem Lärm auf den Gassen eine ganz andere Bewandniß, als wir je hätten denken oder vermuthen können. Die Schiffe der Flotte, welche in die Gewässer von

Syrien und Ägypten gegen die Franzosen gesandt werden sollte, waren noch nicht hinlänglich bemannt. Es war daher unter den Christen ein allgemeines Soldaten- und Matrosenpressen verordnet worden, und dieses wurde heute in aller Frühe auf eine Art ausgeführt, die die Barbarei der muselmännischen Regierung charakterisirt.

Bewaffnete Türken zogen zu Fuß und zu Pferd durch die Straßen der christlichen Vorstädte besonders von Galata und nahmen auf die gewaltsamste Weise ohne Unterschied der Person und des Alters alle Mannspersonen gefangen, die ihnen aufstießen. Kann ein Verfahren wohl barbarischer und unmenschlicher seyn als dieses? — Das Matrosenpressen in London und Amsterdam ist nichts dagegen, denn da nimmt man doch Rücksicht auf die Lebensart, den Stand und das Alter der Personen, die man freilich auf eine gewaltthätige Art, aber doch immer mit einer gewißen Ordnung, erhascht. Den Türken ist alles gleichgültig, unter diesen Umständen sind alle Gauers in ihren Augen gleich. —

Hier gilt kein Widerspruch, kein Bitten. Wer das Unglück hat, diesen Barbaren in die Hände zu fallen, wird aufs Schiff gebracht, zum Dienst gezwungen. Nicht einmal Zeit wird ihm gelassen, seinen Anverwandten und Freunden Nachricht von seinem Schicksale zu geben, sie noch einmal an die Brust zu drücken und sich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Bedürfnisses zu versehen. Jünglinge und Greise, die im Schoose ihrer Familien glückliche und nützliche Staatsbürger geworden wären, werden so unversehends zu einem Geschäfte verdammt, das nur Taugenichtsen und Übelthätern zur Strafe aufgelegt werden sollte, Familien-Väter und Söhne, die zu Hause alle Süßigkeiten des Lebens genoßen, werden dahin geschleppt, um Arbeiten zu vollführen, die nur der gehörig verrichten kann, der von Jugend auf an ihre Härte und Strapatze gewöhnt ist. — O! wie mancher griechischen und armenischen Familie mag die bald aufgehende Sonne einen Trauertag verkündigen! —

Indessen hatte sich der Straßenlärm ge-

legt. Ich beschloß mit einigen Fremden des Hotels, das Frühstück in einem Kaffeehause in der Stadt zu nehmen und wir machten uns sogleich auf, um den entzückenden Anblick des Sonnenaufgangs auf dem Wege zu haben, der hier am Bosporus meistens mit einer Majestät hervortritt, wovon der Abendländer kaum einen Begriff hat.

Wir gingen rasch vorwärts. Eben fingen die Straßen von Galata an, sich mit Menschen zu füllen, Handel und Gewinnsucht trieben jeden von seinem Lager auf. Bald erreichten wir den hohen Thurm der Vorstadt, von wo aus man den größten Theil von Konstantinopel und die ganze Halbinsel, auf der Pera, Galata und die vielen andern Vorstädte ins Auge fallen, weit und breit nach allen Himmelsgegenden überschauen kann.

Welch ein Morgen! Himmel, Erd' und Gewässer strömten Leben, Schönheit und Entzücken durch mein ganzes Wesen. Der ganze Dom der obern Regionen strahlte von bezauberndem Saffranglanze. Das Serail lag frisch geschmückt in allen Morgenreizen wie

ein Garten Edens jenseit der silberblinkenden Wellen des Meers; die flüßigen Diamanten eines erquickenden Thaus goßen ihren Glanz über das feuchte Laub der hohen Zypressen, aus denen die Thürme und Palläste des großen Kaisersitzes sich emporhuben. Im blauen Ferndust erschien nur halb deutlich wie in einen Nebel gehüllt das amphitheatralisch gebaute Skutari. Zu meinen Füßen lagen Galata und Pera mit allen ihren weitläuftigen Haupt- und Quergassen, mit allen ihren Gärten und Klöstern ausgebreitet.

Welch ein holdes Schauspiel gewährt die erwachende Natur! — Aber wie sie sich hier darstellt, erscheint sie auch nirgends anderswo. Hier auf dem Thurme von Galata ist einer der erhabensten Standpunkte, um die unendliche Größe und Pracht der himmlischsten Aussicht den Kanal und den Hafen hinab zu umfassen. Das tiefe klare Wasser spiegelte jedes Bild der Landschaft zurück; die Klippen, die in wilden Formen an den entferntern Küsten standen, mit Wäldchen gekrönt, deren rauhes Laub sich oft in pittoresker Üppigkeit

die steilen Stufen hinab ausbreitete, eingestürzte Ruinen von Thürmen und Häusern, in denen einst die schreckliche Glut des Feuers wüthete, auf einer kühnen Spitze durch die Bäume schimmernd — alles in das Silberlicht und in die sanften Schatten der am Horizont allmählig heraufgleitenden Sonne getaucht — welch ein unbeschreiblicher Anblick! — was das Herz dabei empfindet, was der Verstand da denkt, das kann nur der sagen, der sich einst hier befand.

Nie sah ich ein so ganz für den Pinsel des Malers fertig liegendes Gemälde als von hier herab, von der höchsten aller Anhöhen von Galata. Ich hielt geblendet die Hand vor die Augen und verstummte vor meinem eignen Entzücken, um desto inniger das große Bild in mich aufzunehmen. Um dieser einzigen Aussicht willen, sagte einer von meinen Begleitern, ein Schwede, wäre es schon der Mühe werth, nach Konstantinopel zu reisen. Ich sah die schönen Schweizergegenden, fuhr er fort, die anmuthigen Gefilde von Italien,

aber so etwas, wie hier, erblickte ich noch nie. —

Noch waren alle meine Sinne gefesselt, als einer aus der Gesellschaft uns mahnte, den Weg fortzusetzen, um bald an den uns vorgesetzten Ort in der Stadt zu kommen, der noch weit entfernt war. Wir nahmen den kürzesten Weg, in wenigen Minuten waren wir über den Hafen. Das bunte und laute Menschengewühl an den breiten Ufern und die mancherlei Beschäftigungen der Einwohner an denselben gewähren Stoff zu zahllosen Betrachtungen.

Aber ein Schauspiel zog unser aller Augen auf sich. Das Gedränge schien in einer auf den Hafen stoßenden Straße besonders groß zu seyn, Lärm und Musik tönten uns schon von weitem in die Ohren. Es war die Vermählungsfeierlichkeit eines vornehmen asiatischen Türken, der Zug der Braut zum Hause des Verlobten. Ein zahlreiches langes Gefolge begleitete das Frauenzimmer, alles ging einen feierlichen langsamen Schritt. Die Braut trat unter einem rings umher mit Stoff be-

kleideten Baldachin einher, so daß ihr Kopf ganz verborgen war. Rings herum ritten gegen zwölf schwarze Verschnittene mit gezogenen Säbeln. Vorher ging eine Menge Träger, wenigstens funfzig an der Zahl, von welchen jeder etwas in der Hand trug, was zur Mitgift gehörte. Sie bestand aus weiblichen Kleidungsstücken, Teppichen, Gefäßen von Gold und Silber, Edelsteinen und mancherlei zur Haushalt gehörigen Kleinigkeiten. Den Schluß machte eine große Anzahl schön bewafneter Muselmänner. Nebenher zog eine Menge Türken, welche eine laut rauschende Musik erschallen ließen.

Die Heirathen werden im Orient ganz anders zu Stande gebracht als in Europa, dort sind sie wahre im Himmel geschlossene Ehen. Der Bräutigam hat die Braut nie vorher gesehen, er erhält sie zum Weibe, sobald er mit ihrem Vater einig ist. Der Vater giebt der Tochter außer der Aussteuer nichts mit, im Gegentheil erhält er außer dem Witthum, das der Bräutigam gewöhnlich der Braut verschreiben muß, und dem Vater überläßt, noch

eine Summe Geldes, so daß man mit Recht sagen kann, er kaufe seine Frau.

Je vollständiger indessen die Mitgift ist, desto größern Werth scheint die Braut zu haben. Daher wird die größte Sorgfalt auf die Auseinanderbreitung der Sachen gewendet. Ein jedes noch so kleines Stück bekommt einen besondern Träger, so daß einer oft kaum den Gehalt einer Unze in den Händen hält, da denn die Anzahl der Träger auf den Reichthum der Braut schließen läßt. Übrigens werden die Ehen ganz ohne die Priester geschlossen. Die beiden Parteien brauchen sich nur beim Kadi zu zeigen, der ihre Erklärungen niederschreibt.

Der Zug ging zum Hafen hin. Hier standen sieben kleine Schiffe, welche die Braut und ihr ganzes Gefolge aufnahmen und an die asiatische Küste übersetzten. Die Musik begleitete den Brautzug auch auf dem Kanale.

Wie wir unsern Weg fortsetzten und an das Ende der Straße gelangten, stießen wir auf ein neues Getümmel. Es war eine trau=

rige Szene, ein Beispiel des jähzornigen und rachgierigen Charakters der Türken. Ein Türke hatte mit seinem Messer einen Griechen auf öffentlicher Straße am hellen Tage erstochen. Die Mordthat hatte eine Menge Volks herbeigezogen und die Wache hatte sich des Thäters bemächtigt. In den Mienen der in dichten Haufen umherstehenden Muselmänner zeigte sich auch nicht die geringste Spur von Mitleiden über den gefallenen Griechen.

Wir erkundigten uns um die Ursache des Vorfalls, ein englischer Dragoman, der zufällig die ganze Sache beim Vorübergehen mit angesehen hatte, erzählte sie uns. Da die Geschichte manches Licht auf die Denkungsart der türkischen Nation wirft, so will ich sie hier mittheilen.

Bekanntlich verbietet den Muselmännern die Religion, Geld auf Zinsen zu geben. Der ungeheure Geldwucher, dessen sich die Armenier, Griechen und Juden in Konstantinopel schuldig machen, kann unter ihnen nicht Platz finden. Dies hindert jedoch nicht, daß mancher großmüthige Türk einem oder dem

andern seiner christlichen Bekannten, der gerade in Noth sich befindet, eine Summe ohne Interessen vorstreckt. Hier wird gewöhnlich kein Schein über das empfangene Geld gegeben, der türkische Gläubiger ist zufrieden, wenn der Schuldner nur verspricht, es ihm in einer festgesetzten Zeit wieder zu bringen. In diesem Stücke herrscht Treue und Glauben bei weitem mehr unter den rohen Türken, als unter den zivilisirten Nationen Europens.

Der Türke, der den Griechen gemordet hatte, hatte diesem eine Summe von 100 Piastern geliehen, mit dem Vorbehalt, sie nach einem halben Jahre, oder vielmehr nach 180 Tagen zurück zu erhalten. Der Grieche hatte indessen durch eine Heirath sich ein gutes Vermögen erworben, schon war die gesetzte Zeit lange verstrichen, er dachte nicht an Wiedererstattung und als der Muselmann ihn mahnte, hatte er die Undankbarkeit, geradezu zu leugnen, je Geld von ihm empfangen zu haben.

Nichts kann einen Türken mehr zur Begierde nach Rache entflammen als ein Vorfall

dieser Art. Er scheuet dann keine Gefahr, gern stirbt er vielmehr, wenn es ihm nur vorher gelungen ist, sein Messer in das Blut des Betrügers zu tauchen. Hier hilft keine Polizei, keine auf Mordthaten jeder Art gesetzte Strafe. Die Rache muß gesättigt werden, sey es auch früher oder später. Auch nimmt die Regierung bisweilen solche Mörder aus Rache in Schutz, weil uralte Sitten der Nation sie gebieten. Der Dragoman versicherte uns, der gefangen weggeführte Türk werde mit der Phalange davon kommen.

Nicht weit von dem Schauplatze der eben mit angesehenen That lag das Kaffeehaus, worin wir unser Frühstück nehmen wollten. Wir wählten besonders dieses, weil nicht nur Muselmänner, sondern meistens auch viele Christen es zu besuchen pflegen, da es zunächst am Basar liegt. Es war ganz mit Menschen angefüllt. Sobald wir uns niedergesetzt hatten, wurde jedem aus der Gesellschaft eine brennende Pfeife gebracht, ohne daß wir sie verlangt hatten. So will es die Sitte in der Türkei. Wir tranken darauf noch einige

Schaalen Kaffee nach orientalischer Art und dafür hatten wir das Vergnügen, mancherlei Menschenbeobachtungen anzustellen.

Die Kaffeehäuser sind die eigentlichen Rendezvous der Türken, sie ersetzen die Klubs und Resourcen in Europa und haben vor diesen den großen Vorzug, daß sie unendlich wohlfeiler sind. Für zwei Parahs, welche für eine Pfeife Tabak bezahlt werden, hat jeder ohne Unterschied der Person die Erlaubniß, so lange in dem Kaffeehause zu verweilen als ihm beliebt. Hier fallen alle Standesrücksichten weg, die in Europa die Gesellschaften der Menschen so sehr theilen und absondern. Man ist ganz ungenirt und sitzt, wie es der Zufall will, zwischen reich gekleideten und zerlumpten Muselmännern.

Dort ist es denn auch, wo der phlegmatische Charakter der Türken auf eine auffallende Weise hervorsticht und dem an lebhafte Unterhaltung so gewöhnten Europäer manche Verwunderung abnöthigt. Manche Türken halten sich mehr in den Kaffeehäusern auf als in ihren Wohnungen, man kann sie dort im-

mer finden, wenn man sie haben will. Da sitzen sie oft vom Morgen bis zum Abend mit untergeschlagenen Beinen auf einem Polster, schmauchen eine Pfeife Taback nach der andern, trinken zu wiederholtenmalen Kaffee und — was dem Europäer unglaublich vorkommen muß — reden oft den ganzen Tag nicht ein Wort.

Freilich giebt es auch geschwätzige Muselmänner die Menge, die Araber haben ja die Auszeichnung, mit diesem Spottnamen von den Osmanen besonders bezeichnet zu werden; aber vornehme Türken und diejenigen, welche sich ein vorzügliches Ansehen geben und ihre Würde an den Tag legen wollen, reden selten viel, sie kommen einem anfangs alle als nachdenkende Philosophen vor, die zusehr mit ihrem Innern beschäftigt sind, um den äußern Gegenständen eine gehörige Aufmerksamkeit schenken zu können. Aber bald erkennt man doch, daß es nichts als angebornes und durch die Erziehung eingeprägtes Phlegma und Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit ist, wel-

che die Menschen hier zu sprachlosen Automaten machen.

Meistens wird in den türkischen Kaffeehäusern nur Kaffee und Taback gereicht. Will man Sorbet und andere Getränke haben; so muß man sie von andern Orten herholen. Dagegen findet sich an diesen öffentlichen Orten ein Hauptzeitvertreib der müßigen Türken, das Schach- und Damenspiel. Die Muselmänner, denen keine Spiele erlaubt sind, bei denen Geld gewonnen oder verloren wird und denen die Karten kaum dem Namen nach bekannt sind, lieben diese Art Spiele sosehr, daß sie ganze Tage damit zubringen können. Kein Wort wird dabei geredet, die Spieler scheinen mit unverwandter Aufmerksamkeit ihren Gegenstand zu verfolgen. Welche Art von Spielen würde auch mehr dem Geschmack dieser immer fast im Nachdenken begriffenen und von ihrem Phlegma beherrschten Nation angemessener seyn als diese? — Unsere Karten- und Hazardspiele, welche die Leidenschaften im Menschen aufs höchste erwecken und alle Begierden in immerwährender Spannung er-

halten, passen für sie nicht, sie würden ja nur ihre Ruhe stören und welches Gut kann für den Türken größer seyn als dieses? —

Die Türken, das muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, sind aber nicht allein selbst sehr gute und geschickte Schachspieler, sondern sie schätzen und lieben auch denjenigen, welcher diese Kunst in einem hohen Grade der Vollkommenheit versteht. Sie ist sogar für den Christen in der Türkei der beste Kreditbrief, um Eingang zu den sonst so fest verschlossenen Thüren der Muselmänner zu finden und sein Glück zu machen.

Man hat Beispiele, daß Türken und Renegaten von der niedrigsten Pöbelklasse durch die Protektion eines vielvermögenden Vornehmen bis zu den höchsten Ehrenstellen emporgehoben wurden und dies aus dem einfachen Grunde, weil sie vortreffliche Schachspieler waren und ihrem Patron oft das Vergnügen machten, mit ihm Tête a Tête zu sitzen und ganze Tage beim Schachbrett zu verweilen. Man erzählte mir von einem Armenier aus Erzerum, der von manchem Tür-

ken bisweilen ganze Beutel Piaster erhielt, weil er die Kunst verstand, fast niemals schachmatt zu werden und an einem Tage mehrmals vierzig Spiele mit seinen Gönnern vollendete.

Man sieht oft in den Konstantinopolitaner Kaffeehäusern drei bis vier solcher Brete, welche beständig besetzt sind. Viele Muselmänner sitzen mit ihren Pfeifen um die Spieler herum und betrachten, ohne einen Blick davon zu verwenden, ganze Stunden lang, den Gang des Spiels und den Kampf des Königs mit der Königin oder der Läufer und Springer unter und gegen einander. Alle sitzen da mit einer Miene, als wenn das Schicksal des Reichs zu entscheiden wäre.

Die Kaffeehäuser dienen aber zugleich auch zu Barbierstuben. Viele Türken lassen sich da den Kopf scheeren und den Bart waschen und ordnen. Auch die Franken in Pera pflegen oft die orientalischen Kaffeehäuser zu besuchen, um sich dort rasiren zu lassen. Besonders ist eins in Galata fast beständig mit Europäern angefüllt.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Die Karavane von Brusa. — Prächtiges Schauspiel eines neuen vom Stapel laufenden türkischen Schiffs. — Zufällige Bekanntschaft mit einem Arzte aus Widdin. — Charakteristik Paßwan-Oglu's. — Anekdoten von diesem merkwürdigen Manne. —

Wir machten uns bald wieder aus dem Kaffeehause weg, weil wir uns vorgenommen hatten, noch durch eine kleine Lustfahrt auf dem Meere das im Hotel zu erwartende Mittagsmahl zu würzen, und weil man in einer so mit Menschen überfüllten Stadt, wie Konstantinopel, nicht immer darauf zählen kann, zur vorgesetzten Stunde an Ort und Stelle zu gelangen.

Wirklich wurden wir auch auf dem Rückwege schon, beim Eintritt in eine neue Straße, durch einen Zug aufgehalten, der beinahe eine halbe Stunde dauerte und neben dem doch nicht vorbeizukommen war. Eine Karavane von Brusa war eben angelangt, welche einen großen Theil der Stadt durchpassiren mußte, um den Han zu erreichen, in dem noch Platz für sie war.

Den Anfang machte eine große Kavallkade bewaffneter Türken, welche unter wilder Kriegermusik mit ihren muthigen Rossen einherzog und, indem sie die ganze Breite der Straße ausfüllte, der nachfolgenden Karavane selbst Platz machte. Dann erhuben sich die die Ohren durchsaußenden und das Gehör durch ihr ewiges Einerlei ermüdenden Töne der Pfeifen und Dudelsäcke, unter deren Schall die geduldigen Kameele und Maulesel einhertrabten. Theils auf ihren Rücken, theils in Körben, aus Haaren und Rohr geflochten, waren die Reisenden gelagert, Männer und Weiber, Kinder und Alte, Weisse und Schwarze, Braune und Gelbe in buntem Gemisch. Ne-

benher liefen noch eine Menge Kameeltreiber und Eselführer.

Die Lastthiere waren insgesammt stark beladen, man konnte die Waaren, die die Karavane hauptsächlich führte, nicht sehen, man versicherte mir aber, sie bringe besonders indische Zeuge, baumwollene und seidene in Kleinasien und Persien verfertigte Shawls, Tücher und Decken aus Kameelhaaren. Der größte Theil derselben kam aus fernen Gegenden, sie hatte aber wegen vieler Räuberhorden und der die Wege überall unsicher machenden Turkomanen einen weiten Umweg nehmen müßen.

Wir eilten den Hafen zu erreichen, ehe uns ein neues Hinderniß, deren es hier so viele giebt, den Weg wiederum verträte. Es ward eine Gondel mit zwei Ruderern gedungen und wir bestiegen sie, um auf dem Wasser die in den engen Straßen der Stadt eingesogene verpestete Luft durch frische Meerluft zu verbessern.

Noch nicht lange waren wir gefahren, als wir nicht weit von uns ein großes Getümmel

von Menschen und Schiffen bemerkten. Unsere Türken erhielten einen Wink und pfeilschnell ruderten sie uns dem Orte zu, wo sich uns ein neues Schauspiel eröffnete.

So eben lief ein neuerbautes Linienschiff auf dem Werfte vom Stapel. Es war mir immer eine eigne Empfindung, ein solches schwimmendes Gebäude anzublicken. — Diese majestätischen Masten, diese ungeheuren über einander wallenden Segel, diese zahllosen Taue, dieser enorme Aufwand von Holzwerk — alles flößt ein unnennbares Gefühl von Größe, Ehrfurcht und Bewunderung ein. Der Mensch erscheint dabei so klein, sein Verstand und die Wissenschaft so groß.

Dieser Koloß, fast zweihundert Fuß lang, und sechzig breit, vier und zwanzig hoch, war auf dicke Bohlen gelegt, die mit einer Senkung von sechs Linien auf jeden Fuß bis ins Meer gingen, und in deren parallelstehenden Fugen das Schiff hinabgleiten sollte. Unter englischer Aufsicht war es gebauet worden, seine Einrichtung war der der brittischen Fahrzeuge abgeborgt, Griechen hatten es ge-

zimmert, Türken hatten es vollendet, große schwere Kanonen von Metall und Bronze waren von England auf dem Wege, seine Batterien zu besetzen.

Schon hatte man sowohl den Kiel des prächtigen Gebäudes als die Fugen der Bohlen mit Fett und Talg bestrichen. Nur noch von einigen Keilen und dem Tau ward es gehalten, der an einem ungeheuren, tief in die Erde gerammelten Pfal befestigt, es rückwärts zog. Das Signal ward gegeben. Plötzlich wurden die Keile mit Schlegeln herausgehoben, die Stützen vorn und an den Seiten niedergerissen, Ein Zimmerman tritt, das schwere Beil in der Hand, an das Tau, noch ein Signal und mit gewaltiger Kraft ist es durchhauen.

Jetzt rückt das Schiff, seine Rippen krachen, die Bohlen darunter knacken und erhizzen sich durch die Friktion der schweren Last, die sie jetzt allein tragen. Eine Menge Muselmänner sind in größter Eil beschäftigt, Wasser und Wasser darüber zu schütten.

Schneller und schneller stürzt der majestäti-

sche Meerpallast nun den Wellen entgegen, auf einmal schnellt er mit der Geschwindigkeit des Blitzes in die aufbrausende Fluth, die ringsumher sprüzt und schäumt; in dem weißen Schaum zieht er eine lange Furche. In eben dem Momente erschallt der Donner der Kanonen von den Küsten durch die Lüfte und begrüßt feierlich die hoch sich erhebenden Meereswogen, das brüllende Getöß des Geschützes tönt in hundertfältigem Echo wieder von den europäischen und asiatischen Gebürgen. Tausend Stimmen folgen dem sich in die Wassertiefe herabstürzenden neuen Meergotte mit einem laut die Räume erfüllenden: Allah, Allah! —

Schon wiegt sich das erhabene Produkt der Menschenhände sanft auf den Wellen. Matrosen durchschneiden die feuchte Ebene und ziehen das Schiff in den Hafen zurück, um es aufzutakeln. Der Tag war ein Freudenfest für alle Seeleute, der Großherr hatte einige seiner Leute abgesandt, um Geld unter sie auszutheilen.

Wir wären gern an's Land gestiegen, um

einige türkische Lustbarkeiten näher mit anzusehen, aber der muselmännische Pöbel ist bei solchen Gelegenheiten wie berauscht und zu allen möglichen Exzessen aufgelegt, besonders wenn ihm Franken aufstoßen sollten. Die Klugheit befahl uns, einen Ort zu vermeiden, wo uns jede Minute Avanien und Gefahren drohte.

Wir zogen vor, noch eine kleine Tour auf dem Kanal zu machen, wo sich das Auge an den schönen Gegenden und reizenden Ansichten, die die pittoresken Küsten Europa's und Asien's links und rechts in so unendlicher Mannigfaltigkeit und Fülle gewähren, nie satt sehen kann. Da die Sonne dem Zenithe schon mit starken Schritten entgegeneilte und die Hitze des Tages immer größer ward; so kehrten wir nach einer eine halbe Stunde langen angenehmen Fahrt zurück und traten in Topana ans Land.

In einer zunächstliegenden Apotheke, worin wir einkehrten, um uns durch einen erfrischenden Trank zu erquicken, fanden wir einen europäischen Arzt in orientalischem Ko-

stume. Es war ein Sachse von Geburt aus Hermannstadt in Siebenbürgen. Lange hatte er in der Wallachei und zuletzt auch in der Hauptstadt Bukarest prakticirt. Da der Ort aber zusehr schon mit Medizinern angefüllt war; so beschloß er sich jenseits der Donau in Widdin niederzulassen. Hier hatte er drei Jahre lang seine Kunst mit Erfolg getrieben, bis er endlich durch einen Umstand sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, an den Ufern des Bosporus Schutz vor der Rache eines erzürnten Pascha zu suchen.

Die anspruchslose Manier, womit er uns, sobald er uns als Franken erkannte, in die Geheimniße seines Lebenslaufes einweihete, weckte unsere Neugierde, noch mehr von ihm zu erfahren. Er wurde uns aber bald noch interessanter, da wir in ihm eine Person fanden, die uns am sichersten über jenen merkwürdigen Mann in Widdin, der so oft schon den ganzen Divan der hohen Pforte zittern machte, Auskunft verschaffen konnte.

Er hatte die Güte, uns seine Begleitung

bis nach Pera anzubieten. Wir hätten für jetzt keine unterhaltendere Gesellschaft finden können. Auf dem Wege theilte er uns auf Verlangen eine Schilderung des berühmten Widdiners mit. Einige Züge derselben dürften auch wohl für Leser und Leserinnen dieses Werkchens nicht uninteressant seyn.

Osman, Paßwan-Oglu war der Sohn eines albanischen Renegaten. Früh schon zeichnete er sich durch Muth und Leibesstärke vor seinen Kampfgenossen aus. Listig und verschlagen in allen seinen Unternehmungen, standhaft und beharrlich, da, wo es seyn mußte, mißlang ihm selten ein Plan. Als er sich endlich bis zum Pascha von zwei Roßschweifen emporgeschwungen hatte, beschäftigten kühnere Entwürfe seine Seele. Bald sah er sich im Stande, der ganzen Macht des Großherrn zu trotzen.

Nicht lange so ergab sich eine günstige Gelegenheit, seinen Einfluß zu zeigen. Man hatte die Janitscharen in ihren Rechten gekränkt, überall murrte das Volk, aber was vermochte es gegen den Willen mächtiger De-

spoten! — Der Pascha warf sich zum Beschüzzer aller Janitscharen auf und erklärte feierlich von seiner Veste herab, nie werde er es zugeben, daß die Stütze der osmanischen Kriegsmacht je etwas von ihrem Glanze verliere.

Von nun an waren aller Janitscharen Herzen ihm zugethan. Sie betrachteten ihn durch die ganze Türkei als ihren Retter, den Vertheidiger ihrer Rechte und Privilegien. Ganze Haufen der wildesten Krieger schwuren, für den edlen Mann Blut und Leben aufzuopfern, wenn er's verlangte.

Aber im Divan zu Konstantinopel ward der Pascha für einen Rebellen erklärt. Mehrere benachbarte Befehlshaber erhielten den Firman, mit ihrer ganzen Macht ihn zum Gehorsam zurückzubringen. Nun waffneten sich die Janitscharen und zogen Schaarenweise ihrem bedrängten Beschützer zu Hülfe. Widdin war mit muthigen Kriegern angefüllt. Jeder Angriff ward mit Wuth zurückgeschlagen. Fruchtlos blieben alle Bemühungen der Pforte, den Sieger auf ihre Seite zu bringen.

Immer kühner und kühner wurden vielmehr von nun an seine Schritte. Ganz Bulgarien ward mit seinen Heerschaaren überschwemmt, nichts konnte ihm widerstehen, bis vor die Thore von Varna pflanzte er seine Fahnen. Indessen war leicht vorauszusehen, daß es die Pforte nicht dabei bewenden lassen würde. Paßwan-Oglu machte fürchterliche Gegenanstalten, er hatte mehrere emigrirte Pohlen und Franzosen, auch östreichische Deserteurs aus Ungarn und dem Banate in seine Dienste zu ziehen gewußt, Kanonengießereien angelegt, Pulver und Proviant in Menge in Widdin aufgehäuft. Mörderische Batterien wurden rund um die Veste herum aufgeworfen, fürchterliche Minen an schicklichen Orten angebracht.

Der Kapudän-Pascha, der eine Schwester des Großherrn zur Gemahlin hat und bei ihm in großem Ansehen steht, erhielt endlich den Auftrag, eine mächtige Armee zu sammeln, Widdin zu belagern und den kühnen Rebellen zu Paaren zu treiben. Asiaten und Europäer mußten aus allen Provinzen des

Kaiserthums herbeiströmen, sich unter seinen Fahnen zu sammeln, mit einem Kern von Kriegsvölkern zog er selbst aus der Hauptstadt aus. Eine zahlreiche Flottille segelte die Donau hinauf. Die Landarmee war in kurzer Zeit bis auf achtzig tausend Mann angewachsen. Widdin befand sich zu Wasser und zu Lande blokirt. Der Untergang Paßwan-Oglu's schien gewiß zu seyn. —

Das Signal zum Sturm ward gegeben. Schrecklich donnerte es von den Bollwerken herab. Muthig warfen sich die Muselmänner in die tiefen Graben. Ganze Reihen wurden vom schweren Geschütze der Vestung niedergeschmettert. Paßwan-Oglu spornte überall durch seine Gegenwart den Muth der Seinigen an. Alle wehrten sich wie Verzweifelte.

Der Kapudän-Pascha sah sich genöthigt, das Zeichen zum Rückzug zu ertheilen. Der erste mißlungene Angriff war ein übles Omen für den ganzen Feldzug. Man kennt die Türken. Gelingt das erste Unternehmen, sey es auch noch so geringfügig; so ist ihr Muth gränzenlos, läuft es unglücklich ab; so

ist der üble Ausgang aller folgenden gewiß, denn allgemeine Muthlosigkeit bemeistert sich dann des Heeres. Wie könnte dies auch bei dem festen Glauben aller Muselmänner an ein nothwendiges Fatum und an eine unabänderliche Prädestination anders seyn? —

Was leicht vorauszusehen war, erfolgte in der That. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich des ganzen Heers, zahlreiche Haufen Türken zogen in ihr Vaterland zurück. Einige Monate mußten ungenutzt verstreichen, ehe nur Truppen zur Verstärkung anlangten. Hanscherli, Fürst der Wallachei erhielt den Befehl, achttausend Wallachen zur Armee zu senden. Sie kamen an, wie hätte der vor jedem Firman des Divans zitternde ohnmächtige Hospodar ein ausdrückliches Mandat des Kapudän-Pascha unbefolgt lassen können? — Unbewaffnet waren die christlichen Hülfsvölker, kaum Stäbe trugen sie in den Händen. Unbewaffnet ließ man sie. Sie sollten ja nicht die Vestung einnehmen, sie sollten nur dazu

dienen, ihre Kanonen- und Kartätschenkugeln aufzufangen. —

Ein neuer Angriff ward verordnet. Überall tönte der Ruf zum frischen Sturm. Man trieb die armen unbewaffneten Christen wie Schlachtopfer vor sich her, damit die hinter ihnen aufmarschirenden Osmanen vor dem Feuer sicher seyen. So näherte man sich den Tod und Untergang drohenden Bastionen der Stadt. — Was erfolgte? — Die Batterien der Vestung blieben ruhig, die Vertheidiger schienen keine Miene zu machen, den Angriff abschlagen zu wollen. Die Türken stutzten. Man konnte sich das Benehmen der Belagerten nicht erklären.

Auf einmal erschienen Abgeordnete des Pascha mit den Zeichen des Friedens. Sie erklärten im Namen Paßwan-Oglu's, es sey schimpflich, sich mit Wehrlosen zu schlagen, nicht mit diesen armen Christen, die ihm nie etwas zu Leide gethan hätten, führe er Krieg, sondern mit Muselmännern, die den Ruhm des Kerns der osmanischen Nation untergraben wollten. Man solle die unbewaffneten

Wallachen nach Hause zurückschicken, dann werde das Schwerd entscheiden, wem Gott und der große Prophet, der gepriesen sey in Ewigkeit, den Sieg verleihen wolle.

Umsonst waren diese gerechten Vorstellungen, der Kapudân-Pascha hörte nicht auf sie. Wie konnten solche menschenfreundliche Gesinnungen in der Seele eines Mannes Eingang finden, der die christlichen Unterthanen des Reichs nur als Hunde und Sklaven, als geborne Lastthiere des türkischen Jochs zu betrachten gewohnt war. Mit Mühe entflohen die Abgeordneten der Gefahr der Mißhandlung und der Befehl zum Angriff zu Wasser und zu Lande ward wiederholt.

„So ist denn kein Mittel diese armen christlichen Schlachtopfer zu schonen! — rief Paßwan-Oglu aus, als er die Nachricht von seinem mißlungenen Vorschlage erhielt, Gott und der Prophet verzeihe es meinen Feinden.“ — Schnell wurden die Befehle zur Vertheidigung gegeben, ein wüthendes Feuer tobte aus den Batterien gleich Vulkanen herab. Keine halbe Stunde und der größte Theil

der Wallachen lag im Blute. Über ihre Leichname stiegen die Muselmänner die Bollwerke hinan.

Aber jetzt gab Paßwan-Oglu, der überall, wo Gefahr drohte, selbst in Person gegenwärtig war, ein Signal. — Schreckliches Schauspiel! — — Die Erde öffnete sich unter den Tritten der kühnen Belagerer und Sturmläufer. Die Lunten waren abgebrannt, die Minen sprangen mit grausendem Getöß. — Ganze Kohorten wurden auf ewig in den Bauch der Erde begraben, ganze Rotten verschlungen. Verzweifelung verbreitete sich unter den Reihen der Angreifenden. Alles floh, was noch fliehen konnte. Der Kapudân-Pascha entrann selbst nicht ohne die größte Lebensgefahr vom blutigen Schlachtfelde.

Dies war der letzte Versuch, den die Pforte wagte, den Widdiner Pascha mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Er ist merkwürdig in den Annalen der türkischen Kriegsgeschichte. Die Ohnmacht des Reichs leuchtet aus der Geschichte desselben auf eine auffallende Weise hervor. Man sieht klar, was ein kühner un-

ternehmender Rebell, der seine Unternehmungen mit Behutsamkeit, Vorsicht und List begleitet, auszurichten im Stande ist.

Die goldene Periode der osmanischen Herrschaft ist vorbei, seitdem die Paschen nicht mehr die von Stambul gesandte seidne Schnur vorher küssen, ehe sie sich dieselbe an den Hals legen und mit ihr erdrosseln, seitdem sie vielmehr den an sie gesandten Kapidschi-Baschi's den Kopf vor die Füße legen und mit ihrem Blute das Wagestück bezahlen lassen, das sie auf Befehl des sonst so allgewaltigen Despoten unternahmen. So ist das gewöhnliche Schicksal aller despotischen Staaten. Die Banden des Despotismus sind aufgelößt, wären sie auch gleich Gordischen Knoten geknüpft, wenn seine Vollstrecker aufhören, ihn gleich einer Zauberruthe zu fürchten, der niemand entfliehen könne.

Da steht nun der türkische Staatenkoloß, Jahrhunderte schrecklich furchtbar allen umliegenden Nationen und jetzt gleich einem dürren Stamm mit zersplitterten Aesten im üppig-schattenden Forste! — Gedanke der Hin-

fälligkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, wie bemächtigst du dich meiner mit Grausen! — Welcher Staatenbaum konnte dir ehemals den Rang abgewinnen und nun? — siehe, wie jeder deiner Nachbaren seine Blüthen und Blätter treibt, wie er in jeglichem Lenze kraftvoller mit neuen Wurzeln hervorsproßt, neue Zweige empor in die Luft streckt; nur dir kehrt kein Frühling wieder, gießt kein Mairegen Erfrischung herab, schaudert kein Gewitter regere Kraft durch die Elemente. Der Genius der Zeit ruft dir den Untergang mit laut tönender Posaune entgegen.

Soweit war es gekommen, daß es nur von dem Willen eines Paschas von Widdin abgehangen hätte, auf den Ruinen des sonst so furchtbaren Throns des Geschlechts der Osmanen ein neues Gebäude aufzuführen. Alle Janitscharen waren bereit sich für ihn zu bewaffnen, in der Hauptstadt selbst gährte es, er hatte daselbst einen zahlreichen mächtigen Anhang. Aber Paßwan-Oglu erklärte: nicht Herrschaft sey sein Streben,

nur Gerechtigkeit wolle er für sich, die Seinigen und die ganze Nation. —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Charakterschilderung der Bewohner der jonischen Inseln. — Politische Blicke auf die Wichtigkeit dieser Länder. — Die englischen Offiziere in türkischem Dienste. — Noch einige Züge aus dem Leben des berühmten Widdiners. — Schreckliches Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe. — Listiges Benehmen eines fränkischen Arztes in einer großen Verlegenheit.

Wir waren während dieses Gesprächs unvermerkt bis an die Straße gelangt, worin unser Hotel lag. Unser neuer Bekannter nahm die Einladung an, mit uns zu Mittag zu speisen. Die Table d'Hote war diesmal zahlreicher wie gewöhnlich, und die Tischgesellschaft aus sehr verschiedenen Nationen ge-

mischt. Mehrere junge Griechen von vornehmen Geschlechtern hatten sich aus Tarapia eingefunden, um einmal auf europäische Art ein Diner zu halten. In gleicher Absicht waren einige reiche armenische Kaufleute aus Galata gekommen. Ein eben aus dem türkisch-englischen Lager in Syrien angelangter Liefrant, ein Italiäner von Geburt, in arabischer Kleidung, war ebenfalls zugegen. Dazu kamen noch einige Abgesandte von der Insel Zante, viele Engländer und Franzosen.

Die Zantiotten waren in Konstantinopel angekommen, um im Namen ihrer Mitbürger mit dem russischen Minister Tamara und durch diesen mit dem Reis-Effendi in Unterhandlungen zu treten. Bekanntlich hatten die Franzosen bei ihrem Zuge nach Ägypten die jonischen Inseln in Besitz genommen und überall den Freiheitsbaum aufgepflanzt. Dies hatte in die schon erhitzten und unruhigen Köpfe dieser Insulaner einen Schwindel gebracht, dessen Folgen sich auch

noch lange nach dem Abzuge der Neufranken äußern mußten.

Die Bewohner der exvenetianischen Inseln im jonischen Meere sind ein aus Griechen und Italiänern gemischtes Volk, welches außer seinem insularischen Charakter alle gute und böse Eigenschaften dieser beiden Nationen in sich aufgenommen und im höchsten Grade zu entwickeln gewußt hat. Die gemeinern Klassen der Einwohner sind zwar meistens Griechen, die vornehmern hingegen stammen größtentheils von italiänischen Familien ab. Die griechische und italiänische Sprache sind daher auf allen jonischen Inseln einheimisch, die erstere ist jedoch weit gemeiner als die letztere.

Die lange Herrschaft, welche die Republik Venedig über sie ausgeübt hat, mußte die europäischen Sitten in sie einführen, ohne daß es doch gelungen wäre, die orientalisch-griechischen völlig auf ihnen zu verwischen. Noch sind die Bewohner, gleich den andern neugriechischen Völkerschaften, stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren, der Altgriechen oder

Elliniker, wie sie sie zu nennen pflegen. Noch verehren sie die Schriftsteller und Dichter dieser als vaterländische, mit einem Enthusiasmus, der um so mehr auffällt, da die griechische Sprache, wie sie jetzt geredet wird und besonders auf diesen Inseln, sosehr von der alten abweicht, daß der geringste Theil der Nation die alten Werke zu verstehen im Stande ist. Noch herrschen unter ihnen Sitten und Gebräuche, die sich offenbar von den Ellenen herschreiben.

Sosehr die exvenetianische Regierung vom ächten Republikanismus auch entfernt war; so trug sie doch viele seiner äußern Formen an sich, und der Mensch ist ja so geneigt, den äußern Schein für Wirklichkeit anzunehmen. Dies hat auch den Insulanern einen gewißen Hang zur Freiheit eingeprägt, der jedoch bald in Zügellosigkeit auszubrechen drohete, wenn er nicht gehörig geleitet ward. Überdies ist das Wort Freiheit so oft in der Menschengeschichte gemißbraucht worden, daß es in manchen Fällen nicht leicht ist, falsche, blos eingebildete, von wahrer zu unter-

scheiden. Man dachte sich frei in allen Ländern, die zur venetianischen Republik gehörten, wenn man auf den Straßen der Städte sowie auf dem Lande mit langen Messern bewaffnet einhergehen konnte und man überlegte nicht, daß man ungeachtet seiner Bewaffnung jeden Moment in Gefahr war, ein Opfer des grausamsten Despotismus stolzer unerbittlicher Aristokraten zu werden.

Bei den Einwohnern der jonischen Inseln trugen nun noch Klima, Nationalcharakter und Lage des Wohnorts das Ihrige bei, mancherlei Nüancen in dem Republikanism der Staatsbürger zu erzeugen, die man vergeblich unter andern Umständen suchen würde. Alles dieses mußte zusammentreffen, um diese Insulaner zu einem besondern Volke zu bilden, das an Eigenthümlichkeiten vor allen umliegenden Nationen hervorstechen mußte.

Die Griechen in der Türkei selbst halten ihre Landsleute von den jonischen Inseln für die feinsten und verschlagensten Subjekte der Nation und sie tragen kein Bedenken, ihnen diese Eigenschaften in einem weit höhern

Grade als sich selbst beizumessen, da sie doch überzeugt sind, daß sie alle übrige Völker eben in diesen Stücken weit hinter sich lassen. Außerdem ist der unruhige und eitele Charakter der Griechen überhaupt auch insonderheit den Joniern eigen. Man erstaunt daher über die vielen Würden und Ämter besonders im geistlichen Stande, wozu sich Korfuer und Zephalonier in der Türkei durch Kabale und Ränke emporzuschwingen gewußt haben, man ist frappirt durch die feinen Kunstgriffe, deren sie sich in ihren Handlungen und Angelegenheiten zu bedienen verstehen.

Eine solche Nation mußte durch die Landung der Neufranken wie von einem elektrischen Schlage ergriffen werden. Es ward ihr dadurch eine neue Laufbahn eröffnet, worauf sie ihre Energie und Kräfte auf eine neue Weise entwickeln konnte. Mit gränzenlosem Enthusiasmus wurden die kühnen Verkündiger einer neuen Art von Freiheit aufgenommen, man rief sich die Thaten der Vorfahren frisch ins Gedächtniß zurück und man wähnte

schon, groß zu werden wie weiland, durch die Unterstützung des mächtigen Frankreichs.

Das Reich des Aristokratenstolzes und der Adelsherrschaft war vorbei. Die Franken predigten laut den Demokratismus und wer hätte sich nicht unter ihren Panieren versammeln wollen. Schrecklich wüthete der zügellose Pöbel gegen die Exadlichen, er schien an ihnen rächen zu wollen, alles was seine Vorfahren von diesem Stande erduldeten. Doch bald kamen die Inseln wieder in russisch-englische Hände, die Republik der jonischen Inseln ward als ein selbstständiger Staat unter dem Schutz des osmanischen Reichs erklärt, die alten aristokratischen Formen mußten wieder eingeführt werden und Korfu sollte der Sitz der Regierung der verbündeten Inseln seyn.

Allein wie konnte man hoffen, daß nach solchen Ereignissen die unruhigen Bewohner der übrigen Inseln sich von Korfu aus würden sogleich beherrschen lassen. Bald brach Uneinigkeit aus zwischen den Verbündeten, jede Insel wünschte ein besonderer Staat zu seyn. Nun trennte sich auch Zante von

Korfu, obgleich die Bürger dieser Insel noch den sanftesten Charakter von allen haben und man wünschte jetzt durch den Einfluß Tàmara's bei der Pforte die Erlaubniß zu erhalten, unter ihrem Schutze und gegen einen jährlichen Tribut eine eigne Republik zu bilden.

Die Abgeordneten waren zu diesem Geschäfte von ihren Mitbürgern ausersehen worden, der eine war ein aufgeklärter Patriot, der andere ein griechischer Kaluger, welcher freilich reichlich mit allem Aberglauben ausgerüstet war, der dieser Menschenklasse in einem so vorzüglichen Grade eigen zu seyn pflegt. Hr. P —, so hieß der erstere, trauete dem geistlichen Herrn seinem Mitgesandten wenig und hatte die Reise blos aus Patriotismus auf eigne Kosten unternommen, dagegen sein Gesellschafter Diäten vom Vaterlande zog. Er versicherte mich, daß alle Patrioten der vereinigten Inseln nur einen Wunsch hätten, den, wieder an Frankreich zurückzukommen. Dabei malte er mir zu wiederholtenmalen mit den lebhaftesten Farben

das große Glück, das diese schönen und anmuthigen Länder genießen könnten, wenn sie eine gute Regierung erhielten.

Aber auch für Frankreich würde der Besitz dieser Inseln überaus wichtig gewesen seyn. Da sie durch die vielen Emigrationen aus dem benachbarten Morea fast übervölkert sind und noch jährlich sich immer von neuem ganze Haufen von Griechen dort ansiedeln, um den Bedrückungen der türkischen Machthaber zu entfliehen; so ließen sich leicht funfzig tausend Seeleute daraus ziehen. Und welche schöne Lage haben diese Länder nicht zum Handel zwischen Vorderasien und Südeuropa? — Zu welchem Wohlstande würden sie nicht unter französischer Administration gestiegen seyn? —

Freilich bringen die Inseln wenig mehr als Wein und wohlschmeckende Baumfrüchte hervor, freilich können sie noch nicht die Hälfte des Getraides ziehen, das sie verbrauchen; aber unter einem griechischen Himmel kann dies nur noch größerer Sporn zum Handel und Verkehr, zur Betriebsamkeit und Thätigkeit seyn. Und ist nicht das so fruchtbare

Morea ganz in der Nähe, das einen so großen Überfluß an Getraide hervorbringt? — Ich bin überzeugt, daß, könnten es einmal die Umstände erlauben, daß der Pelopones mit den jonischen Inseln zu einem Staate verbunden würde, derselbe durch eigne Kraft und Energie in kurzer Zeit zu einem Grad von Macht emporsteigen müßte, der der Herrschaft der Osmanen in Europa bald ihr Ende machen würde.

Korfu wäre für Frankreich gewiß noch weit wichtiger gewesen als der Besitz von Maltha. Letztere Insel ist ja nichts wie eine Felsenmasse, der die Natur beinahe alles andere entzogen hat und die nur dazu geeignet ist, einen Schlupfwinkel für Räuber und Korsaren abzugeben, wie die Malteser bisher waren. Korfu hingegen ist voll von den reizendsten und fruchtbarsten Gefilden, eine Flotte findet da die schönste Gelegenheit, sich zu erholen und von neuem auszurüsten, seine Zitadelle ist eine der ersten Festungen der Welt, nie würden sie die Franzosen verlassen haben, wären sie hinlänglich mit Le-

bensmitteln und Munition versehen gewesen. Und wie bequem liegt nicht diese Insel mit ihren jonischen Schwestern zum Handel mit der ganzen Levante? —

Noch redete ich mit dem interessanten Zantiotten über die Lage und den gegenwärtigen Zustand seines Vaterlandes und der benachbarten Inseln, als die anwesenden Engländer zu uns sich an die Tafel setzten und ein neues Gespräch anknüpften. Es waren lauter Offiziere, die bei der türkischen Armee des Großveziers, besonders bei der Artillerie, angestellt waren. Alle genoßen starke Besoldungen von der Pforte, mancher sechs Zechinen des Tages. Gegenwärtig hielten sie sich noch in Konstantinopel auf Urlaub auf, weil sie in Syrien unnütz gewesen wären, da die Zeit noch nicht gekommen war, wo man den Feldzug gegen die Franzosen in Ägypten eröffnen konnte. Man würde sie nicht für Militairpersonen angesehen haben, hätten sie es nicht selbst gesagt, denn alle waren in Zivilkleidungen und vom Kriege verstanden sie, wie alle ihre Gespräche zeigten, so wenig,

daß ich darauf wetten wollte, sie hätten ihre Kanonen mehr in die Luft als gegen die Fronte des Feindes gerichtet, wenn es darauf angekommen wäre. Es war, als wenn die Engländer gerade die untauglichsten Subjekte den armen Türken zugeschickt hätten, um sie im Geschütz zu bedienen.

In lustigem Humor nahmen endlich auch die Franzosen ihre Sitze beim Tische und eröffneten das Mahl mit einem fröhlichen Toast auf alle brave Krieger. Es waren ihrer funfzehn, einer von den vermögenden anwesenden Franzosen hatte nämlich mehrere seiner gefangenen Brüder heute auf seine Kosten zu Mittag in unserm Hotel eingeladen. Ungeachtet ihrer noch daurenden Gefangenschaft und der vielen Übel, die sie hatten erdulden müßen, bildeten sie doch in der Munterkeit einen auffallenden Kontrast gegen die immer Spleenschwangern Britten.

Als die kräftige Bouillonsuppe herumgereicht war und wir an das saftige Rindfleisch mit dem starken Mustard kamen, ersuchte ich unsern Widdiner Arzt, uns noch einige Traits

von dem berühmten Pascha zu erzählen und mit wenigen Worten seinen jetzigen Charakter zu schildern. — „Gern würde ich Ihren Wunsch erfüllen, versetzte er hierauf, wenn es nur so ganz in meinen Kräften stünde, aber ich habe bei diesem Manne so vieles Widersprechende gefunden, daß ich mich für untüchtig halte, seinen wahren Charakter klar vor Augen zu legen. Doch wenn Ihnen mit einigen Fragmenten gedient ist; so will ich sie Ihnen gern zum Besten geben."

Weit und breit, hub er nun an, gilt Paßwan-Oglu für einen der gerechtesten Männer in der Türkei. Er hat sich diesen allgemeinen Ruf durch seine Unpartheilichkeit gegen Muselmänner und Nicht-Muselmänner erworben. Bei allen Streitigkeiten, die er schlichtet, wird auf kein Ansehen der Person Rücksicht genommen, ob Türk oder Jude, Grieche oder Armenier, das ist ihm einerlei. Seine Urtheile sind gerecht; aber auch oft eben so streng.

Folgende Geschichte mag dazu dienen, das Gesagte ins Licht zu stellen. Ein vornehmer

Türk in Widdin, Soliman Aga, hatte ein schönes junges jüdisches Mädchen gesehen, welches das einzige Eigenthum einer armen kränklichen Mutter war, die sie in ihrem Alter pflegte. Seine Begierden erwachten: geboren unter dem brennenden Himmel von Mosul versucht er umsonst, sie zu beherrschen; bald wurden sie zur Leidenschaft und er schwur bei seinem Barte, die Jüdin zu genießen, sollte es ihm auch das Leben kosten.

Aber das Mädchen hat einen Bräutigam und schon in einigen Tagen soll die Hochzeit seyn. Wie war es möglich, in dieser kurzen Zeit eine günstige Gelegenheit auszumachen, es rein in seine Gewalt zu bekommen? — Doch die Liebe macht erfinderisch und, wenn sie bloße Brunst ist, grausam erfinderisch. Man lockt mit leichter Mühe den sorglosen Bräutigam aufs jenseitige Donauufer und stößt ihm dort das lange Messer in die Brust.

Nun hat Soliman freie Hand. Seine Spione umschleichen die Hütte der Armen, ei-

nen günstigen Zeitpunkt gewahr zu werden, wo er sein Vorhaben ausführen durfte, konnte nicht schwer werden. — Eines Abends war die Mutter ausgegangen, um eine Freundin zu besuchen, die Tochter blieb allein zu Hause. Schnell bekam der türkische Liebhaber Kunde davon und in wenig Augenblicken lag er schon in den Armen der Jüdin. Umsonst widersetzte sich diese seinen verzweifelten Angriffen, umsonst bedrohte sie ihn mit allen Quaalen der Hölle, ihre glühenden Worte entflammten die Leidenschaft des brünstig Liebenden nur immer mehr. Mit starkem Arm umfaßt der Muselmann das hülflose Mädchen, seine Kräfte schwinden, es sinkt ohnmächtig auf den Polster hin und ohnmächtig dient es zur Befriedigung der Lüste des feurigen Asiaten.

Aber die Jüdin hat den Türken erkannt, mit Namen genannt. Neue Gefahr — es war gewiß, die Sache werde vor den Pascha kommen und man war von diesem eben nicht gewohnt, daß er Muselmänner gegen Ungerechtigkeiten und Verbrechen besonders in

Schutz nahm. Einer mußte sterben, wenn der andere leben sollte, dies war vorauszusehen. Die Wahl konnte nicht schwer fallen. Ohne Geräusch wird das entehrte Mädchen durchbort und der Muselmann eilt, die Wohnung seines Glücks und Unglücks im Rücken zu haben.

Die jüdische Mutter kommt nach Hause und findet ihre Tochter im Blute. O Szene des Jammers und des Elends! — Das Mädchen ringt mit dem Tode, beim Anblick der Mutter ermannt es sich und hat noch Kräfte genug, ihren Verführer und Mörder anzuzeigen! — Wenige Minuten darauf entflieht ihr der Geist.

Schon den andern Tag fleht die Mutter am Throne des Pascha um Rache gegen den Entehrer und Mörder der Tochter und um Gerechtigkeit für ihre Sache. — „Die soll dir werden!“ — ruft ihr Paßwan-Oglu zu und befiehlt mit ernster Stimme, man solle den Verbrecher vor sein Gericht bringen. Nicht lange, und Soliman wird von einigen aus der Janitscharenwache einge-

führt. Es hält nicht schwer, ihn des Verbrechens zu überweisen, Zeugen treten auf und beschuldigen ihn auch des Mordes des Bräutigams.

Umsonst entschuldigt er seine Unthat durch die brennende Begierde zu dem Mädchen und durch die Unmöglichkeit, es auf eine andere Weise zu genießen. — „Was würde aus dem großen Reiche der Osmanen werden, erwiedert der Pascha mit einem feierlichen Tone, wenn es jedem Muselmann erlaubt seyn sollte, sich an den Unterthanen auf diese Art zu vergreifen, wozu diente das göttliche Gesetzbuch des großen Propheten, dessen Ruhm unendlich sey, wenn jeder Verbrechen begehen könnte, die sosehr gegen seine Gebote streiten. — Verflucht sey der Arm, der solche Unthaten begehen konnte! —

Rasch zog er dann den funkelnden Säbel und hieb selbst in einem Nu dem verbrecherischen Türken die rechte Hand ab. Ein gleiches that er mit der linken. — „Man ergreife diesen schändlichen Übertreter des Gesetzes, befahl er darauf mit fürchterlicher

Stimme und werfe ihn in die Fluthen der Donau! Seine Bestrafung möge andern zum warnenden Beispiele dienen." —

Paßwan-Oglu ist übrigens ein Mann von langer hagerer Gestalt und gelblich-brauner Gesichtsfarbe. Sein äußeres Ansehen verräth Kränklichkeit, man sollte nicht denken, daß er so gesund seyn könne. Er ist ein Feind von allem äußern Prunk, wer ihn nicht kennt, würde ihn nicht für den Pascha halten. In einer äußerst einfachen Kleidung sitzt er gewöhnlich zwischen lauter Türken, die von Gold und Silber schimmern, und von einer prächtigen Leibwache umgeben. Wenn er ausreitet, ist er oft der am schlechtesten gekleidete. Er ist freigebig gegen diejenigen, welche es verdienen, doch nie verschwenderisch, wie so viele andere Türken von Ansehen. Vermöge seiner klugen Ökonomie sind seine Finanzen beständig in gutem Zustande.

Die Lage, worin er sich befindet, muß ihn zum gerechten Argwohn einladen, denn stets hat er zu befürchten, von Spionen der

Pforte und heimlichen Feinden umgeben zu seyn. Daher muß man bei ihm Mißtrauen auch gegen solche entschuldigen, die es nicht verdienen. Einst war er sehr krank. Ein christlicher Arzt bot seine Dienste an und erschien vor ihm mit einer Arznei, die ihn, wie er behauptete, vollkommen wieder herstellen könnte. Paßwan-Oglu lächelte, besah die Medizin, welche ein großes Glas anfüllte, und befahl dem Arzte sie selbst in seiner Gegenwart zu verschlucken. Ohnerachtet alles Sträubens mußte sich dieser endlich doch in den Befehl des Pascha fügen und das ganze Glas mit nicht wenig Gefahr für seine Gesundheit auf einmal austrinken. Dafür ließ ihm jener ein Geschenk mit einem türkischen Pelze reichen.

Unser Widdiner Heilkünstler kam nun auch auf sich zu reden und erzählte uns die Ursache, wodurch er eigentlich bewogen worden sey, Widdin zu verlassen. Der Pascha hatte unter den Frauenzimmern seines Harems eine Pohlin, welche er sehr liebte, die vermuthlich von den Tartaren von Bes-

sarabien geraubt und ihm zugeführt worden war. Sie ward schwanger. Man weiß, wie schwer besonders weichliche Frauenzimmer im Norden gebähren, welche Kämpfe oft die Weiber in Pohlen und Rußland zu überstehen haben, ehe sie ihr Produkt in die Welt setzen können. Die Sklavinnen der Pohlin des Pascha machten bedenkliche Mienen, sie verkündigten eine sehr schwere Geburt. Man beschloß einen christlichen Arzt zu rufen und das Loos traf unsern Bekannten.

Schon lag das Frauenzimmer einen ganzen Tag unter den schrecklichsten Schmerzen, ihr Zustand war Erbarmenswürdig. Der Pascha zitterte vor dem Gedanken seine Favoritin zu verlieren. Die Sklavinnen waren überzeugt, es müßten Trillinge zur Welt kommen. Endlich kam der Arzt, man führte ihn in's Zimmer der Wöchnerin, sie lag auf einem Divan ausgestreckt, eben hatte sie sich von einer Ohnmacht erholt. Ihr Gesicht war mit einem dünnen Schleier bedeckt. Von ihrem ganzen Körper war nichts zu sehen, auch nicht einmal die Hände. Nicht ohne viele

Bedenklichkeiten erlaubte der Pascha dem Arzte auf sein wiederholtes Verlangen, den Puls der Kranken zu fühlen. Er gab die Kennzeichen der äußersten Schwäche. Man versprach dem Arzte eine große Belohnung, wenn er eine Arznei erfände, die das Frauenzimmer aus seinem Zustande rettete.

Umsonst versicherte er, daß er kein Mittel der Heilung wüßte, wenn es ihm nicht erlaubt würde, mehrere Theile des Körpers der Wöchnerin zu besehen und zu befühlen. Man würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Als er aber endlich so dreist war zu erklären, daß er nicht helfen könne, ehe er die Lage des Kindes in der Mutter untersucht habe, da entbrannte der Zorn des eifersüchtigen Pascha und er schwur fürchterlich, der Franke sollte mit seinem Leben für die Heilung stehen.

Was war unter diesen Umständen zu beginnen? Nur List konnte den furchtsamen Arzt von einer augenscheinlichen Todesgefahr retten. Er stellte sich lange im Nachdenken begriffen, endlich wandte er sich mit einem

heitern Gesichte zum Pascha und eröffnete demselben, daß ihm so eben ein Mittel eingefallen wäre, welches zuverläßige Rettung verspräche, es bestehe in einem heilsamen Kraute, das jenseits der Donau einige Stunden von diesem Strome wachse.

„Du kannst einer großen Belohnung gewiß seyn, wenn du Rettung bringst, redete ihn hierauf Paßwan-Oglu an, aber laß keine Zeit verstreichen, eile, der Engel des Herrn möge dich begleiten.“ — Der Arzt ging so froh nach Haus, als wäre er dem gewißesten Tode entronnen. Kaum war er daselbst angelangt, als er alles, was er an Kostbarkeiten und Geld hatte, einpackte, unter seinem Mantel verbarg, ein rasches Pferd bestieg und sich damit über die Donau setzen ließ. Aus der Wallachei begab er sich nach Silistria und von da war er endlich mit einer Gesellschaft über Varna nach Konstantinopel gekommen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Abfertigung der Klagen der Reisebeschreiber über die Enge und den Unflat in den Straßen der Stadt. — Skizzirte Beschreibung eines morgenländischen Bades. — Üppigkeit und raffinirter Lebensgenuß. — Seelige Wollust der Muselmänner in den Schwitzbädern. —

Nach aufgehobener Tafel machte ich mit zweien von den Griechen aus Tarapia Gesellschaft, um eins der vorzüglichsten öffentlichen Bäder in Konstantinopel zu besuchen. Wir hatten noch Zeit: denn es waren noch viele Stunden bis zum Abend; aber dasjenige Bad, wohin wir gehen wollten, lag etwas weit von Pera entfernt. Wir eilten daher, nach der Stadt hinüber zu kommen.

Auf dem Wege begegnete uns nichts Besonderes, man müßte denn einige Züge (Haleys) vornehmer Türken, die in starker Begleitung einherritten, dazu rechnen wollen, welches wohl einem fränkischen Neuling in Konstantinopel auffallen kann, sonst aber unter das Alltägliche gehört, was man in den geräuschvollen Straßen der Stadt antrifft.

Nur eine Bemerkung muß ich doch machen, weil sie mir hier gerade beifällt. Man hat bisher den vielen Reisebeschreibern, welche, was die Stadt Konstantinopel betrifft, gewöhnlich nur beiläufig erwähnen, einen gar zu blinden Glauben beigemessen, und ist dadurch versucht worden, Dinge als einmal erwiesen und bekannt vorauszusetzen, deren Wahrheit doch erst einer noch größern Bestätigung bedurft hätte. Dahin gehört unter andern alles dasjenige, was man in Europa von der Enge und Unsauberkeit der Straßen dieser Stadt erzählt.

Ich muß bekennen, daß mir dies bei weitem nicht so auffallend vorgekommen ist, als bei andern der Fall gewesen seyn mag, sey

es nun, weil ich vorher so viele europäische Städte gesehen hatte, wo die Enge und Unsauberkeit der Gassen über alle Gränzen gingen oder weil ich vielleicht mit etwas weniger Vorurtheilen an einen Ort kam, der wegen dieser Eigenschaften unter den Europäern so verschrieen ist. In den meisten alten Städten bei uns traf ich gerade und krumme, breite und enge Straßen an; eben so verhält es sich auch mit Konstantinopel.

Man hat überdies an einem so übervölkerten Orte, wie dieser, alle Ursache, sich vor einer gewißen Art von Täuschung zu hüten. Die Straßen erscheinen fast alle weit kleiner und enger wie sie wirklich sind, weil sie ohne Unterlaß mit Menschen angefüllt sind. Manche der Hauptwege sind dergestalt voll von Hin- und Hergehenden und Reitenden von Zugvieh und Lastthieren, daß man durch dieselben nicht kommen kann, ohne sich durch das Gewühl mit Gewalt zu drängen. Selten ist man auch nur im Stande, die ganze Straße der Breite und Länge nach zu übersehen;

ganz natürlich muß also die Idee erweckt werden, sie für sehr eng zu halten.

Es giebt Straßen in der Stadt sowohl als in den Vorstädten, welche auch in unsern Ländern für breit, geräumig und schön gelten würden. Freilich muß man dabei nicht das neue Berlin oder London oder wohl gar Philadelphia zum Maaßstabe nehmen. Konstantinopel ist eine alte Stadt; was von ihr gesagt wird, kann also nur in Vergleichung mit europäischen alten Städten z. B. unsern deutschen Reichsstädten als Hamburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg u. a. oder mit alten Residenzen, wie Wien, (die Stadt allein, die Vorstädte nicht mitgerechnet, welche sich von neuern Zeiten herschreiben) oder München Platz finden. Und da möchte es sich wohl ergeben, daß in den meisten alten europäischen Städten sich verhältnißmäßig eben so viele enge Gassen finden als hier. Nur muß man dabei immer nicht vergessen, daß Konstantinopel eine orientalische Stadt ist, daß mithin bei ihr vieles gar nicht nöthig ist, was in Europa

Bedürfniß seyn würde, und endlich, daß die Stadt allein so groß ist wie Wien mit allen seinen Vorstädten, oder Paris auf dem rechten Ufer der Seine, oder als ganz Berlin.

Auch an Plätzen fehlt es der Stadt nicht, ich wüßte in ganz Wien keinen einzigen, der sich mit dem Hippodromus auch nur vergleichen ließe, den ich vor allen andern nur allein hier nennen will. Zwar giebt es auch zahllose enge Gassen und Gäßchen, aber wer diese tadeln will, der vergesse nicht, daß er im Orient ist und daß hier sehr vieles bequem und vortreflich ist, was in Europa am ganz unrechten Orte seyn würde. Die Morgen- und Abendländer lassen sich in keiner Hinsicht mit einerlei Maaßstabe messen und vergleichen. Was dort das Klima befiehlt, verbietet es hier, was dort zuträglich ist, kann hier schädlich seyn. Doch von allem diesen an einem andern Orte ausführlicher.

Eben so wenig ist die Unsauberkeit in den Straßen so groß, wie man sich dieselbe gewöhnlich vorstellt: in manchen deutschen alten Städten ist sie weit unangenehmer und eckelhafter als hier. Und ist sie nicht ein noth=

wendiges Übel in den meisten großen stark bevölkerten Städten? — Wer kommt von Paris oder Wien, ohne über den beständigen Koth und Schmutz auf den Straßen zu murren, wer hat Hamburg besucht, ohne diesen Ort hierüber anzuklagen? — Überdies hat noch Konstantinopel den Vortheil, daß die hier mit orientalischer Wärme strahlende Sonne alle übelriechende Feuchtigkeiten und alle Nässe auf den Straßen bald wieder abtrocknet, welches in den nördlichen Städten Europa's nicht der Fall seyn kann. Wenn man auch die türkische Hauptstadt nicht reinlich nennen kann, so kann die Unsauberkeit in ihren zahllosen Gassen doch nicht mit jener verglichen werden, welche noch jetzt in einer unserer europäischen Hauptstädte, nämlich Lißabon, herrscht.

Es war beinahe fünf Uhr als wir bei dem Bade anlangten. Von außen hatte das Gebäude kein besonderes Ansehen, weil nur eine schmale Seite desselben in der Straße sichtbar war, aber kaum war ich hineingetreten, als sich mir ganz andere Ideen aufdrangen, als

ich vorher hätte vermuthen können. Es war ein Zimmer der Pracht, in das man mich einführte, nachdem wir durch den Vorsaal gegangen waren, wo mehrere Türken sich beschäftigten, nasse Tücher auszubreiten.

Ich hatte schon in Bukarest mehrere orientalische Bäder besucht, aber mit den konstantinopolitanischen kommen sie nicht in Vergleich. Es war ein fast ovales länglichtes Zimmer von beträchtlicher Höhe und wenigstens sechzig Fuß in die Länge. Der Boden war mit weißem und buntem hellglänzenden Marmor gepflastert, und in demselben waren mit vieler Kunst allerlei Figuren angebracht. Auch die Wände waren marmorn und mit vergoldetem Schnitzwerk verziert. Oben liefen die Seitenwände in eine Rundung zusammen, welche eine Kuppel bildete, in der sich sieben runde Fenster von farbigem Glase befanden, durch welche das Licht in das Zimmer fiel: denn an den Seiten waren keine Fenster vorhanden. Die Gläser, womit diese Öffnungen bedeckt waren, hatten die Gestalt unserer Gärtnerglocken, womit man

seltene Blumen und Pflanzen bedeckt. Die Dächer dieser Badezimmer sind gewöhnlich mit Blei überlegt, welche Einrichtung ihnen sowohl von aussen ein schönes Ansehen giebt als auch die innere Temperatur vor dem Andrang der äußern Luft verwahrt. Die Höhlung der Kuppel selbst prangte voll von Zierrathen und türkischen Inschriften mit goldenen Buchstaben.

Links an der Mauer befand sich ein langer und breiter Divan mit Matrazen und Polstern auf einem ungefähr drei bis vier Schuh hohen Steingrunde, welche die ganze Länge der Seitenwand einnahm. Hier saßen eine Menge Türken mit untergeschlagenen Beinen mit ihren Pfeifen im Munde; einige schienen auch einen ruhigen Schlummer zu genießen. Bei gemeinern Badeanstalten findet man nur statt der Sophas und Betten steinerne mit Matten belegte Erhöhungen. Hier kleidet man sich aus und bindet seine Sachen in eine Serviette.

Dem Divan gegenüber auf der andern Seite des Zimmers erblickte man einige bunt

lackirte Tischchen, Sessel und Bänke von runder und viereckiger Figur, worauf die abgelegten Kleidungsstücke von den Badenden gelegt wurden. Hier standen in einigen Nischen zugleich eine Menge Pfeifen und schön verzierte Gefäße mit duftenden Wohlgerüchen.

Im Zentrum des Saales aber rieselte aus einem anmuthigen Springbrunnen kühles Wasser empor, das in ein stets gefülltes Bekken vom weißesten Marmor herabfloß, aus welchem sich wieder kleinere Fontainen erhuben. Nicht nur zur Zierde des ganzen Zimmers dient dies, sondern auch zum Nutzen, denn nicht nur pflegen die Badenden sich schon hier einige Theile des Körpers nach Lust und Gefallen zu waschen, sondern auch die Badewärter spühlen da die von den Gästen gebrauchten linnenen oder baumwollenen Zeuge aus.

In großer Höhe über dem Wasserbaßin sind in der Kuppel des Salons Seile ausgespannt, an welchen die ausgewaschenen Stücke zum Trocknen aufgehängt werden. Hierin besitzen die Aufwärter eine ganz beson-

dere Geschicklichkeit. Sie werfen die von den Gästen zurückempfangenen Tücher mit einer solchen Gewandtheit in die Höhe, daß sie allezeit ganz ausgebreitet an den Seilern hängen bleiben. Nicht wenig Vergnügen hat es mir zuweilen gemacht, diesen ihren Kunststücken zuzusehen; es gehört in der That viel Übung dazu.

Die übrigen Räume dieses ersten Zimmers, welches Burani genannt wird, sind ganz leer. Nur Gäste und Wärter füllen den Boden unter mancherlei Beschäftigungen an. Hin und wieder sind auch auf der Erde Teppiche ausgebreitet, worauf man sich niederlassen kann, wenn man diesen Sitz dem Sopha vorzieht oder denselben schon besetzt findet.

Es ist fast unmöglich, die Anmuth, die Behaglichkeit und das Vergnügen zu schildern, welches man gleich beim Eintritt ins Badezimmer empfindet. Die Sprache besitzt keinen Ausdruck, um diese neue dem Europäer ganz fremde Art von Wollust zu bezeichnen. Nur das weiß ich, nie befand ich mich

in Europa in diesem Zustande. Es ist ein Elysium, worin man athmet, man wähnt ein Götterleben zu leben und unwillkührlich steigt der Wunsch im Herzen empor, immer in dieser Lage zu verbleiben. Sind es die duftenden Gerüche, die das ganze Zimmer erfüllen, ist es die angenehme Temperatur, die hier herrscht, ich weiß es nicht; genug, die Phantasie scheint einem den Gedanken aufzudrücken, man sey in einer bessern Welt.

Was Wunder also, daß die Türken sosehr nach dem Genuße der Bäder streben, da sie eine Wollust einzig in ihrer Art gewähren. Was Wunder, daß viele ganze Tage in ihnen, fern vom Geräusche der Erdenwelt zubringen, daß schon so mancher sie als den höchsten aller irdischen Genüße mit morgenländischer Einbildungskraft und Begeisterung beschrieb. Wahrlich die Europäer sind im Raffinement in Absicht auf Vergnügungen weit gekommen, aber in manchen Branchen derselben stehen doch die alten Römer und Griechen, stehen die heutigen Morgenländer noch weit über ihnen.

Wo giebt es eine der größern Städte unsers Welttheils, wo Bäder zum allgemeinen, blos wollüstigen Gebrauche vorhanden wären, die so regelmäßig besucht würden als z. B. die Kaffee- und Speisehäuser. Wer sich in Paris, London, Wien, Rom, Madrid . . . . . badet, thut es lediglich der Reinlichkeit und Gesundheit, sehr selten blos des Genußes wegen. An allen diesen Orten wird doch für Genüße jeder Art so sinnreich und mannigfach gesorgt, und dennoch können an keinem derselben blos zur Erholung und zum Genuß bestimmte Bäder aufkommen.

Das Quecksilber steht in Fahrenheit's Wärmemesser zehn Grade höher im Zimmer als in der äußern Luft und die Temperatur ist so sanft, daß es einem deucht, alle Glieder des Körpers seyen mit neuer Kraft wieder gebohren worden. Es leuchtet fast nur ein dämmerndes Licht im Saale und doch ist mir so wohl in demselben, daß ich gern dagegen das Sonnenlicht vertauschen möchte, könnte ich auf immer in diesem Zustande verweilen. Alle meine Sinne sind feiner und geläuterter,

alle Gefühle des Herzens scheinen sich sanfter zu regen.

Indessen hatten wir unsere Kleider nach und nach abgelegt und Tücher um die Hüften gebunden; so will es die Sitte: denn Schamhaftigkeit ist eine der vorzüglichsten Tugenden der Muselmänner. So viele Mannspersonen auch in einem orientalischen Badesalon zusammen sich befinden; so wird man doch nie irgend eine mit den guten Sitten streitende Unanständigkeit bemerken können. Alle heimlichen Theile des untern Körpers werden sorgfältig mit dem umgebundenen Tuche bedeckt. Selbst eine zu große momentane Entblößung aus Unvorsichtigkeit würde Tadel und Verweis von Seiten der Anwesenden nach sich ziehen und geschähe solches vorsätzlich; so würde der Ungesittete vor Bastonade und Phalange nicht sicher seyn. Diese lobenswürdige Schamhaftigkeit zeigt sich in dem Lande der Muselmänner nicht nur hier, sondern überall. Man sieht in der Türkei nicht, wie in unsern europäischen Städten, nackte Mannspersonen an den Flüßen herwandern

und sich im Angesichte des ganzen Publikums baden; ein solcher Gebrauch würde da allgemein verabscheuet und bestraft werden.

Mehrere türkische Knaben, welche die Aufwartung hatten, brachten darauf jedem von uns Bade-Pantoffeln (Kabkabs) in welche wir traten. Die nämliche Fußbedeckung haben in diesem Zimmer auch alle Badediener. Obgleich die Temperatur so gelind ist, daß man es kaum bemerkt, daß man entkleidet ist; so würde doch das marmorne Pflaster für die nackten Füße zu kalt seyn, weil es theils schwer zu erwärmen ist, theils auch oft benäßt wird. Diese Pantoffeln haben eine ganz besondere Einrichtung, denn sie sind vorn und hinten mit Absätzen versehen, um die Nässe von der Sohle abzuhalten und ihnen daher eine längere Dauer zu geben.

Eben waren wir damit fertig, als gegen zehn nackte Türken aus dem nebenstehenden Kabinet zu uns eintraten, die ihr Bad vollendet hatten und sich nun im vordersten Saale auf dem Divan ausruhen wollten. Sie tru-

gen ebenfalls Badepantoffeln, um den Kopf und die Lenden aber Tücher gewunden.

Man klagt bei uns, daß unsere Künstler nie den altgriechischen gleich kommen können, weil sie nicht so häufige Gelegenheit haben, wie ehemals in den Zeiten der griechischen Republiken, nackte Formen schöner Menschenkörper zu betrachten und der Phantasie einzudrücken. Die Konstantinopolitaner Künstler können diese Klage nicht führen; sie brauchen nur die morgenländischen Bäder zu besuchen, wenn sie schöne Männergestalten sehen wollen.

Der prächtige Wuchs und Bau der Türken fällt schon dem Europäer auf, wenn er auch von dem ganzen Körper nichts als die Hände und das Gesicht erblickt; aber wie muß er nicht erstaunen, wenn ihm die starken Umrisse ihrer ganzen entblößten Körpermaschinen ins Auge fallen. Wie ist da alles so gigantesk, so männlich, so hervorstechend, wie kleinlich und pygmäenhaft, wie zwergähnlich alles dagegen beim Europäer! — Welch eine wünschenswerthe Schule für den Künstler,

der männlich schöne Formen der Natur nachzubilden strebt! —

Auffallend war mir besonders ein rüstiger Türk von ungefähr funfzig Jahren. Welch ein Gliederbau an seinem ganzen Körper, was für hervorstechende Adern an den Schenkeln! — Wie nervigt die Armen und die Brust! — Nur ein Herkules Farnese konnte ihn an Muskelfülle übertreffen, und was für ein breiter Hals, welch ein heroischer Blick in allen Mienen des Gesichts, welcher dem berühmten Torso ähnlicher Rücken an ihm! — Und was für männliche Fäuste, wie schwinden da die breiten Zyklopenhände der Ankerschmiede im Arsenale zu Venedig zu zarten Mädchenhänden zusammen! — Es war der leibhaftige Abkömmling eines Theseus.

Noch ruhten ganz meine Blicke auf dem Riesenkörper des Muselmanns, als ein neuer Gegenstand lebhaft meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein Teriaki, ein vom betäubenden Opiumstrank berauschter Türk auf dem Divan, der jetzt seine phantastischen Träume begann, plötzlich von seinem Polster

aufsprang und um uns herumtanzte. Wildheit sah aus seinen Blicken, weit breitete er seine Arme aus um sich her, sprang von einer Seite zur andern, oft hoch in die Luft, und sprach unzusammenhängende Worte.

Wie unersättlich sind doch die Morgenländer in ihren Sinnengenüßen! Nicht zufrieden mit einem Zustande, worin sich der Mensch so gern in den Himmel versetzt wähnt, umgeben von allen Wollüsten, die das Morgenland in so üppiger Fülle hier darbietet, fast betrunken von zahllosen Reizen, die den Sinnen so sanft, so wohlthätig schmeicheln, strebt er doch noch nach etwas Höherm und sucht durch eine starke Dosis arabischen Mohnsaftes die unter einem glühenden Himmel schon so feurige Phantasie bis zum Übermaas in Exaltation zu setzen.

Die Türken sind an solche üppige Trunkenbolde schon zu sehr gewöhnt, um ihnen Aufmerksamkeit zu widmen, aber mir war es eine auffallende Szene. Der berauschte Muselmann kam auf uns zu auf einem Beine gehüpft und verkündigte zwar stotternd aber

mit überaus großer Lebhaftigkeit: er komme so eben vom strahlenden Throne des großen Propheten, ein Engel habe ihn durch's ganze Himmelreich schwebend auf seinen Flügeln mit fortgeführt, der Prophet Jesus habe ihn wegtreiben wollen, die Diener Muhamed's aber seyen ihm zu Hülfe gekommen und er habe sich so tapfer gewehrt, daß ersterer nichts habe gegen ihn ausrichten können. Dann fing er oft an, aus vollem Halse zu lachen und zum Divan zurück zu springen.

Indessen erinnerten mich die Griechen, daß es Zeit sey, mit dem Bade anzufangen. Wir verließen daher das erstere Versammlungszimmer und traten in einen daran stoßenden engen Korridor. Merklich war hier die Hitze schon größer, stärker dufteten die Wohlgerüche, aber dies alles war in einem noch höhern Grade der Fall, als wir weiter gingen. Sprüche aus dem Koran in goldenen, rothen und grünen Buchstaben verzierten die Wände des Durchgangs. Das Quecksilber stand hier noch gegen 12 Grade höher im Thermometer als im erstern Zimmer.

Jetzt kamen wir erst in das eigentliche Badezimmer (Wustani), dessen Form eben so gewölbt war wie das, was wir eben verlassen hatten. Das Licht fiel gleichfalls von der Decke der Kuppel herein, doch waren die Fenster kleiner als im erstern Saale. Schöne bunte arabische Inschriften, mit vergoldetem Laubwerk umwunden, bekleideten alle Plätze der Seitenwände. Rund herum an denselben auf dem marmornen Boden standen steinerne runde und eckige Gefäße, ungefähr anderthalb bis zwei Fuß im Durchmesser. In jedes dieser Becken führten zwei schön aus Messing und Goldblech gearbeitete Hähne, welche zwei Schuh hoch über dem Boden an der Mauer sich befanden, aus denen man nach Belieben kühles und warmes Wasser herauslassen kann. Weit wärmer wurde hier die Luft als im erstern Zimmer und selbst im Korridor. Das Quecksilber stand hier noch um 15 Grade höher als in diesem.

Wir ließen uns auf den Boden nieder. Türkische Knaben goßen uns nun mit metallenen Bechern, die sie in den steinernen Becken

füllten, Wasser über alle Glieder des Leibes, zugleich rieben sie uns mit Tüchern von Baumwolle, welche in wohlriechende starke Essenzen getaucht waren. Alle Theile des Körpers schienen dadurch gelenksamer zu werden und ich empfand ein überaus angenehmes Gefühl durch den ganzen Organismus.

Man hat die Erlaubniß in diesem zweiten Zimmer so lange zu verweilen, als es Einem beliebt. Nach Verlangen verlassen die Aufwärter den Salon und kehren nach einer bestimmten Zeit wieder zurück, um ihre übrigen Funktionen zu verrichten. Das Wustani ist gewöhnlich von kleinerm Umfang als das Burani und man pflegt darin eine Weile spazieren zu gehen. Da viele Muselmänner noch lieber hier als im erstern Zimmer ihre Zeit zubringen; so ist auch für diese durch Divans und Teppiche auf dem Fußboden gesorgt, worauf sie sich niederlassen können.

Da wir ungefähr eine Viertelstunde an diesem Orte verblieben waren und wir uns selbst sowohl als mit Hülfe der Badeknaben hinlänglich gereinigt hatten; so öffneten diese

eine Seitenthür, welche mit blauem Tuch behangen war und unmittelbar in den dritten und äußersten Badesalon nämlich ins Schwitzzimmer (Dschuani) führte. Als ich in dasselbe trat, waren alle meine Sinne wie umnebelt, alle Nerven empfanden ein unbeschreibliches Gefühl von Wollust und Kitzel. Durch einige Fenster in der Kuppel war auch hier Erleuchtung geschaffen, aber die vorigen Zimmer waren beträchtlich heller als dieses. Doch eben dieses heimliche Helldunkel trug vielleicht viel dazu bei, in der gereizten Phantasie Bilder und Erscheinungen einer magischen Existenz zu erwecken.

Die Wände strahlten überall von Goldglanz, ein Götteräther umsäuselte uns, die stärksten wohlriechendsten Substanzen, die Hindostan und Arabien aus dem üppigen Boden hervorbringen, wirkten auf das ganze Nervensystem und wiegten die trunkenen Sinne wie in einer überirdischen Feenwelt.

Das Quecksilber in Fahrenheit's Thermometer stand hier noch um zehn Grade höher als im Wustani. Die ganze Luft im Zimmer

schien ein wohlriechender Dunst zu seyn und in demselben waren alle Kräfte des Menschen in einem Nu zu einer sanften Regsamkeit emporgehoben. Es war der himmlische Zustand im Leben nach dem Tode, wie sich die überspannte Phantasie des Muselmanns denselben denkt. —

Das Zimmer war beträchtlich größer als das vorige. Der marmorne Fußboden hatte gegen die Mitte eine übermäßige Hitze. Hier waren keine Sophas oder Kißen mit Stahlfedern wie in den vorigen Sälen, worauf man sich hätte hinstrecken können; auch keine Teppiche bedeckten das Pflaster an manchen Orten. Man legt sich vielmehr ohne Umstände rücklings auf den Boden oder setzt sich an eine Wand. In einigen Dschuanis findet man auch marmorne Bänke, die man einnimmt, sobald man eingetreten ist. In den Ecken erblickt man kleine einsame Orte und in jedem derselben in vielen Badeanstalten ein ungefähr vier Schuh tiefes Becken von Marmor, welche man Murtas nennt und in welche man sich der ganzen Körperlänge nach legen

kann, um sich wie die Europäer zu baden. Die Türken sind jedoch davon keine Liebhaber, daher fehlt diese Einrichtung auch in vielen Badehäusern ganz.

Die Badeknaben fingen nun an, jedem die nackten Gliedmaaßen des Körpers mit den Händen zu reiben, alle Theile sanft zu umfassen und mehr oder weniger auseinander zu recken, dann die Muskeln bald durch Drücken, Kitzeln und Streicheln zu erweichen, bald ihnen durch langsames Betasten und Kneten mehrere Gelenkigkeit zu geben. Ich dachte dabei an die Versuche eines Mesmer und Hell und lebhaft drang sich mir die Vorstellung auf, im Magnetismus seyen noch zahllose Kräfte und Heilmittel der Natur verborgen. Man fühlt sich durch diesen Mechanismus wie zu einem neuen Leben erschaffen, zum sanftesten Schlummer gewiegt, zu den reizendsten Phantasieen hingezogen; und welchen Einfluß müßte alles dieses nicht auf die weit zartere Konstitution der schönern Hälfte des Menschengeschlechts haben! —

Alles war an uns bald so glatt und weich,

so schön und glänzend wie Satin. Alle Muskeln schienen mir wie neugeschaffen und alle Organe mit einer Thätigkeitsfülle begabt, die ich nie gefühlt zu haben mich erinnern konnte. Aber nicht nur mit den Händen betasteten und umfaßten die Badeknaben alle Theile des Körpers der Reihe nach, sondern sie zogen auch eine Art von Handschuhe oder Säcke von Kamlot und Wolle an und bedienten sich derselben eben so wie die Alten ihrer Striegel und noch mit weit mehr Bequemlichkeit als diese.

Wenn man die sonderbaren Stellungen und Handgriffe betrachtet, die bei ihren Operationen statt finden; so erschrickt man Anfangs fast; aber nicht lange, so fühlt man wie wohl einem geschieht. Bald setzt nämlich der Badediener seine Knie dem rückwärts ausgestreckten Gaste auf den Bauch und drückt den ganzen Körper so stark zusammen, daß es einem vorkommt, als wenn alle Knochen krachten. Bald ergreift er einen bei den Fingern und verursacht durch einen geschickten Stos, daß nun auch gleichfalls ein Gelenk nach dem

andern zu krachen anfängt. Bald umfaßt er mit eben der Geschicklichkeit die Schulterblätter und Wirbelbeine des Rückgrades und man bildet sich beinahe ein, er bringe sie in ganz andere Lagen. Bald legt er einem die Arme kreuzweise über die Brust und läßt die Gelenke beider Schultern mit Krachen erbeben. Bald legt er die Beine über einander und reckt sie dann wieder mit einer solchen Geschwindigkeit von einander, daß man eine Verrenkung fürchtet. Bald hebt er einem den Kopf auf und beugt das Kinn vorwärts nach der Brust, daß das Genick beinahe zu zerbrechen scheint. Bald — doch das Übrige können sich die Leser selbst vorstellen und ihrem Gefühl vorgreifen zu wollen, würde eine Beleidigung seyn.

Nach diesen Vorbereitungen werden Ströme von warmen Wasser und wohlriechende stärkende Oehle auf alle Theile des Körpers gegossen und alle Glieder des Leibes von neuem durchgerieben. Nur diejenigen Theile werden von den Badedienern nicht berührt, welche man mit feinem Tuche bedeckt hat, sonst

giebt es vielleicht am ganzen Leibe keine Stelle, die nicht durch ihre Hände gegangen wäre.

Kaum einige Minuten braucht man in dem Dschuani zu verweilen und alles ist an einem mit Schweiß bedeckt, in die geöffneten Poren fließt dagegen in sanften Ergüßen der wohlriechende Dunst. Man fühlt sich begeistert. Wie Götterfunken umstrahlten die Gegenstände unsere Augen, das kleinste Geräusch tönte harmonisch in die Organe des Gehörs, alle Nerven schienen auf eine neue Art zur Wirksamkeit gestählt und alle Muskeln wie von einer unnennbaren Wollust umfangen.

Gewöhnlich bringt man nur eine halbe Viertelstunde in dem Schwitzbade zu. Sobald man theils vom Schweis, theils von der Feuchtigkeit des Zimmers über und über naß ist und die Reibungen und Manipulationen der Badeknaben vorüber sind, läßt man noch eine Menge warmes Wasser über sich hergießen und dasselbe zuletzt mit einer wohlriechenden Seife vermischen. Der Seifenschaum wird

dann wieder durch neue Güße warmen Wassers abgewaschen.

Hierauf begiebt man sich in ein an dem Dschuani stoßendes kleines Kabinet oder Gewölbe, in welchem eine mäßigere Temperatur herrscht. Solcher Zimmerchen giebt es allezeit verschiedene neben dem Badezimmer und aus demselben führen Thüren unmittelbar in jene. Man pflegt an diese Orte allein zu gehen und zum Zeichen, daß dieses oder jenes Kabinet besetzt sey, das Tuch oder die Schürze, die man im erstern Zimmer um die Lenden befestigte, an der dem Schwitzbade zugewandten Seite der Thür aufzuhängen. Alsdann kann man sicher seyn, daß man in seiner Einsamkeit nicht gestört werde, wenn auch gleich die Thür nicht verschlossen ist.

Hier scheeren sich die Muselmänner mit einem von den Badedienern vorher gereichten Messer die Haare an den Schaamtheilen, Schenkeln, unter den Achseln und an den übrigen Gliedern ab. Nachher wenden sie auch das Daua oder das Ätzmittel an, um auch alle diejenigen Härchen wegzubringen,

welche das Scheermesser nicht erreichen kann. Es ist von schwarzer Farbe und besteht aus Kalch und Operment nebst einigen andern Essenzen, die, mit Wasser vermischt, eine Salbe geben. Das Mittel aber ist so ätzend, daß man es höchstens zwei Minuten auf den Haaren liegen zu lassen braucht, um sie völlig abzustreifen. Sogleich aber muß das Daua wieder mit Wasser abgewaschen werden, weil es sonst Hautentzündungen hervorbringen würde.

Ist diese Arbeit vollendet; so nimmt man sein Badetuch, das gewöhnlich von blauer Farbe ist, von der Thür ab, bindet es sich wieder um und kehrt ins Schwitzzimmer zurück. Hier steht es einem frei, sich noch einmal Kopf, Hals und Brust mit parfümirtem Seifenschaum baden zu lassen. Auch pflegen sich alsdann die Türken den Kopf zu rasiren, welcher nachher wieder sorgfältig mit einem feinen Tuche umwunden wird. Endlich sind die Badediener noch verbunden, die Gäste nach Gefallen zu schröpfen, welches mir eine sehr schmerzhafte Operation zu seyn scheint, so

heilsam für die Gesundheit sie auch die Türken halten mögen.

Darauf wurden wir in das mittlere Zimmer wieder zurückgeführt, wo man uns andere Tücher reichte, um die Hüfte zu umwinden; zugleich ward alle Näße vom Körper durch trockne Handtücher abgewischt. Und nun gingen wir auf unsern Kabkabs durch den engen Gang in das erstere Zimmer zurück, wo wir die Kleider gelassen hatten.

Mit Entzücken legten wir uns auf dem Divan nieder, worauf die Knaben ein trockenes gestreiftes feines Baumwollenzeug ausgebreitet hatten und hüllten uns in unsere Pelze. Ich bin nicht im Stande, es deutlich zu malen, wie mir hier war. Es waren selige Augenblicke, die ich da durchlebte, das Blut floß rascher, alle Säfte des Körpers schienen in lieblicher Wallung zu seyn, das Herz schlug so warm, so feurig und doch so sanft, mit reizender Stärke schienen die Pulse zu klopfen, alle Empfindungen so ungemein süß und wonnevoll geworden zu seyn, eine un-

nennbare Wollust strömte gleichsam durch alle Muskelfasern der ganzen Maschine. —

Es waren Träume aus den elisäischen Gefilden, nicht irdische Gedanken, welche meine Seele beschäftigten, als die Knaben von neuem zu mir traten, alle Glieder noch einmal durchdrückten und mit warmen Tüchern abtrockneten, endlich mit Bimstein den Kallus an den Füßen abkratzten und sie mit Rosenwasser wuschen. Wir blieben noch einige Zeit auf der Estrade liegen, dann brachte man uns, der Sitte gemäß, Pfeifen und Mokkaknaster. Man fühlt nach diesem Vergnügen einen nicht geringen Appetit, daher findet man auch in mehrern morgenländischen Bädern die Einrichtung, daß man zugleich Kaffee, allerhand Früchte, besonders Wassermelonen und Kirschen, wenn es die Zeit mit sich bringt, und mancherlei andere Erfrischungen haben kann.

Wir hätten gern noch lange hier verweilt, wäre es nicht schon spät am Tage gewesen; auch stellten sich jetzt so viele neue Gäste, Türken, Araber, Griechen, Armenier — ein, daß wir es für schicklich hielten, ihnen Platz zu ma-

chen. Da wir ganz trocken geworden waren; so zogen wir uns wieder an und ließen uns Gesicht und Hände noch einmal durch kühles Rosenwasser erfrischen. Nun reichte man uns einen Spiegel, um Gesicht und Anzug zu mustern. Hierauf wurde den Knaben die Badeleinwand wieder zurückgegeben und zugleich das Honorar eingehändigt. Neu belebt verließen wir das Bad; das ganze Vergnügen kostete jedem von uns zwei Piaster.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Enormer Luxus, der mit den Bädern in Konstantinopel getrieben wird. — Einrichtung und Preiße derselben. — Öde Plätze und Ruinen innerhalb der Mauern der Stadt. — Aas in den Straßen. — Ein paar belustigende Thierszenen. — Wiederum ein Beispiel von morgenländischer Eifersucht, — Die siegreiche Brigantine. —

Vermuthlich werden meine Leser noch mehr von den Bädern der Morgenländer zu erfahren verlangen. Ich gebe ihnen hier, was mir bis jetzt davon bekannt geworden ist. Sie gehören zu den raffinirtesten Vergnügungen der Muselmänner, welche die seligsten Genüße gewähren und in denen sie einen großen Theil ihres Lebens schwelgen, wenn es ihnen die Umstände erlauben. Aber der Luxus ist auch hierin in der türkischen Haupt-

stadt bis aufs Äußerste gestiegen. Jeder, der nur einigermaaßen sich im Stande dazu fühlt, legt ein besonderes Bad für sich und seine Familie an, und in der Ausschmückung und prächtigen Einrichtung bestrebt sich einer dem andern es hervorzuthun.

Die Anzahl derselben beläuft sich daher jetzt gewiß auf einige Tausend und allein der öffentlichen Bäder sind so viele, daß man jeden Tag im Jahre ein anderes besuchen könnte. Die Privatbäder sind freilich nicht so geräumig und weitläuftig, als die öffentlichen, aber dafür sind sie oft diesen noch an Pracht, Üppigkeit und Verschwendung überlegen. Der Morgenländer denkt darin ganz anders wie der Europäer, dieser ist geneigt, alles darauf zu verwenden, was andern in die Augen prangen kann, da er in allen Dingen, die nicht zu eines Andern Gesicht gelangen, meistens die größte Sparsamkeit anwendet: er putzt und kleidet sich größtentheils mehr für andere Menschen, als für sich, er meublirt diejenigen Zimmer kostbar, in welche er Fremde einführt, das Zimmer, das er selbst bewohnt,

ist bisweilen das schlechteste im ganzen Hause; der Türk hingegen thut nichts für andere Leute, sondern alles für sich selbst, schmückt er sich, so schmückt er sich nicht, um Andern zu gefallen, sondern weil es ihm selbst Vergnügen macht, ist sein Harem das glänzendste unter der Sonne, so ist es dies nur für ihn allein, legt er ein kostbares Bad an, so thut er es nur zu seinem Genuße. Ich hörte einst einen Türken, welcher in Berlin bei einer Gesandtschaft mehrere Jahre gewesen war, herzlich darüber lachen, daß die Franken so närrisch wären, allezeit mehr für andere als für sich selbst zu leben. — Der gute Mann wußte aber nicht, wie viel bei uns auf das Äußere ankommt.

Da die Bäder beständig Tag und Nacht geheizt sind, weil sie abwechselnd zu jeder Stunde selbst oft nach Mitternacht von den Konstantinopolitanern besucht werden; so kann man leicht schließen, welch ein ungeheurer Aufwand von Holz zu ihrer Unterhaltung erforderlich ist. Wenn man nun bedenkt, daß weit und breit um die Hauptstadt herum keine

Wälder von einiger Dichtigkeit befindlich sind und jeder einen Baum, den er außerhalb der Mauren antrifft, er mag jung oder alt seyn, nach Belieben abhauen und verbrauchen darf, da an kein Forstrecht in der Türkei zu denken ist; so werden die großen Summen Geldes einleuchtend seyn, die man allein wegen dieses Artikels aus Konstantinopel wegzuschicken genöthigt ist, ob man gleich meistens nichts wie die Fracht zu bezahlen hat. Rechnet man dazu aber noch die erstaunliche Verschwendung von Spezereien und wohlriechenden Essenzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche in den Bädern allgemein ist und die meistens aus sehr entfernten Gegenden eingeführt werden müßen; so wird man einen Begriff von der erstaunlichen Menge Geldes erhalten, die den Konstantinopolitanern allein die Unterhaltung ihrer vielen Bäder kostet. Das, was bei ihrer Erbauung darauf geht, will ich nicht einmal in Anschlag bringen.

Die Heizung der Bäder geschieht übrigens durch lange Röhren, welche an den Seitenwänden und unterm Fußboden weggeführt

werden, so daß man im mindesten nicht vom Rauch belästigt wird. Bei Anlegung derselben folgen die Türken einer einmal hergebrachten Sitte ihrer Vorfahren, welche sie von den Arabern lernten, wie dies der Fall mit allen ihren übrigen Gebräuchen ist. Könnte man sie auch auf eine andere Weise einrichten; so würden sie sich doch nie dazu bequemen, wenn die neuere Einrichtung auch einen in die Augen springenden Vorzug vor der ältern hätte.

Übrigens denke man nicht, daß die Preiße aller Bäder so hoch sind, als das vorige uns zu stehen kam; wie wäre es möglich, daß der gemeine Muselmann oft zwei Piaster an das Vergnügen des Bades wenden könnte und doch ist es diesem fast eben so zum Bedürfniß geworden als dem vornehmern. Selbst in einem und demselben Bade sind die Eintrittsgebühren sehr verschieden, je nachdem der Stand der Badenden und die Bedienung verschieden ist. Der Vornehme zahlt mehr, je nachdem er von einem oder mehrern Badedienern sich aufwarten läßt und der Un-

vermögendere giebt wenig, oft nur ein paar Asper, bedient sich dafür aber auch oft selbst.

Überdies ist den ärmern Klassen der Bewohner der Stadt auch noch die Freigebigkeit reicher Muselmänner zu Hülfe gekommen. Mehrere derselben haben große öffentliche Freibäder angelegt, und einen gehörigen Fond vermacht, wodurch die Badediener besoldet werden. In diesem hat jeder ohne Unterschied freien Zutritt und Bedienung; aber sie sind meistens auch so mit Menschen angefüllt, daß der, welcher einigermaaßen ein Bad bezahlen kann, sie gern vermeidet, es müßte denn seyn, daß man eins oder das andere aus Neugierde besuchen wollte.

Mehrere türkische Familien vereinigen sich auch häufig und miethen ein Bad für sich allein. Solche Bäder, die zu vermiethen sind, sind von jeder Größe, Beschaffenheit und Lage allezeit in großer Menge in Konstantinopel zu haben. Endlich giebt es auch besondere Frauenzimmer- und Mannsbäder; beide sind zwar von einerlei Art und Gestalt, allein diejenigen, worin das eine Geschlecht zuge-

lassen wird, sind für das andere verschlossen. Die großen öffentlichen Bäder sind oft auch so eingerichtet, daß sie zwei ganz gleiche Abtheilungen für beide Geschlechter in sich schließen, welche jedoch mit einander nicht die geringste Gemeinschaft haben, so daß in der einen Manns- in der andern Frauenspersonen die Bedienung haben.

Außerdem findet bei einigen andern Bädern die Einrichtung statt, daß sie gewiße Tageszeiten für Männer, an andern für Frauenzimmer offen sind. So ist mir eins bekannt, das in der Gegend von Sultan Achmed's Dschamie lag, wo des Tages über beständig türkische Weiber badeten, und das des Nachts stets mit Mannspersonen angefüllt war. Welch großes Vergnügen die Bäder den Türkinnen bringen, wird an einem andern Orte erzählt werden.

Aber nicht nur Muselmänner verschwenden ihr Geld an Anlegung prächtiger Dunstbäder; sondern auch reiche Griechen und Armenier suchen ihnen nachzueifern, erstere haben sie besonders in Tarapia und letztere einige

sehr schöne in Galata. Auch Juden haben mehrere für ihre Familien gebauet. Die Franken haben dagegen mehrere europäische Bäder angelegt.

Übrigens ist das Betragen der Muselmänner sehr ernst und gar nicht beleidigend in den Bädern. Schwerlich wird der gesetzte Europäer, der nur einigermaaßen mit ihren Sitten bekannt ist, Gefahr laufen, darin Händel zu bekommen oder Avanien erleiden zu müßen. Nur einem fränkischen Wüstlinge kann so etwas begegnen und auch dieser muß es selbst darauf anlegen. Der Türk denkt bei dem ganzen Bade nur an sich und bekümmert sich wenig darum, wer außer ihm sich ebenfalls im Badezimmer befindet.

In den öffentlichen Bädern werden Mannspersonen von allen Ständen und Religionen zugelassen und dies so lange, bis kein Platz mehr vorhanden ist. Die nachher Kommenden müßen sich gefallen lassen, für diesmal abgewiesen zu werden und sich nach einem andern Badegebäude zu begeben. Ich habe im vorigen Kapitel das ganze Verfahren in

den verschiedenen Zimmern einer solchen Anstalt beschrieben, man denke aber nicht, daß dies allen seinen Theilen nach, immer statt fände. Es kommen hier mannigfaltige Modifikationen und Verschiedenheiten vor, welche zum Theil in dem unterschiedenen Geschmacke der sich einfindenden Gäste ihren Grund haben. So geübt auch die Badediener in ihren Arbeiten und Bedienungen sind; so geht doch allezeit eine geraume Zeit darauf, wenn man das Bad vollständig genießen will. Viele Türken gehen nur in das mittlere oder auch wohl in das drittte Zimmer, lassen sich einige Becher Wasser und wohlriechende Essenzen über den Leib gießen, nur obenhin reiben und sind in wenigen Minuten mit der ganzen Sache fertig. Manche besuchen auch nur aus Zeitvertreib und Gewohnheit die Bäder und halten sich die längste Zeit im Burani auf, wo sie einige Pfeifen rauchen und ein paar Tassen schwarzen Kaffee zu sich nehmen: denn in mehrern Stücken kommt das erste Badezimmmer mit einem Kaffeehause überein.

Vornehme Türken lassen sich durch ihre

Bedienten und Sklaven alles zum Bade Erforderliche aus ihrem eignen Hause nachtragen. Dahin gehören insonderheit einige Tücher aus Leinwand, Baumwolle und Kamlot, Becher zum Ausgießen des Wassers (Tasa), die zuweilen sehr zierlich gearbeitet sind, Pfeifen, Taback, Kaffeeschaalen, Sorbet, wohlriechende stärkende Salben u. dgl. m. Manche haben auch besondere Badekleider, welche sie im Burani anziehen. Doch die meisten Mannspersonen machen diese Umstände nicht und sind mit dem zufrieden, was man in den Bädern selbst antrifft. Auch sollen Spione höhern Orts diese Häuser aus Pflicht oft besuchen, um die Gesinnungen des Volks zu erforschen und diejenigen davon zu unterrichten, die am Ruder des Staats sitzen oder die Polizei der Hauptstadt zu verwalten haben.

Ich begleitete meine griechischen Gesellschafter bis zum Fanal, derjenigen Gegend von Konstantinopel, wo die Griechen hauptsächlich wohnen, und hier trennten wir uns, weil sie die Nacht da bei einigen Freunden zubringen wollten, um erst den folgenden

Morgen nach Tarapia aufs Land zurückzukehren. Wir mußten, um dahin zu gelangen, über einen weiten öden Raum gehen, der zwar ehemals voll von Häusern gestanden hatte, aber durch eine starke Feuersbrunst völlig zerstört worden war. Jetzt waren noch die Ruinen der Gebäude zu sehen, auch diese hatte man nicht einmal wegzuräumen gedacht.

Es ist hier nicht so wie in den europäischen Städten, wo die Baulust von der Regierung oder Polizei durch Verordnungen der Symmetrie und der Baustellen beschränkt ist, hier baut jeder nach seinem Gefallen, wie es ihm einfällt, der Geschmack mag auch noch so bizarr seyn, und wohin es ihm beliebt, wenn die Stelle nur leer ist, worauf er ein Gebäude aufführen will. An Aufbauung von neuen Wohnungen an den abgebrannten Stellen fand niemand Gefallen, und so mußten sie, obgleich mitten in der Stadt, leer und unbewohnt bleiben. Eben so geht's mit ganzen Quartieren der Stadt, die durchs Feuer verheert wurden, wo man Trümmer und Wohn-

häuser unter einander antrifft, ohne daß jemand die Lücken wieder ausfüllte.

Hier hatte ich ein Beispiel von der schlechten Polizei in Konstantinopel. Ein verpesteter Geruch kam mir schon von weitem entgegen. Es lag da ein todtes Pferd und eine Menge Aas von Geflügel und andern Thieren, auch noch ein ganzer Kameelskopf nebst dem halbzerfressenen Skelette desselben. Eine Menge Hunde hatten sich aus den Straßen hier versammelt und verzehrten gierig diese Leckerbissen, auch Geier und andere Raubvögel fraßen ruhig daran in Gesellschaft der Hunde. Da dieser Ort mitten in der Stadt liegt; so muß dies allerdings sehr schädlich für die Gesundheit der Einwohner seyn. Nachher lernte ich noch mehrere solcher Orte in der Stadt kennen, die zum Schindanger dienten.

Fast alle Reisebeschreiber, welche einige Zeit in der Türkei verweilt haben, rügen mit Recht diese schlechte Aufsicht der Polizei, aber sie gehen doch auch in ihrer Erzählung oft zu weit. In den Straßen der Stadt, besonders

den stark bevölkerten ist es immer eine große Seltenheit, ein todtes Thier liegen zu finden und wenn es auch dahin geworfen wird; so habe ich doch selbst gesehen, daß einige Leute häufig damit beschäftigt waren, den Weg davon zu säubern. Höchstens kann ich sagen, daß ich oft todte Katzen in den engen Gassen habe liegen sehen und dieses sieht man ja auch wohl in Deutschland.

Auch kann man behaupten, daß im Morgenlande dieses Aas auf den Straßen bei weitem nicht so schädlich ist, als es bei uns seyn würde. Denn dort braucht es nur eine kurze Zeit in der Luft zu liegen und es ist bald von der Sonnenhitze ausgetrocknet, auch hätten wir ja nicht die vielen Hunde, Geier und übrigen Raubvögel, welche nicht zugeben, daß es lange liegen bleibt, sondern sich lieber daraus ein köstliches Mahl bereiten.

Bei allem dem widrigen Eindruck, den dies auf mich machte, belustigten mich doch zwei Auftritte, in denen die gierigen Gäste die Rollen spielten. In einem fraß ein Hund ganz ruhig an einem großen Büffelbeine, auf

einmal näherte sich ein großer Geier so listig wie möglich, faßte einen Theil des Gerichts, der hinter dem Hunde lag, mit Krallen und Schnabel und stieg damit in die Luft. Der Hund, der sich nichts weniger als dieses versah, hatte seine Beute aber so fest mit den Füßen umklammert und sich mit den Zähnen gerade so tief in das Fleisch vergraben, daß er mit dem gesammten Büffelbeine und Geier in die Höhe stieg, aber vermöge des Gesetzes der Schwere einen eben nicht weichen Fall zur Erde zurückthat und unter großem Geheul davon lief. Ein anderes Lustspiel gab ein todter Hund, an welchem ein Geier und ein anderer Hund fraßen und währenddem einer dem andern die gefundene Beute zu entreißen bestrebt war, von einem größern Hunde überfallen wurden, der beide verjagte und den wohlschmeckenden Braten für sich allein behielt.

Übrigens sind die Hunde hier gar nicht so böse und zürnend, wie bei uns, wenn sie an einem auf den Straßen gefundenen Knochen nagen. Sie wissen es, daß niemand

ihnen in Konstantinopel etwas zu Leide thut, noch während der Mahlzeit sie stört und fressen ganz unbekümmert um ihre Beute und sorglos, man mag ihnen auch noch so nahe kommen. Der Türk ist viel zu phlegmatisch dazu, um sich auch nur die Mühe zu geben, nach ihnen zu blicken, er hat immer das Ansehen, als wenn der Gedanke an den Weg, den er noch vor sich hat, seine Seele sosehr beschäftigte, daß er von keinem der ihm aufstoßenden Gegenstände Notiz nehmen könne. Und der Christ — o! der geht ja gern den Hunden aus dem Wege.

In der nächsten gangbaren Straße hatte ich ein seltsames Zusammentreffen, das aber einen üblen Ausgang hätte nehmen können. Ein Frauenzimmer, vermuthlich aus dem Harem eines vornehmen Muselmanns, fuhr in einem bunten Wagen, der mit zwei Pferden bespannt war, um frische Luft zu schöpfen. Die Dame war ungewöhnlich stark verschleiert und sah sich nach mir um, vielleicht weil ihr meine Frankenkleider auffielen und sie mich wie ein Wunderthier betrachtete. Ich

blickte zu ihr hinauf, weil auch sie meine Aufmerksamkeit fesselte.

In dem Augenblicke kamen zwei mit blanken Säbeln am Arm den Wagen begleitende schwarze Verschnittene auf mich in Hast zugeritten, sperrten den Mund, soweit sie es vermochten, auf, aus welchem ein wilder Ton herausfuhr, der wie: „Pah! Pah!" lautete und streckten ihre offenen Fäuste gleichsam in konvulsivischer Bewegung gegen mich aus. Ich war so klug sogleich die Augen niederzuschlagen und in den nächsten Queerweg auszubeugen. Ein Franke, den ich nachher hierüber um Rath fragte, versicherte mich, das genannte Manövre der beiden Schwarzen habe nichts weniger bedeuten sollen, als wenn der Deutsche alle Donnerwetter und Verdammniß flucht.

Noch ehe ich den Hafen erreichte, hörte ich zehn bis zwanzig Kanonenschüße und bald erblickte ich eine türkische Brigantine, die eben vor der Stadt Anker warf. Sie war gegen Seeräuber abgesandt worden, welche von Livadien und Morea aus das Meer

unsicher machten, plünderten und mordeten und schon mehrere Kauffahrteischiffe weggenommen hatten, jetzt kehrte sie siegreich aus dem Archipelagus zurück, wo sie ein Korsarenschiff getroffen und die ganze Mannschaft desselben über die Klinge hatte springen lassen.

Es war ein grausenhafter und zugleich widriger Anblick. Die blutigen Köpfe der Gefangenen waren auf den Masten aufgesteckt und an den Seiten des Schiffs angenagelt. Roth waren die Bäume und Segel an vielen Orten des Fahrzeuges gefärbt. Ein barbarisches Freudengeschrei tönte vom Verdeck herab und der Pöbel beantwortete dasselbe von den Küsten des Hafens mit einem wilden Echo, welches hoch in die Luft erscholl und nur durch den Donner der Kanonen übertäubt wurde.

So werden den unter der Zuchtruthe des Despotismus aufgewachsenen Völkern oft die schaudervollsten Schauspiele zu Szenen der Freude, so lernt eine Nation, deren Einzelgliedern stets das scharfe Schwerd an einem

Haar über der Scheitel hängt, sich zuletzt daran gewöhnen, an schreckhaften Mordexekutionen und barbarischen Bestrafungen Vergnügen zu finden, vor denen das Herz eines Bewohners milder regierter Länder zurückbeben würde.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Einige allgemeine Betrachtungen über Konstantinopel. — Etwas von der Reise des Verfassers nach dieser Hauptstadt. — Physiognomie des Ganzen. — Das Leben und Weben in der türkischen Metropolis. — Schilderung der verschiedenen Tageszeiten. — Der Morgen. —

Schon mehrere Wochen bin ich nun in der unermeßlichen Kaiserstadt der Türken, wandele an den reizenden Ufern des Bosporus, nehme in meine Seele auf Alles, was der Mensch sich Großes und Erhabenes in der

Natur sich zu denken vermag — und doch giebt es noch immer der Augenblicke nicht wenige, worin ich einem aus dem süßesten berauschendsten Traume Erwachten gleiche, der sich erst sammeln muß, um seinen Sinnen einen durchaus freien Spielraum zu vergönnen. Welche Feenschleier umhüllen noch meine Sinne, welche Zauberin hält meine Phantasie gefesselt? — Wann werde ich mich in diesem Wunderkreise finden lernen, wann werde ich im Stande seyn, alle die tausend und abertausend Gebilde, die sich im buntesten Gemisch, in den regellosesten Formen der Einbildungskraft bemächtigen, gehörig im Verstande zu ordnen? — Doch wem es darum zu thun ist, lebhafte, ungemischte reine Eindrücke über die Nationalverschiedenheit eines Volkes von einem andern in sich aufzunehmen, der lasse die ersten Momente, die ersten Zeitpunkte seines Aufenthalts nicht ungenützt vorbeistreichen und darum gab ich auch in den ersten Blättern des Werkchens Alles mit den Farben meinen Lesern hin, mit denen es mir gleich anfänglich erschien.

Aber wie kam es, wird man fragen, daß du so urplötzlich gleichsam in diese dem Europäer fremde Welt versetzt wardest, gab es denn keine allmählige Übergänge, lerntest du denn nicht schon auf der weiten Reise nach der großen Hauptstadt Konstantin's manches von türkischen, von morgenländischen Sitten und Gebräuchen kennen und warest du nicht wenigstens schon halb in diese neue heterogene Lebensweise, in dies Gewirre einer orientalischen Welt eingeweiht, ehe sich die stolzen Gestade des unvergleichbaren Bosporus, Thrazien's, deinen wißbegierigen Augen entfalteten? — Man braucht nur wenige Kenntnisse von dem Lokal des osmanischen Kaisersitzes und den Provinzen der europäischen Türkei zu haben, um dem, der so fragen kann, eine verneinende Antwort zu geben.

Die Wallachei, das erste Land, das man betritt, wenn man die östreichischen Erbstaaten im Rücken hat und von Siebenbürgen kommt, ist noch ganz ein christliches Land, wenn auch schon unter den Vornehmen morgenländische Lebensformen angetroffen wer-

den. In Bukarest, der Hauptstadt und Residenz des Wodas, so wenig wie in der ganzen Hospodarei sind seit dem letzten Friedensschluß mit Rußland Muselmänner ansäßig; nur einige wenige befinden sich im Sold des Fürsten und der Agenten fremder Mächte. Das gemeine Volk, Wallachen und Zigeuner, führt ein Leben, das von dem der Siebenbürger wenig verschieden ist, die Sprache ist fast bei beiden gleich (denn ich rede hier nur von den östreichischen und türkischen Wallachen und Zigeunern) und sähe man nicht hie und da einen Bojaren mit hellschimmernden Gewändern, man würde es kaum merken, daß man sich in einem von Siebenbürgen verschiedenen Lande befände.

Die Bukarester Bojaren legen von Tag zu Tag immer mehr ihre asiatischen Sitten und Gebräuche ab und fangen täglich mehr an, europäische Gewohnheiten unter sich aufzunehmen. Würden sie ihre langen Kleider mit fränkischen vertauschen; so würde man sehr viele kaum mehr für Morgenländer ansehen. Ein Aufenthalt in der Wallachei kann daher

wohl dazu dienen, der Seele einige, doch immer mit halbeuropäischen Begriffen gemischte, Ansichten des Orients darzubieten; allein die wahren wird man erst an Ort und Stelle erlangen können.

Und nun noch die Reise von der Donau zum schwarzen und weißen Meer. Wanderungen in der Türkei gleichen Seefahrten auf weiten Meeren: man sieht wenig mehr als Himmel und Fußboden, die Örter, wo man zuweilen, aber doch immer sehr selten, einkehrt, um etwas Mundproviant aufzunehmen, kommen mir vor wie die Wirthshäuser auf dem Meere, die Hafen, von denen man höchstens nur den äußern Umriß dem Gedächtniß einzuprägen Zeit und Gelegenheit hat, und mit welcher Sorgfalt sucht man nicht auch diese Aubergen auf der Reise zu vermeiden, es müßte denn seyn, daß etwa gar zu sehr die Noth an den Mann ginge.

Die Karavanenreisen haben gleich den Reisen auf dem Ozean das Eigene, daß man von der Beschaffenheit der Länder, die einem zur Seite liegen und den Sitten ihrer Be-

wohner fast nie etwas erfährt, und durch dieselben gleichsam im Fluge in ein fremdes Land versetzt wird. An langsame Annäherungen, unmerkliche Vermischungen ist da gar nicht zu denken. Wenn auch Bukarest gleichsam als Indifferenzpunkt abendländischer und morgenländischer Sitten und Gebräuche angesehen werden kann; so dient diese Hauptstadt auf der Reise nach Konstantinopel gewöhnlich nur doch als Ruheplatz, wo man sich von den Strapazen der überstandenen Mühseligkeiten in den Gebürgen und den fast wüsten Steppen des alten Dazien's erholt und neue Kräfte zur Fortsetzung seiner Reise sammelt. Hier befindet sich demnach der Geist nicht in einem Zustande, um ruhige Betrachtungen anstellen zu können.

Alles ist daher dem Franken neu, wenn er zum erstenmal den Boden der türkischen Metropolis betritt, er mag nun seine Reise dahin zu Wasser oder zu Land zurückgelegt haben, Gegend, Klima, Lebensart, Sitten, Gebräuche, Kleidungen. . . . . In jenen ersten Zeitpunkten bleibt der Eindruck des Ganzen

ungeschwächt, die Verwandlung geschieht in einem Augenblick, die Überraschung ist so groß, daß sich die ersten Empfindungen auf ewig dem Gedächtniß einprägen zu wollen scheinen. Und möge doch jeder Reisende diese ersten Momente seines hiesigen Aufenthalts, die ersten Tage und Wochen seines Eintritts in Konstantinopel's Universum gut benutzen: ist man länger hier; so verliert sich allmählig alles anfangs so sonderbar Vorgekommene, man gewöhnt sich nach und nach an die neue Gestalt der Dinge und fängt an, sie gar nicht mehr als auffallend zu betrachten. Aber dann ist auch aller Reiz der Neuheit dahin, dann giebt es keine wundersame Kontraste, keine auffallenden Sonderbarkeiten mehr und bald bildet man sich ein, alles müße so seyn, wie es ist, ohne auch nur daran zu denken, daß es irgendwo anders sey.

Allein um so schwerer ist auch eine lebhafte anschauliche Schilderung dieser anfänglichen Eindrücke, wenn man jemanden verständlich werden will, der sich nie in dem nämlichen Zustande mit uns befand. Denn

welch eine zahllose Menge von Gegenständen der Neuheit! Wie viel, wie unendlich viel Kontraste für ein europäisches Auge! Welch ein Spiel von Analogieen, welch ein Drang von Ideen, welche alle eine Mittheilung heischen! — Man glaubt in dem einem Orte eingeschlafen, in dem andern erwacht zu seyn, man ist geneigt sich einzubilden, der Kreislauf aller Dinge sey plötzlich metamorphosirt worden durch die Macht irgend einer wundetbaren Fee. Und dieser Zustand des Gemüths dauert nicht etwa nur einige Tage, nein ganze Wochen.

Wohin ich blicke, sehe ich auch jetzt noch ungewöhnliche Gestalten, nie vorhergesehene Bilder: wo Licht seyn sollte, ist Schatten; wo der Europäer Schatten zu finden denkt, ist Licht. Wer einen Beweis davon verlangt, daß der Geschmack der Europäer nur individuellen Werth habe, der reise nach dem Orient. Wie viele Vorurtheile wird er hier ablegen müßen? welch ein Heer von neuen Betrachtungen bietet sich da dem Verstande dar! —

Der Morgenländer ist, wie ich schon oft erinnert habe, gerade in allen Dingen das Gegentheil vom Abendländer. Bürgerliche Existenz, Luxus, Sitten, Religionsgesetze, Kleidungen, Sprachen, Gelehrsamkeit — welch eine himmelweite Verschiedenheit zwischen dem Orient und zwischen dem Okzident. Was wir für groß, edel, erhaben, schön halten, ist hier in den meisten Fällen gerade das Umgekehrte. Was bei uns Geschmack ist; wird hier als Ungeschmack verlacht. Was beim Europäer anständig ist, gilt dem Asiaten als unanständig. — — Genug, Franke und Türk sind einander in jeder Rücksicht sosehr Antipoden, als nur immerhin der Nordpol vom Südpol seyn kann. Was Wunder also, wenn so wenige Schriftsteller von einer Nation mit Geschmack schreiben wollten, die nach europäischen Begriffen gar keinen Geschmack hat, deren Lebensart und Gewohnheiten uns eben so seltsam, ja sogar manchem abgeschmackt vorkommen müßen, als ihr die unsrigen. Was Wunder, wenn der vorurtheilsvolle Westländer von einem Volke, dessen Köpfe

wiederum mit ganz antieuropäischen Vorurtheilen angefüllt sind, kaum anders als mit Vorurtheil reden konnte. —

Laßt uns kurz die verschiedenen Tageszeiten in Konstantinopel durchgehen, um den Lesern eine anschauliche Idee von der Physiognomie des Ganzen zu gewähren. Vielleicht finden sie dann, daß mein Urtheil nichts weniger als übertrieben genannt werden könne; doch stehe hier nur das, was mit den grellsten Farben dem Auge des Beobachters entgegenleuchtet, die zarten Nüancen der Schilderei muß ich ganz der Phantasie meiner Leser und Leserinnen überlassen.

Ich erwache, kaum ist es vier Uhr Morgens. Die Aussicht aus meinem Fenster ist prächtig, unvergleichlich. Hier das unendliche Meer, der majestätische Kanal, der himmlische Hafen; dort die ungeheure Stadt mit ihren imposanten Gebäuden, Städten und Städtchen, soweit das Auge reicht. Schon ist die goldene Königin des Tages, die im Süden so unbeschreiblich freundlich lächelnde Sonne den Meereswellen entstiegen, die

im fernen Osten den Horizont begränzen. In unendlicher Pracht schwebt sie bereits im Feuerglanze über die Berge von Skutari. Die metallenen Thurmspitzen und halben Monde der Dschamien und des Serails, auf welchen meine Blicke ruhen, funkeln jetzt in blendendem Silber. In den fernen Gegenden, die noch in meinem Gesichtskreise liegen, entflieht allmählig der Nebel, und lichter werden von Augenblick zu Augenblick die zwischen den schönen starkbebauten Bergen sich ausbreitenden Thäler. Noch eine kleine Weile und die weißen Himmelsbinden sind ganz verschwunden und die Sonne schwimmt im reinen blauen Äthermeere.

An ein anderes Fenster trete ich nun, das eine noch bessere Aussicht nach Süden hat. Der ganze breite Hafen mit einem unendlichen Gewimmel von Schiffen und Schiffchen liegt gleich einem großen Platz vor mir. Im Osten glüht der Himmel; aber von der Sonne lodern nur einzelne Flammen zwischen der Bläue des Firmaments hervor. Noch dampfen hin und wieder die Berggipfel, aber desto heite-

rer senkt sich der junge Morgen auf bethauten Schwingen in die mir näher liegenden blühenden Thäler und zerstört mit seinem flammenden Schilde die Nebel, welche noch über die Wellen des Meeres hinwogen.

Ganz in den Anblick versunken kehre ich um und lege mich ins Fenster meines Zimmers, das nach der Straße hinsieht. Schon ist das ganze Quartier vor mir mit Menschen bedeckt und ein unharmonisches Gesumse schlägt aus der Ferne mir ans Ohr. Die einzelnen Gruppen des Menschengewühls, wer könnte sie alle beschreiben?

Ich eile zum Hafen hin und nach der Hauptstadt hinüber. Das Serail, die großen kaiserlichen Dschamien stellen sich mir in ihrer ganzen Größe dar, unendliche menschenreiche Straßen winden sich um die Palläste herum — ein neuer höchst imponirender Anblick, den ich ganz nach Würde zu schildern verzweifele.

Wohin ich komme, tönen die hellschreienden Stimmen der Mazzens von den Minarets herab und die Straßen um die Moscheen

und Dschamien herum fangen an, immer lebendiger und lebendiger zu werden. Muselmänner mit tausendfältigen Trachten, mit Turbanen von jeder Form und Farbe, zu Fuß und zu Pferd, mit und ohne Gefolg füllen alle Räume an. Die Stunde des Morgengebets ist da, man eilt in die Tempel.

Aber wohin begiebt sich dieser große Zug grüngekleideter verschleierter Weiber und wie kommen sie bei einander? Sind es etwa alle Mitglieder Eines Harems eines türkischen Großen? — Soviel ich weiß, dürfen ja die muselmännischen Weiber die Gotteshäuser nicht betreten? — Allerdings dürfen sie es in manchen Fällen und diese hier sind mehrere Harems verschiedener Muselmänner, die in Gesellschaft eine Dschamie in Galata besuchen, um dort den Tanz der Derwische mit anzusehen, die einzigen Männer, die das Gesetz ihnen vergönnt, außer ihren Ehehälften, genau und aufmerksam zu betrachten.

Doch was bedeutet dieses laute Geräusch, das mir von verschiedenen Gegenden entgegenschallt und das dem Schlagen von Stäben auf Metallen gleicht; es lautet so gleichför-

mig und doch so abgemessen, bald stärker bald schwächer; anfangs scheinen sich die Schläge in gewißen Zwischenräumen zu folgen, dann geschehen sie fast ununterbrochen und mit einer Schnelligkeit, daß das Ohr kaum ihre Zahl zu bemerken vermag. Und siehe, welche Haufen von Griechen und Griechinnen drängen sich nach diesen Orten hin, aus denen das Getöß kommt und dort bemerke ich einen schwarzgekleideten Vornehmen in Begleitung mehrerer andern schwarzen Männer, die vor ihm hergehen und von denen ihm einer ein Kreuz vorträgt. Sie haben alle lange, selbst bis an die Nase und die Wangen hinaufgehende, Bärte und auf ihren Häuptern sehe ich runde Mützen von schwarzem Hutfilz. — Es sind Geistliche des griechischen Ritus und der Mann, der zuletzt geht und unter dessen schwarzem Talar ein prächtiger Pelz hervorsticht, ist ein Bischof. Jene vielen Griechen in ihren bunten Gewändern und mit ihren verschiedenartigen Kalpaks, jene Weiber in dunkelrothen, braunen, grauen und blauen Benischen, mit rothen und blauen

Paputschen eilen insgesammt in die Tempel ihres Glaubens und wetteifern mit den Muselmännern, den gemeinschaftlichen Schöpfer zu preisen in der Frühe des Morgens. Jenes Geräusch ist der Ruf zum Gebet und zur Frühmesse: es muß hier den hochtönenden Schall der Glocken- und Kirchengeläute ersetzen und wird von den Diakonen der Gotteshäuser vor den Thüren und auf den Plätzen vor denselben verrichtet.

Und jene Männer da mit Kleidern von einfachern Farben und kleinen Mützen, wer sind sie, und wohin gehen sie so früh? Ihre Physiognomien sind weder griechisch noch türkisch; aber sie sind eben so wenig europäisch und die schwarzen Stutzbärte über den Oberlippen erheben noch die schwarzbraune ins Gelbliche fallende Farbe ihrer Gesichter. — Es sind Armenier: auch ihnen gebietet ihre Religion, schon beim Aufgange der Sonne ihren Gott in den Tempeln zu loben und zu ehren.

Aber Konstantinopel hat keine Schlag- und Stadtuhren, woher erfahren Türken, Grie-

chen und Armenier die Stunde zum Gebet? — Der Himmel deutet sie ihnen an und die Taschenuhren zeigen sie ihnen; die muselmännischen Geistlichen haben Sanduhren auf den Minarets und ermessen damit die Zeit, worin die Rechtgläubigen den Herrscher aller Herrscher zu verehren haben.

Wir sind noch nicht zu Ende. Hart am Meere in den dem Hafen zunächst liegenden Quartieren nehme ich wieder andere Menschengruppen wahr, die zu gleichem Endzweck schon so früh erwacht und auf den Beinen sind. Auch die jungen Männer unter ihnen tragen lange Bärte; sähe ich auf ihren Köpfen keine Mützen, so würde ich sie kaum von Muselmännern unterscheiden. Die Vornehmen haben Kalpaks wie die ersten Bojaren in Bukarest und Jaßy und die Weiber seltsame Kostüme, die nur mehr oder weniger orientalisch sind. — Es sind die Konstantinopolitaner Juden; auch sie besuchen schon jetzt ihre Synagogen.

Ich bin unschlüßig, wohin ich zuerst gehen soll. Gern überlasse ich mich bei solchen

Gelegenheiten dem Spiele des Zufalls. Nicht fern von mir drängen sich ein paar schön und reich gekleidete junge Griechen durch das Gewühl, sie tragen schwarze feine Pelzmützen mit rothen Umschlägen und gelbe Sandalen: es sind Söhne, Prinzen von fürstlichem Geblüt, denn nur diesen ist diese Tracht hier unter den Griechen erlaubt; aber so einfach als möglich und ohne Gefolg gehen sie hier durch die Straßen; wären sie in der Wallachei oder in der Moldau, wie würden sie sich da brüsten, wie würden sie einherziehen mit Gepränge und stolz die Schaaren von Sklavenseelen begrüßen, die sie staunend und ehrerbietig betrachten. Hier achtet sie niemand als ihre Klienten und der griechische Hochmuth, die neugriechische Eitelkeit findet nirgends eine so große Demüthigung als in ihrer vormaligen Hauptstadt.

Ich folge den griechischen Fürstensöhnen auf dem Fuße nach und trete mit ihnen in die Kirche. Der Vorhof ist mit Weibern angefüllt: nur bis dahin dürfen sie dringen und manche stehen hinter Gittern. Ich gehe

durch die Schranken und schlage in der Mitte dem Muttergottesbilde gegenüber ein Kreuz von der Rechten zur Linken nach griechischer Weise: denn wer wollte durch Unterlassung einer kleinen, in den Augen des Vernünftigen wenig bedeutenden Sitte die Andacht der Gottesverehrer stören und die Aufmerksamkeit der sich darüber skandalisirenden Christen auf sich ziehen? — Schon tönt mir der das musikalische Ohr des Europäers beleidigende Gesang der Chorschüler und Diakonen entgegen. Es wird ein Kapitel aus der griechischen Bibel singend abgelesen und jedesmal erschallen die Endworte der Strophen mit einer langen Dehnung. Der Gesang geschieht auf beiden Seiten vor Pulten, um welche die Vorsänger herumstehen und zwar wird abwechselnd bald ein Vers auf der einen, bald ein anderer im Text zunächst folgender auf der andern Seite singend abgelesen und währenddem das rechte Chor in Thätigkeit ist, schweigt das linke und so umgekehrt.

Die Kalugers sind mit bunten, rothen, blauen, gelben und reich mit Gold und Sil-

der verbrämten Gewändern umgeben; der Bischof befindet sich Rechts, in seinem priesterlichen Ornat, auf einem erhabenen Sitze, neben ihm steht ein schwarzgekleideter Geistlicher mit dem Bischofsstabe oder Kreutze in der Hand. Von Zeit zu Zeit kommt ein prächtig gekleideter Kaluger aus dem innersten Gemache, welches sich im Mittelpunkt befindet und durch einen Vorhang von der übrigen Kirche geschieden ist, mit einer silbernen schön verzierten Rauchpfanne, welche er an einer Kette von sich nach allen Gegenden des Tempels schleudert und liebliche Wohlgerüche überall verbreitet. Zuerst wendet er sich zum Bischof, dann zu den übrigen Geistlichen, dann zu den andächtigen Laien, endlich tritt er bis zum Vorhof des Gotteshauses vor und läßt auch die Frauenzimmer an den angenehmen Düften Theil nehmen. Alle bemühen sich, von dem Rauche so viel als möglich sich durch die Bewegung der Hände zuzuwenden.

Wenn im innersten vorhin genannten Gemache, welches mir wie das Allerheiligste im jüdischen Tempel vorkommt, durch einen

Priester ein Zeichen durch ein lautklingendes Gerassel gegeben ist, erfolgt jedesmal eine Pause zum Gebet. Es geschieht allezeit dreimal, zum erstenmal deutet es an, daß gebetet werden soll, das zweitemal, daß man sich dazu vorbereite, das drittemal, daß man niederkniee und bete. Der diensthabende Kaluger bezeichnet dann jedesmal wieder durch einen lauten Gesang das Ende des Gebets und dieser wird durch das nämliche Gerassel im innersten Gemach begleitet. Diese Zeremonie geschieht allezeit mehrmals während jedes Gottesdienstes. Bei dem Gesang der Chöre sowohl wird bei Aussprechung des Namens Jesus als auch bei unzähligen andern Gelegenheiten, beim Anfang und Ende eines jedesmaligen Gebets, beim Aus- und Eintritt im Tempel ein Kreuz unter mannigfaltigen Gebärden geschlagen und da diese Zeremonie von jedem der Anwesenden, von einem mehr, vom andern weniger, ausgeübt wird; so giebt das eine fast taktmäßige allgemeine Bewegung der Hände in der ganzen Kirche, welche bei aller ihrer Feierlichkeit, womit sie begleitet

ist, doch nur gar zu sehr ans Poßirliche gränzt.

Zuletzt theilte der Bischof geweihtes Brod, zuerst unter die übrigen Kaluger, dann auch unter die Laien aus, wobei er von jedem einen Kuß auf die Hand erhielt. Die Frauenzimmer aber werden zu dieser Zeremonie nicht gelassen, sondern bleiben in ihrer Entfernung nahe bei der Kirchthüre. Das Zeichen zum Ende des Gottesdienstes ist dem zum Anfange desselben völlig gleich und der Bischof begiebt sich dann gewöhnlich in Prozession in Begleitung der übrigen Kaluger nach seiner Wohnung zurück. Im Ganzen muß ich gestehen, daß die griechische Art, die Gottheit zu verehren, bei weitem nicht einen so imposanten, herzerhebenden Eindruck auf mich machte als die katholische, obgleich die griechischen Christen gewiß an Andacht noch die römischen übertreffen können. Vielleicht sind die kleinlichen bunten Verzierungen und Bildchen und der Mangel an Musik der Instrumente in den Tempeln der Neugriechen nicht wenig daran Schuld.

Wie ich aus der Kirche trat war auch der Gottesdienst in mehrern andern Tempeln und Dschamien zu Ende und Griechen und Muselmänner und Armenier strömten in dichten Haufen durcheinander. An dem Thore standen viele kranke und arme Griechen, die um Almosen baten und sie auch erhielten; selbst vorübergehende Türken warfen ihnen Geldstücke hin.

Alles ist nun schon im weiten Umfange der Stadt und der vielen Vorstädte in rege Thätigkeit übergegangen. Eine Menge Maulthiere und Pferde mit Fässern auf den Seiten werden durch die Straßen getrieben und gießen Wasser auf das Pflaster. Überall sieht man Bedienten und Sklaven aus den Thoren und Thüren der Häuser treten und Vorhöfe und Trottoirs mit Wasser besprengen.

Die Gitter öffnen sich an den Fenstern und die Balkonthüren werden aufgethan. Bereits füllen sich die Dächer und die Zinnen der Palläste hin und wieder mit Taback schmauchenden Muselmännern und die Diener der

Großen eilen mit Erfrischungen durch die Straßen.

Schon schlägt der mannigfache Schall der zahllosen Handwerker und Arbeiter aus den offenen Werkstätten wirbelnd in die Lufträume und wird nun durch den Alles betäubenden Straßenlärm durchkreuzt. Die Lastträger und Lastthiere haben ihr Tagewerk angefangen und Reihen von Eseln, Pferden, Maulthieren, Büffeln, Kameelen und Schaaren von Konstantinopolitaner Lazzaroni's drängen sich in wildem Wirrwar durch das Gewühl.

Hier treibt man Haufen von Kühen, Schaafen und Ziegen durch die Gassen, welche vorsichtig bei den vielen Hundegruppen vorbeieilen, die verwegen mitten im tosendsten Gedränge ihre Plätze hüten und die furchtsamen Thiere anstieren. Dort kommt ein türkischer Großer angeritten, die zahlreiche Dienerschaft zieht zu Fuß und zu Pferd in reichen Gewändern und mit blitzenden Waffengeschmeiden vorher und gebietet Platz der Menge, die sich hier in einem Halbzirkel öff-

net, dann aber gleich wieder, wie ein elastischer Reßort, zusammenschnellt.

Schon kommen die Gemüß- und Viktualienverkäufer in die Straßen. — Milch! Milch! Frisch und warm! — Süßes Wasser! Gutes süßes Wasser! — Zuckertrank! Vortreflicher Zuckertrank! — Sorbet! Sorbet! — Blumenkohl! Blumenkohl! — Artischocken! Artischocken! — Süßes Kraut! Süßes Kraut! — Sallat! Sallat! — Eßig! Eßig! Saurer Eßig! — Limonientrank! Limonientrank! — Butter! weiße und gelbe Butter! — Frische süße Butter! — Butter aus der Wallachei! — Moldauischer Honig! — Weißer und gelber Honig! Wohlschmeckender, frischer Honig! — Honigtrank! Honigtrank! — Öhl! starkes Öhl! — Wachs! Wachs von der Donau! — So durchtönen sich die hellschreienden Stimmen der Ausrufer, um die sich Alles zum Einkauf drängt, um so früh als möglich die beste Waare, die besten Stücke zu erhaschen.

Der Neugierigen und Kauflustigen große Schaar drängt sich zu den Basars hin, wo schon alle Kaufleute ihre Plätze eingenommen

haben und allmählig werden nun auch in den vielen Gassen und Gäßchen alle Gewölbe, alle Kaufbuden, alle Trödlerhäuser, alle Krämerschränke geöffnet. Bereits sind die Kaffeehäuser mit müßigen Türken angefüllt und in den Sorbethäusern kann nicht genug von dem süßen Getränk geschenkt werden.

Die Süßigkeitsverkäufer setzen ihre Trinkschaalen aus, schon rauchen die Kessel der Kaffeetiers, hin und wieder erblickt man ein Feuer, wo Fische und Lammfleisch zu braten angefangen wird, auch einzelne Gruppen von Arbeitern, die unter freiem Himmel ihr Frühstück verzehren. Die Kuchenhändler und Verkäufer von gebackenen und gebratenen Eßwaaren bringen ihre Gestelle in Ordnung, die Gewürzkrämer ihre Schachteln, Büchsen, Gläser und Einsätze auf die Buden und auf die Bretter vor den Fenstern, die Fleischer hängen ihre besten Sorten aus und die Fischhändler nehmen Wage und Gewicht zur Hand. Schon haben die zahlreichen Bäcker ihre weißen und schwarzen Brode in Menge unter das Volk vertheilt und die Frauenzimmer-

Fiakers, die bunten Gitterwagen und Kaleschen, und die Pferdevermiether ihre gewöhnlichen Plätze eingenommen. Schon sieht man die Patrouillen in dichten Schaaren mit schimmernden Waffen durch die Straßen eilen, lauter bärtige Muselmänner, ihre Kleider sind so verschieden wie ihre Pistolen und Messer.

Indessen haben auch die Arbeiten längs dem Hafen und in den vielen Arsenalen, Magazinen und Schiffswerften ihren Anfang genommen, die Verdecke der vor Anker liegenden Schiffe sind in voller Regsamkeit, und die Schaluppen und Böte werden in Bereitschaft gesetzt. An den Gestaden und Kays sammelt sich der Gondoliers zahllose Schaar und viele sind schon beschäftigt, die Stricke abzubinden und mit den Tschaiken in die See zu stechen.

Hier begegne ich bereits einem Haufen Seeleute, die in die Stadt gekommen sind, um am frühen Morgen desto besser Proviant und Schiffsbedürfnisse einzukaufen, andere wandern zum Meere hin, wo ihre Fahrzeuge schon zur Abfahrt fertig liegen. Dort

bemerke ich bereits hundert Hände in Thätigkeit, um ein Gebäude wieder aufzurichten, das eine Feuersbrunst zerstörte, viele Kameele und Pferde sind beschäftigt, Baumaterialien ihnen zuzuführen. Hier räumt man den Schutt von der Straße zur Seite, dort ist man bemüht, einen todten Büffel aus einer Gasse nach einem freien Platze hinzuschleifen; eine Menge hungriger Hunde folgen dem großen Braten nach, der ihnen jetzt übergeben werden soll.

Bald erschallen nun alle Straßen und Sträßchen vom Meere bis zu den innersten Quartieren der Hauptstadt von dem vermischten Geschrei unzähliger Ausrufer: denn zu den Gemüß- und Viktualienhändlern sind jetzt noch eine Menge anderer Verkäufer hinzugekommen. Von allen Ecken hört man nun noch: Platschinta! Platschinta! süßer Platschinta! — Frühstück! gutes Frühstück für zwei Parahs! — Süßer Kuchen! Süßer Kuchen! — Kirschtorte! Kirschtorte! — Butterkuchen! Butterkuchen! — Eis! Eis! Geschmolznes Eis! — Eiswasser! Eiswasser! — Honig-

brod! Honigbrod! — Limonien! Limonien! süße und bittere Limonien! — Limonien aus Morea! — Milchkuchen! Frische Milchkuchen! — Käse! Guter Käse von der Donau! — Schaafkäse! Schaafkäse! Schaafkäse aus der Wallachei! — Oliven! Oliven aus Diarbekir! — Pistazienkuchen! warmer Pistazienkuchen! — Nüße! Nüße aus Anatoli! — Neue Feigen! Neue Feigen aus Smyrna! — Reiß! rother Reiß aus Mesyr! — Reißkuchen! Frischer, warmer Reißkuchen! — Zwiebeln! gute Zwiebeln! — Wassermelonen! Zuckermelonen! Saftige Melonen! — Datteln! Trockne Datteln aus Basra! — Rosinentorte! Frische Rosinentorte für 3 Parahs! — Eier! Frische Eier! Gänseeier! — Hühner! Junge Hühner! — Fasane! Fasane! — Welsche Hahne! Junge welsche Hahne! — Enten! Junge fette Enten! — Fleisch! Fleisch! Frisches junges Lammfleisch! — Ziegenfleisch! Ziegenfleisch! — Spargeln! Spargeln! Große Spargeln! — Kirschen! Kirschen! Süße Kirschen! — Pfirschen! Pfirschen! — Pflaumen! Große Pflaumen! — — . . . .

Wie da alles durch einander wirbelt und die Stimmen der Verkäufer eine die andere zu überschreien sucht mitten im Gewühl der Menschen und Pferde und die Käufer von allen Seiten herbeieilen und einer dem andern zuvorkommen will. Ich habe mich bemüht, nur im Allgemeinen das große Schauspiel zu schildern, das Konstantinopol jeden Morgen in seinen volkreichen Straßen darbietet; ermüdend für Leser und Verfasser würde es seyn, wenn letzterer jetzt die einzelnen Theile dieses unendlichen und immer wechselnden Ganzen noch weiter verfolgen wollte. Wer einige Zeit in andern großen Städten gelebt hat, dem wird die Phantasie hinlänglichen Stoff an die Hand geben, Alles noch klarer und bestimmter sich zu entwickeln: hier kann der Ort dazu nicht seyn und auch nur eine etwas ins Detail führende Beschreibung würde die Gränzen dieser Blätter weit überschreiten. Auch kann man überhaupt, wie mich dünkt, da, wo etwas über vieles zu sagen ist, nicht viel über jeden einzelnen Gegenstand sagen. Ungetheilte Aufmerksamkeit auf einen

Punkt würde hier nur gar zu leicht in Einseitigkeit ausarten und indem man das Eine ausführlich schildern wollte, würde man das Andere darüber gar nicht schildern können.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Spaziergänge und Belustigungen der Konstantinopolitaner in der Frühe des Tages. — Ein paar Worte über die Türkinnen. — Unterschied der orientalischen Frauenzimmer von den europäischen. — Guter Rath an die Fremden. — Die Griechinnen und Armenierinnen. — Wallfahrten der Konstantinopolitanerinnen nach den vielen Lustörtern in den Environs der Hauptstadt. — Allgemeiner Wirrwarr und allgemeine Thätigkeit in allen Straßen. — Die Gerichte und Büreaus. — Kriegerische Übungen und Kampfspiele. — Manöuvres der Artilleristen und der Seekorps. —

Die milde Sonne schwebt dem Mittagskreise näher und die Schwüle des Tages hat schon

längst die kühlen sanften Morgenwinde vertrieben, die dem hellschimmernden Busen des Kanals entstiegen und Erquickung über alle anwohnende Wesen ausgoßen. Doch um so reiner und duftiger ist die Atmosphäre, die, geschwängert mit Allem, was die Erde Köstliches hervorbringt, über der unermeßlichen Stadt schwimmt und selbst die aufsteigenden Dünste der auf den Straßen aufgehäuften Unreinigkeiten und die steten Dampfsäulen von Öl, in die sich die mannigfachen Gerüche der unzähligen gebratenen und oft nicht ganz frischen Fische mischen und welche noch durch die Ausdünstungen von einer Million Menschen, von mehrern hundert tausend Hunden, Pferden, Maulthieren, Eseln, Kameelen, Büffeln, Kühen, Schaafen, Ziegen ..... verdorbener werden, können den milden Äther des erquickenden Dunstkreises nicht verunreinigen.

Ein Spaziergang des Morgens und Abends gleicht darum hier einem wahren erquickenden Luftbade. Alle Naturerscheinungen scheinen einem schöner und lieblicher, das Lebensge-

fühl unendlich erhöht und mit jedem Athemzuge schöpft man süße Düfte ein, welche die Brust stärken und die Sinne vergnügen. Kann man es den Konstantinopolitanern daher verdenken, wenn sie diese Zeitpunkte zu Spaziergängen und Fahrten benutzen, kann man es der zartern Hälfte des Menschengeschlechts verargen, wenn auch sie, soviel es geschehen kann, daran Theil zu nehmen trachtet und indem sie durch höhere Gluth der Empfindung empfänglicher für alle Lebensgenüße gemacht ward, diese in vollem Maaße zu genießen strebt? —

Hier gewahre ich eine Anzahl Türkinnen, die am Kay zusammen eine Gondel dingen, um sich nach der asiatischen Küste übersetzen zu lassen, wo die Natur so reich ist an Reizen, Szenen und Aussichten, wo mitten in den Wildnissen ein Garten nur in den andern zu führen, ein künstliches Wäldchen nur das andere aufzunehmen scheint und wo ein immerwährendes Grün die anmuthigen Hügel bedeckt und Bäche vom reinsten Forellenwasser die anmuthigen Wiesengründe durchschlän-

geln und die lieblichste Kühlung versprechen. Dort kommt eine ganze Reihe von bunten Wagen angefahren, sie sind voll verschleierter grüner Gestalten; auch das sind Frauenzimmer und sie fahren nach Keaghid-Khaneh hin, zu den süßen Wassern.

Hier erscheint ein vornehmes Frauenzimmer in einem verdeckten wohlverzierten Wagen mit einer Bedeckung verschnittener Mohren, um einen Sommerpavillon am Kanal zu besuchen; das Volk macht Platz in allen Straßen, wodurch der Zug geht, und die Schwarzen drohen mit ihren blitzenden Augen jedem, der nicht weichen will. Dort fährt die Gattin eines reichen Muselmanns in ihrer eignen von Goldblech strahlenden Tschaike, ein halb Dutzend weißer und schwarzer Sklavinnen stehen neben ihr, bereit jeden ihrer Winke zu befolgen. Vorher rudern die Verschnittenen in einem schnell die Wellen durchschneidenden Boote und rufen schon von fern allen Gondeln, die ihnen aufstoßen, zu, sich zu entfernen.

So wimmelts schon in der Frühe des Mor-

gens in allen Straßen von Konstantinopel von türkischen Weibern, zu Fuß und in Wagen. Die der gemeinern Klassen gehen auch allein; allein die vornehmern nie ohne Begleitung. Jene kaufen auch wohl im Vorübergehen in den Gassen und auf dem Basar manches ein, was zum Haushalt nöthig ist; aber die der höhern Stände bekümmern sich um diesen nicht das mindeste. Überhaupt sind die Frauenzimmer im Orient nichts weniger als Hausfrauen; sie scheinen blos zum Vergnügen des Mannes da zu seyn und diesem liegt alle Sorge für die Familie ob. Alle Arbeiten im Hause werden von männlichen Bedienten und höchstens von Sklavinnen verrichtet und nur in den ärmsten Klassen muß auch die Frau Hand anlegen. Sehr oft habe ich Türkinnen beobachtet, welche auf der Straße etwas einkauften; aber fast nie erinnere ich mich bemerkt zu haben, daß eine oder die andere etwas genommen hätte, was nicht blos für sie, sondern auch für den ganzen Haushalt berechnet gewesen wäre. Meistens sah ich sie allerhand Naschereien und Putzsachen kaufen, selbst Ge-

müße, Fleisch, Brod, Butter, Milch und alle andere Viktualien werden größtentheils von den Männern eingesammelt. Wollten es auch die Weiber in etwas wohlhabenden Häusern versuchen, sich des Haushalts anzunehmen; so würden es doch die Männer nicht leiden.

In den großen europäischen Städten tragen die Frauenzimmmer am meisten dazu bei, ein gewißes buntes Farbenspiel in das Menschengewühl zu bringen: die vielen verschiedenen Kleidungsstücke von mannigfaltigem Schnitt und Kolorit bilden da gewöhnlich einen in die Augen leuchtenden Kontrast gegen die einfache Kleidung der Mannspersonen. In der Levante findet wiederum das Gegentheil statt. Hier kann man die Frauenzimmer wegen ihrer gleichförmigen Tracht kaum von einander unterscheiden: eine sieht fast aus wie die andere und es ist, als wenn alle in eine Uniform gesteckt wären. Beinahe alle Muselmänninnen tragen lange grüne Talars, weiße Schleier und gelbe Sandalen, sowie die jungen Engländer fast alle blaue oder schwarze Röcke tragen, und nur in Ansehung

der Statur und Größe weichen sie von einander ab. Eben so simpel aber die europäischen Mannspersonen in ihren Kostümen sind; eben so buntscheckig erscheinen gegentheils die asiatischen. Der Grund liegt vielleicht darin, weil in Europa die Frauenzimmer, in Asien hingegen die Mannspersonen die wahren Herren sind.

Wer übrigens daran gewöhnt ist, dem machen auch die vielen Frauenzimmer in den Straßen keine große Unannehmlichkeit. Man muß sich nur fest entschließen, keine Weibergestalten genau zu fixiren, sondern höchstens das Auge schnell und flüchtig bei ihnen vorüberfliegen zu lassen und ihnen dann schon von fern aus dem Wege zu treten. Freilich ist das in den menschenreichen Gassen nicht immer möglich; aber sollte man auch nahe an ein Frauenzimmer gedrängt werden und es wohl gar berühren; so hat man nur kalt die Augen niederzuschlagen und sich zu hüten, nicht die mindeste Begierde blicken zu lassen. Wozu hat man auch nöthig, alles was einem aufstößt, genau anzugaffen und mit Blicken

der Neugierde zu verfolgen? Wer diese üble Gewohnheit nicht abzulegen vermag, der komme nie nach der Levante: sein Neufang wird ihm da über lang oder kurz theuer zu stehen kommen.

Im Orient ist es überhaupt nicht Sitte, viele Komplimente zu machen; die Kratzfüße und Kopfentblößungen muß man ohnedies in Europa zu Hause lassen. Die Muselmänner richten gewöhnlich die Augen zur Erde, selten nach den Seiten hin; diese Gewohnheit muß man sich zu eigen machen, wenn man lange in der Türkei leben will. In einer so großen volkreichen Stadt wie Konstantinopel wäre es nur lästig, jedermann grüßen zu wollen und jedem Kleinstädter wollte ich daher wohl rathen, vorher eine unserer größern europäischen Hauptstädte zu besuchen, ehe er sich nach Konstantinopel wagte. Dadurch daß man sich daran gewöhnt, so schnell als möglich seinen Weg durch die Straßen zurückzulegen und seine Augen nie auf etwas zu heften, was einem nichts angeht, wird man auch bald

lernen, den vielen Türkinnen ohne Gefahr begegnen zu können.

Es sind auch in Konstantinopel nicht nur die Muselmänner, welche allein eifersüchtig wegen ihrer Weiber sind, sondern auch die Armenier, die Griechen und sogar die Juden. Jedem ist zu rathen, ehe er genauer mit den Sitten der Levante bekannt ist, mit den Frauenzimmern dieser Nationen eben so vorsichtig umzugehen, als mit den Türkinnen: es sind mir Beispiele bekannt, wo allzugroße Zudringlichkeiten von Franken aufs schrecklichste gerochen worden sind und wehe dem Fremden, der sich bei den schlauen Griechen und Griechinnen in Liebesintriguen einläßt, ohne Land und Menschen zu kennen.

Die Leser mögen mir diese kleine Abschweifung verzeihen, welche mir hier einen schicklichen Ort zu finden schien. Neben den Türkinnen sieht man nun auch in den Straßen Konstantinopel's Haufen von Griechinnen und Armenierinnen, welche gleichfalls nach den vielen reizenden Spazierplätzen in den Umliegenheiten der Hauptstadt eilen. Sie gleichen

in der Tracht mehr oder weniger den Muselmänninnen, nur dürfen sie keine grünen Talars und keine gelben Sandalen tragen. Die Gewänder, welche sie beim Ausgehen überwerfen, sind ganz von dem Schnitt, den man bei den Türkinnen sieht, und meistens von brauner, blauer oder dunkelrother Farbe. Die Sandalen oder Stiefeln roth oder blau. Viele gehen verschleiert nach türkischer Art; doch ein großer Theil trägt das Gesicht auch offen.

Auch sie machen theils Spaziergänge zu Fuß, theils vergnügen sie sich durch Fahrten auf dem Meere. Aber immer sind Frauenzimmer nur in Gesellschaft von Frauenzimmern und da, wo sie sich befinden, halten sich die Mannspersonen, Türken sowohl als Christen jederzeit in einer gewißen Entfernung. Wir folgen ihnen nach ihren Vergnügungsörtern, deren die Gegend am Bosporus eine so reiche Menge darbietet.

Wir sehen sie da sitzen in zahlreichen Gruppen auf den schönsten Anhöhen, in den reizendsten Gegenden längs dem Hafen und dem Kanal an den europäischen und asiatischen

Gestaden, und die liebliche Morgenluft einathmen. Theils knieen sie mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern und Kißen, die sie zu diesem Behufe mitgebracht haben, theils haben sie sich aufs weiche Graß hingestreckt und ihre Dienerinnen und Sklavinnen, ihre Verschnittenen und Wächter sind beschäftigt, ihnen allerhand Arten von Erfrischungen, Sorbet, Kaffee, und Süßigkeiten zu reichen.

Ich zählte eines Morgens über zweihundert Türkinnen, die alle, nicht fern von einem Kaffeehause, auf einem Hügel neben einander saßen. Auch Griechinnen, Armenierinnen, Jüdinnen sah ich da in nicht geringer Zahl; doch schien sich jede Nation von der andern abgesondert zu halten. Hier verleugnen dann die levantischen Frauenzimmer ihren Charakter nicht: so still und gravitätisch sie auch in den Straßen der Stadt einherschleichen; so laut werden sie hier. Der ganze Zirkel ist in einem beständigen Gespräche begriffen und dies wird oft so hörbar, daß man schon in der Ferne ihre Anwesenheit merken kann.

Alle die Lustörter in den Environs von

Konstantinopel, welche die Weiber zu besuchen pflegen, sind nun zu dieser Zeit freilich auch mit Mannspersonen von allen Nationen angefüllt, welche zu gleichem Endzweck dahin kommen; aber die allgemeine und durch die Zeit geheiligte Sitte des Morgenlandes sichert alle Frauenzimmergruppen vor unerlaubten Zudringlichkeiten und läßt sie sich ungestört hier unter sich vergnügen. Ohne Bedenken gestatten darum die Muselmänner ihren Harems dieses Vergnügen an öffentlichen Lustörtern und kaum legt ihnen darin hie und da ein gar zu eifersüchtiger Gemahl Hindernisse in den Weg.

Aber nicht leicht kann auch etwas mit größerer Annehmlichkeit verbunden seyn, als eine solche Ausflucht aus den Mauern der übervölkerten unermeßlichen Stadt in die freie, hier mit so beispielloser Anmuth hervortretende, Natur. Wenn die Sinne vom Beschauen des mannigfaltigen Menschengewühls, das in den engen zahllosen Gassen durch einander tobt, ermüdet und abgespannt werden; so können sie durch den Anblick der reizenden

Landschaften, die amphitheatralisch von dem Hafen und dem Kanal durchschnitten, zum schönsten Ganzen geordnet erscheinen, bald neue Kräfte erlangen. Denn hier gleicht alles einem von dem höchsten Künstler aufs geschmackvollste angelegten großen — unendlichen Garten und wenn man die Gegend bald auf der einen Seite ansieht, von der man einen Prospekt hat, der nur durch die Gränzen der Sehkraft beschränkt wird und in dem sich Reihen von Städten, Dörfern, Hügeln, Thälern, Gärten und Gehölzen in eine unübersehbare Ferne fortziehen und durch das Meer auf mancherlei Weise durchkreuzt werden, bald auf der andern Seite den schönsten Hafen der Welt betrachtet mit der an seinen Ufern sich aufthürmenden koloßalischen Stadt, dann wird man unwillkühlich an den Boden gefesselt und leise steigt der Gedanke zur Seele hinauf: O, möchtest du immer hier die Majestät der Natur bewundern können! —

Doch ich eile mit meinen Lesern in den Mittelpunkt der Stadt zurück. Hier hat unterdessen die allgemeine Thätigkeit und Reg-

samkeit den höchsten Gipfel erreicht. Im Basar ist nicht durchzukommen; betäubend ist das Getöß, das von der Hafenseite in die Stadt schlägt und den innern Lärm noch vergrößert. Dicke Staubwolken erheben sich an allen Ecken, an allen Eingängen der Straßen, auf allen Plätzen und vor allen Haus. Man eilt von neuem überall mit Wasser zu sprengen; aber auch das ist auf den vielen ungepflasterten Wegen, in den vielen Winkeln und volkreichen Gassen ohne Erfolg. Von der einen Seite schreit man mir wild entgegen, daß ich weichen und Platz machen soll, auf der andern drückt man mich vorwärts und in der Mitte der Straße zieht eine gewaffnete Schaar einher und stößt Alles zurück, was ihr in den Weg tritt. Hier droht mich ein Kameel zu zertreten, das wild den Geifer aus dem schäumenden Mund stößt, dort bäumt sich ein wildes Roß hinter mir; hier zürnt ein aufgebrachter Mohr mit bloßem Messer, der eine Türkin zu bewachen hat, welche in einem mit Büffeln bespannten Gitterwagen nachkommt und Platz verlangt,

dort kläfft mich ein großer Hund an, und weißt mir die Zähne, die noch vom Blute eines zerrissenen Aaßes triefen.

Nicht fern von mir entsteht ein Gemurmel in dem dicht zusammengedrängten weiten Kreise, das immer lauter wird. Ich blicke dahin und hie und da sehe ich einzelne Blitze der rasch auflodernden Leidenschaft und die Strahlen der Sonne glänzen auf gezogenen krummen Messern. Doch schnell fliegen die Janitscharen herbei, mit den Waffen in der Faust bahnen sie sich einen Weg durch die Menge. Es erfolgt eine Pause, eine schreckliche Pause: denn hoch blitzen die Mordgewehre und die Thäter werden ergriffen und — ruhig fortgeführt. Man tadele nun noch die Polizei in Konstantinopel! —

Unterdessen haben, neben der allgemeinen Handelsthätigkeit, auch die Zivilgeschäfte ihren Anfang genommen. Der große Divan ist im Serail versammelt, die Mulahs und Kadis sitzen in ihren Gerichtshöfen. Kläger und Beklagte finden sich ein, Prozesse und Streitigkeiten werden entschieden und ge-

schlichtet nach morgenländischem Brauch und die Diener der Gerechtigkeit sind in der größten Geschäftigkeit.

Die Büreaus des Reis-Effendi und der übrigen Minister der hohen Pforte sind geöffnet; jeder eilt sein Tagewerk zu vollenden. Der Sekretairs, Dragomans und Schreiber zahlreiche Menge hat volle Arbeit und die wichtigsten Staatsgeschäfte werden verhandelt. Die türkischen Großen sind bereits mit orientalischem Gepränge zu den Versammlungen gezogen und eben so kehren sie auch von daher wieder in ihre Wohnungen zurück. Die Menge ihrer Pferde, wovon viele nur, mit prächtigen Sattelzeugen bedeckt, zur Schau nachgeführt werden, und ihre zahlreiche Dienerschaften füllen ganze Straßen an und die Polizeiwachen müßen Alles aufbieten, um Ordnung zu halten.

Die Badehäuser sind vom frühesten an mit Menschen aus allen Nationen angefüllt, hier von Frauenzimmern, dort von Mannspersonen; in dicken Wolken erhebt sich der Rauch zum Himmel und hält sich lange schwebend in

der dünnen Luft. Auf den Atmeidans durchkreuzen sich die rüstigen muselmännischen Jünglinge im pfeilschnellen Gallop, und üben sich auf ihren gewandten Rossen im Pfeilschießen und Lanzenwerfen. Die Hügel um die Pläße der Kampfspiele herum wirbeln von neugierigen Schaaren und auch den Frauenzimmern ist es vergönnt, das schöne Waffenschauspiel mit anzusehen und die Geschmeidigkeit und Kühnheit der jungen raschen Wettrenner anzustaunen.

Jenseits des Hafens auf Topana's Pläzzen schallt inzwischen der Donner der Kanonen in unaufhörlichem Geprassel empor und wird noch durch die Echos der nahen und fernen Gebürge zehnfach vergrößert. Das Korps der türkischen Artilleristen hat seine Übungen begonnen und englische Renegaten und Offiziers haben das Kommando. Bei Tershana erhebt sich plötzlich ein Wald von Mastbäumen und unter dem Hurrahgeschrei der Seeleute werden die Anker gelichtet. Stolz schwimmt mit gespannten Segeln eine ganze Flottille dahin, um ihre Manöuvres im Ma-

re di Marmora anzufangen und die Gestade sind mit Zuschauern bedeckt, deren Aufmerksamkeit diese Meerszene auf sich gezogen hat.

Noch scheint die ganze große Stadt der Muselmänner dem Rausche der Thätigkeit und Zerstreuungen dahingegeben; aber schon tritt die Sonne in's Zenith und von neuem ertönt der Ruf zum Gebet von allen Minarets, von allen Thürmen, von allen Moscheen herab und die Rechtglaubigen verlassen in Haufen ihre Arbeiten, ihre Belustigungsörter und drängen sich wiederum nach den Gotteshäusern hin. Das nenne ich mir doch eine fromme Stadt! — Bestände diese Frömmigkeit in ächter Religiosität, beschränkte sie sich nicht lediglich auf leere Zeremonien: wer wollte nicht wünschen, unter den Türken zu leben? —

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Der Mittag in Konstantinopel. — Verschiedene Tischzeit der Einwohner. — Die Hundefütterer. — Die Teriakis. — Die Siesta. — Große Unsittlichkeit der Janitscharen. — Schlechtes Beispiel Sultan Selim's. — Freuden- und Trauerfeste, fröhliche und niederschlagende Szenen. — Allgemeine Volksbelustigungen. —

Sowie überall in der ganzen Welt, so ist auch in der türkischen Hauptstadt der Mittag die Zeit der Ruhe und des Genußes für die ärmern Menschenklassen. Betritt man zu dieser Stunde die Kays, die Basars und Plätze; so erblickt man an allen Orten die Einwohner, Türken, Griechen, Armenier und Juden mit dem Essen beschäftigt. Nicht anders ist es auch bei den Franken in Pera und Galata.

Das Rasseln und Geklirr der Eßgeschirre, der Schüsseln, Löffel und Messer ertönt aus allen Häusern, aus allen Fenstern und mannigfaltige Gerüche verbreiten sich aus den offenen Werkstätten durch die Lüfte. Eine unendliche Menge Menschen ist mit Hin- und Hertragen der Speisen und Getränke befaßt und die Kostgeber und Bäcker und Sorbethändler können nicht Hände genug haben.

Aber das milde Klima des Südens macht, daß Alles hier weit einfacher und natürlicher hergeht als bei uns und orientalische Simplizität drückt sich in allen Gruppen ab, auf die das Auge fällt. Haufen von Menschen sitzen da ganz frei und öffentlich, die Erde ist ihr Stuhl und der blaue Himmel ihr Dach, ihr ganzes Mittagsmahl liegt in einer kleinen hölzernen Schaufel oder in einem irdenen Gefäße und statt der künstlichen Messer, Gabeln und Löffeln bedienen sie sich der natürlichen. Der Sorbet wird aus Krügen getrunken und das Meer oder ein nahe stehender Brunnen dient ihnen zum Waschbecken.

Vor den Häusern, vor den Thüren, auf den Fluren der Wohnungen, auf den Vorhöfen, in den Gärten, auf den Terrassen . . . . überall Menschen und Gesellschaften, im Genuß dessen begriffen, was die Natur hier so reichlich darbietet. Stumm und selbst auch hier gravitätisch sieht man die Türken um die kleinen runden Tischchen herumsitzen und eilig und hastig gleichsam verzehren, was das Haus beschert. Munter und fröhlich halten die Griechen ihr Mahl und selbst die Armenier scheinen bei der vollen Tafel ihre Handelsspekulationen auf einige Zeit vergessen zu wollen.

Ich erblicke hin und wieder in den Straßen Männer, mit Schaufeln voll Fleisch belastet einherschreiten, andere sind auch zu Pferd. Das Fleisch wird stückweise in die Straßen geworfen und mancher Arme würde es als einen Leckerbissen betrachten. Es sind die Hundefütterer. Im Orient scheint man mehr für die Thiere als für die Menschen zu sorgen und die Levante das Paradies der Hunde zu seyn.

Ich begebe mich nach den innersten Theilen der großen Stadt, nach der Gegend des Ak=Serai und der Quartiere der Janitscharen und, nachdem ich bei der alten Zisterne von achtzig Säulen vorbei bin, trete ich in eins der berüchtigsten Reviere von Konstantinopel. Ganze Straßen liegen da in ihrem Schutt, durch schreckliche Feuersbrünste verwüstet, und niemand denkt daran, sie wieder aufbauen zu wollen. Hier ist der Aufenthalt des wildesten und ausgelassensten Pöbels. Den Geist und das Wesen der Inhaber dieses Stadttheils könnte man mit den römischen Trasteverinern, den frankfurter Sachsenhäusern und den pariser Antons=Vorstädtern vergleichen. Hierher kommt kein ehrbares Frauenzimmer und wehe dem fränkischen Neulinge, der es wagt, seinen Fuß auf diesen Boden zu setzen! — Hundert Gefahren drohen ihm und ohne Stütze ist er verloren! Man meide diese Gegend wie eine Pest und sollte Neugierde oder das Ungefähr den kühnen Fremdling einmal in das Quartier bringen, so thue er jeden Schritt mit Vor=

sicht und sey auf alles Schreckliche gefaßt.

Vor mir sehe ich einige Menschengestalten über die Straßen schleichen, hager und bleich ist ihr Gesicht, die eingefallenen Wangen und die tiefliegenden Augen deuten auf Jugendsünden und unmäßige Ausschweifungen. Nachläßig scheinen nur die weiten Kleider um die dürren, vertrockneten Glieder zu hängen und die Hände gleichen den Todenhänden. Es sind Teriakis (Opiumsesser) und sie eilen jetzt, da die Mittagsstunde geschlagen hat, zu ihren lieben Buden, um sich ganz ihren Begierden dahin zu geben.

Die Speisen und Getränke anderer Menschen haben für sie keinen Reiz mehr: ein Mahl, das nicht berauscht, ist kein Mahl für sie. Die ganze Nahrung dieser Leute besteht außer dem Opium aus einigen Unzen Reiß, aus Kaffee und Taback. Hätte der arabische Mohnsaft nicht eine so große reproduzirende Kraft, wie wäre es möglich, daß diese im steten Rausch fast schwelgenden Muselmänner so

lange ihr Leben fristeten, wie die Erfahrung wirklich lehrt.

Die Mittagshitze hat nun den höchsten Grad erreicht und die meisten Bewohner von Konstantinopel legen sich mit gestärktem Magen zur Ruhe, währenddem noch viele andere Menschenklassen in voller Thätigkeit sich befinden. Da siehst du auf den Schwellen der Häuser, in den Winkeln der Straßen, an den Kays, in den am Ufer befestigten Schiffen und Schiffchen, auf den Graßplätzen und unter den schattigen Zypressen überall Schlafende liegen und tief schlummern sie, unbekümmert, was um und neben ihnen, in den noch immer regsamen Gaßen und auf dem wogenreichen Meere vor sich geht. Mancher hat auch wohl eine Dosis des köstlichen Berauschungstranks zu sich genommen, um den Schlaf mit Gewalt herbeizulocken, der sonst seine Augen fliehen würde.

Aber was bedeutet das Geläute, das mannigfaltige Glocken- und Schellenspiel, das mir aus dem Hafen entgegen tönt? — Es ist der Ruf zum Mittagsmahl auf den zahlrei-

chen Schiffen. Siehe wie die vielen Matrosen, die sich noch in der Stadt und an den Gestaden befinden, herbeieilen und hastig die Schaluppen besteigen, die sie zu ihren Fahrzeugen bringen. Siehe wie auf den Verdekken sich alles zurecht setzt, um die Begierde des Magens zu befriedigen und die Gläser klingen und Alles dem Signale zum Essen folgt.

Bald darauf fangen nun auch die übrigen Klassen von Einwohnern zu speisen an. Wollen meine Leser mir zu einer Tafel des Mittelstandes folgen? — Sie finden da zwar keine Produkte der raffinirten Kochkunst der Franzosen, aber kräftigen Reiß die Fülle und fettes Lammfleisch und saftige Hühner. Sie sehen da Butter, Öl, Honig, Pfeffer und Saffran in Überfluß. Und bei den Griechen und Armeniern köstliche Weine und starke süße Liqueurs.

Bei den türkischen Großen geht es zwar mit orientalischer Pracht her. Nicht selten sehen Sie da funfzig bis hundert Schüßeln. Man speißt auf chinesischem oder japanischem

Porzelan, die Messer und Löffel sind mit Gold eingefaßt, das frische Wasser und der kühlende Sorbet wird in großen hellstrahlenden, von goldenen Zierathen prunkenden, Pokalen gereicht und der Dienerschaft zahllose Menge wartet auf jeden Wink der Gäste. Aber in der Zubereitung der Speisen selbst herrscht doch eine Einfachheit, die seltsam mit den Gedecken unserer europäischen Großen kontrastirt.

Nun kommt auch für diese Menschenklassen die Siesta; doch die verschiedene Zeit des Speisens bei den verschiedenen Ständen macht, daß die Straßen nie ganz leer werden. Aber von Vornehmen ist die Stadt jetzt wie ausgestorben und kaum bemerke ich hie und da einen Einzelnen, der diesmal der Ruhe entbehren will. Manche eilen auch in die Kaffeehäuser und in die Bäder und halten da in Gesellschaft den Mittagsschlaf. Noch andere begeben sich in ihre Harems und fallen da endlich, ermattet von den Freuden der Wollust, auf den Divans nieder und ergeben sich neben ihren schönen Weibern dem stärkenden

Schlummer. Man weiß es, wie sehr dieser Genuß zu einer solchen Zeit, wo der Magen mit Speisen angefüllt ist, gegen alle Grundsätze der Diätetik streitet und es gehört wirklich eine südliche, eine türkische Natur dazu, um ihn so stark und oft ohne Ruin der Gesundheit auszuhalten.

Auch die Franken pflegen in der Levante eine Siesta zu halten, besonders die Mittelstände unter ihnen. In den höhern Kreisen der Gesellschaft folgen die Vergnügungen bisweilen zu rasch auf einander, um noch am Tage Zeit zum Schlafe zu gewinnen, und nicht selten wird da auch so spät zu speisen angefangen, daß das Mahl kaum bei Annäherung des Abends in manchen Jahreszeiten beendigt ist. Bei Familien, die eine ganz morgenländische Lebensart unter sich eingeführt haben, pflegen nicht selten nach genommener Mahlzeit allen Gästen besondere Zimmer mit Divans angewiesen zu werden, worauf sie alle, soviel ihnen beliebt, die Mittagsruhe genießen können.

Statt gleichfalls eine Stunde der Siesta zu widmen, mögen meine Leser mich auf einige Augenblicke ins Freie, auf die schönen Gottesäcker begleiten, die jenseits des Kanals mit ihren hohen Zypressen so anmuthig in's Auge fallen. Dort hat ein muselmännischer Greis sein Gebet und Mahl neben dem schön verzierten Leichensteine seiner Söhne und Enkel vollendet und ist eben in einen ruhigen Schlummer versunken; er träumt vielleicht von den seligen Freuden, die auch er bald wieder im Schoose seiner theuren Familie jenseits des Grabes genießen wird. Hier erblicke ich einen Wasserträger neben dem Brunnen eingeschlafen, der ihm seine Nahrung giebt. Nicht fern von mir ruhen ein paar Sorbethändler neben den Gestellen, worauf sie ihre Waaren herumtragen und hier haben sich einige emsige Lastträger auf Matten neben einer Kaffeebude ausgestreckt.

Doch was beginnen da zwei Janitscharen mit einem Knaben hinter einem Gesträuche? Sie müßen eine heimliche Handlung begehen und zwar eine verbotene: denn scheu ist ihr

Blick und selbst das Antlitz eines Franken scheinen sie dabei zu scheuen. Entsetzliches, widernatürliches Verbrechen! kaum wagt es mein Mund auszusprechen: es ist Knabenschändung. — Auch in Europa, in Italien und Frankreich, ja selbst bisweilen in Deutschland wüthet dies schreckliche Laster; aber in der Levante ist es zu Hause. Menschen! wie könnt ihr alle Gefühle eurer Natur ersticken und noch unter die Thiere herabsinken, die auch mit Gewalt nicht zu Etwas zu bringen sind, was gegen ihre Natur selbst streitet! —

Noch öfter habe ich nachher ähnliche empörende Szenen erlebt und das nicht selten so zu sagen ganz öffentlich. Wie sehr muß da nicht die Unsittlichkeit gestiegen seyn und noch steigen, wo so etwas Widermenschliches ohne Scheu verübt werden kann! Bisweilen sieht man, nicht nur zur Abendszeit, sondern manchmal am hellen Tage, Janitscharen auf dem Grase liegen und sich gegenseitig zu dieser schändlichen Art von Wollust dienen.

Der vornehmste Grund von der großen Verbreitung dieses Lasters in der Türkei muß

ohne Zweifel in der ausnehmenden Begierde der Wollust, die unter einem so warmen Himmel und in einem so südlichen Klima weit kräftiger und unwiderstehlicher sich äußert als in den nördlichern Ländern, und in dem großen Aufwande, den nach den Gesetzen des Moslemismus die Unterhaltung der Weiber kostet, aufgesucht werden. Im Orient ist die Frau nur zum Genuße des Mannes für diese Erde da, selbst der muhamedanische Glaube versagt ihnen den Himmel, den er den rechtglaubigen Männern verspricht, sie ist im Hause nur Genießerin und Genußgebend; aber nie Miterwerberin wie in Europa. Ein Weib zu haben, ist also hier nichts anders als ein wahrer Luxus und die armen und trägen Muselmänner in den Städten müßen daher nicht selten dieses Glücks ganz entbehren. Aber auch in ihren Adern rinnt ein heißes morgenländisches Blut und in ihren starken abgehärteten Körpern ist der Hang zur Befriedigung des Geschlechtstriebs nur um so heftiger. Unersättliche Begierde und kein Mittel sie zu stilleu, treibt zum Laster — da-

her der Hang zur Päderastie, einem Verbrechen gegen die Menschheit selbst, bei dessen Gedanken schon jeder rechtliche Mann mit Abscheu erfüllt wird.

Groß ist die Gefahr, der schon darum der fränkische Jüngling in Konstantinopel ausgesetzt ist. Ist er von gutem Wuchs, von schönem Körperbaue, ist seine Physiognomie einladend und gefällig, dann wehe ihm, wenn er nicht auf seiner Hut ist und seine Schritte mit Vorsicht abmißt. Leicht fällt er in die Hände solcher widernatürlichen Wollüstlinge und ach! mehrere sind schon als Opfer dieser schändlichen Begierden gefallen. Man räth darum den jungen Leuten, welche die Türkei besuchen, den Bart wachsen zu lassen oder wenigstens doch einen Stutzbart über den Oberlippen zu tragen: dies sichert sie schon sehr vor Gefahren ähnlicher Art; denn die Türken lieben besonders unbärtige Knaben.

Es ist mir unerklärbar, warum die sonst so gute und wachsame Polizei in Konstantinopel diesem Übel nicht steuert; aber man muß es vielleicht als unmöglich gefunden ha-

ben und die Janitscharen, die vorzüglich für die allgemeine Sicherheit zu wachen haben, sind diesem Verbrechen selbst am meisten ergeben. Man weiß es ja, mit welcher Behutsamkeit die osmanische Regierung in Allem verfährt, was dieses mächtige und oft nur zu übermüthige zahlreiche Korps betrifft und vielleicht würden sie es als eine Kränkung der Rechte der Einzelnen ansehen, wenn man hier Gewalt brauchen wollte. Zwar haben die Janitscharen in den neuern Zeiten, durch die weise Einrichtung einiger Sultane und Beziere, von ihrem ehmaligen allgewaltigen Ansehen verlohren; aber fürchten muß man sie darum doch noch immer.

Vielleicht trägt auch das üble Beispiel, das der jetzige Kaiser der Osmanen giebt, nicht wenig zur Verbreitung eines Lasters bei, das alle sittlichen Gefühle zu untergraben droht. Sultan Selim, der schöne junge Mann, von so edlem Ansehen, von so viel versprechendem Antlitz, ist ihm mehr als irgend einer ergeben. Das Serail soll jetzt mehr als 700 der schönsten und reizendsten

Frauenzimmer aus fast allen Weltgegenden in sich fassen und der Großherrscher der Türken hält sich einen Harem von mehr als zwanzig georgianischen, zirkassischen und leskischen Knaben, die ihm zur Befriedigung seiner Lüste dienen. Noch hat er dem Hause der Osmanen keinen Sohn erzeugt und schwerlich dürfte es auch unter solchen Umständen zu erwarten seyn, daß er ihm neue Sprößlinge schenken werde.

Doch soll dies unter den Türken nicht selten Anlaß zum Unwillen und zu Verwünschungen geben, welche sehr gern die Vermehrung der Kaiserfamilie sehen und immer fürchten, der alte Stamm der Osmanen dürfte aussterben. Man will unter den Janitscharen vor einiger Zeit ein Gemurmel gehört haben, welche gedroht haben sollen, dem Großherrn den Kopf abzuschneiden, wenn er ihnen nicht bald einen neuen Thronerben schaffe. In Pera wurde dies wenigstens an mehrern Orten erzählt. Der Zorn der Janitscharen ist indessen leicht durch Piasterbeutel zu bändigen, und gewiß wird sich die Politik des Kaisers

dieses Mittels von Zeit zu Zeit schon zu bedienen wissen, um einer Empörung Fesseln anzulegen.

Wir gehen in die Stadt zurück. Die Siesta ist jetzt allgemein geendigt. Die Straßen und die Basars haben sich, wie am Vormittage, wieder mit Menschen gefüllt und alles ist wie zuvor in voller Beschäftigung. Man hört die Gitter aufschlagen, die Terrassen und Balkone werden mit reichen Teppichen geziert und die Dächer und Gärten nehmen die Spaziergänger wieder in sich auf. In zahlloser Menge traben die Kameele, Pferde und Esel von neuem durch die Gassen und die namenlosen Stimmen der Ausrufer und Verkäufer, der Lastträger und Viehtreiber steigen wieder in unendlichem Gesumse in die Luft.

Längs dem Kanal hört man von Ferne wiederholt die Kanonen donnern; was bedeutet das? — Der Sultan fährt auf dem Meere spazieren, giebt man mir zur Antwort, und wo er hinkommt, wird er von den Gestaden durch das Geschütz auf den Batterien begrüßt. Im Hafen sehe ich vor mir eine Anzahl plat-

ter Fahrzeuge mit Ruderbänken in großer Schnelle vorübergleiten; eine Menge Menschen sind darin in größter Thätigkeit und alle arbeiten, als könnten sie nicht schnell genug fortkommen. Ach! es sind Galeerensklaven und zum Theil unschuldige Galeerensklaven: denn siehe viele Franzosen befinden sich auch unter ihnen. Welches fühlende Herz wird nicht bluten bei einem solchen Anblick, während der Donner des Jubels und der Freude von fern dem Ohr entgegenschallt? —

Auf einem Platze vor mir ist ein Auflauf von Menschen, der sich mit jedem Moment noch vermehrt und endlich bis zum Eingang der Straße reicht. Jetzt ertönt ein lautes durchdringendes Jubelgeschrei beim Geräusch einer stark rauschenden Musik und in der Mitte sehe ich einige zierlich geputzte Knaben, auf die aller Aufmerksamkeit gerichtet zu seyn scheint. — Es ist eine öffentliche Beschneidung und die Kinder gehören mehrern unbemittelten Eltern, die hier diese Zeremonie, um die Kosten zu ersparen, zusammen verrichten lassen. Doch nahe dabei scheint ein allgemeines

Wehklagen über das Innerste der Gemächer eines Hauses ausgegossen zu seyn und seltsam mischen sich auch da wieder die Stimmen der Trauer in die des Frohlockens. — Es ist das Trauergeschrei der Weiber in dem Harem über den Tod ihres gemeinschaftlichen Mannes und Gebieters, das so im Kontrast steht mit den Tönen der Freude, die die nahe dabei vorgehende Feierlichkeit allen Umstehenden entlockt.

So stoße ich überall auf Extreme, wohin ich blicke und an allen Orten scheinen die am meisten einander entgegengesetzten Zustände der menschlichen Gesellschaft neben einander zu liegen. Hier eine Hochzeit, dort eine Leiche; hier Jubelgesang der Menge, dort allgemeine Traurigkeit; hier eine Familie im vollen Genuß aller Freuden des Lebens, dort eine andere in allgemeinem Elend; hier ein plötzlich reich gewordener Handelsmann, dort ein eben banqueroutirter; hier ein Mann, welcher im Drange der Umstände zu einer Höhe emporgehoben sich befindet, die ihm gestern kaum im Traume eingefallen wäre, dort

ein durch die Kabale des Schicksals niedergestürzter, der vor einigen Tagen noch stolz sich brüstete. Doch Alles das triffst du ja in allen großen Städten an, wie solltest du es in Konstantinopel vermissen wollen? Hier herrscht ein steter Wechsel in den Ereignissen und nirgends wirst du an einem Tage so mannigfaltige Szenen bemerken können als in der Hauptstadt der Türken. Sie gleicht einem Strome, dem immerwährend neue Gewässer zufließen, welche die alten fortdrängen und bald selbst wieder fortgedrängt werden. Zu keinem Journale würde mehr Stoff vorhanden seyn als zu dem, was die Tagesgeschichte dieser Metropolis enthalten wollte.

Die Berufsgeschäfte des Tages sind nun zu Ende und alle Geschäftsleute haben jetzt die Stunden der Erholung und des Vergnügens. Nur der Kaufmann sitzt noch in seinem Gewölbe, der Krämer in seiner Bude. Die Bäder sind mehr noch als am Vormittage gefüllt und in den Kaffeehäusern ist kaum unterzukommen. Alle Spazierplätze in den nahen und fernen Environs sind mit

Menschen wie besäet und der Kanal wimmelt von Schiffchen. Selbst der Pöbel nimmt an den allgemeinen Vergnügungen Theil. Hier müßen Tänzer und Gauckler ihr Spiel treiben, dort haben arabische Improvisatoren einen dichten Kreis um sich her gezogen. Hier gafft Alles neugierig ein Schatten- und Marionettenspiel an, dort treiben die Taschenspieler und Guckkastenträger ihr Handwerk. Hier haben die Wahrsager ihre Buden aufgeschlagen, dort lockt ein Charlatan dem Volke das Geld aus der Tasche. Hier macht ein Springer Bewegungen zum Entsetzen, dort reizt ein Abentheurer durch vermeinte Heldenthaten, durch Grausamkeiten an seinem eigenen Körper, die allgemeine Aufmerksamkeit. Hier läßt ein Zigeuner seine Bären und Affen tanzen, welche von einem Chor von Hunden stets verfolgt werden, dort sieht man mit Interesse dem Wettkampfe von ein paar muselmännischen Jünglingen zu, die auf ihren schnellen gewandten Hengsten sich bald bis zur Berührung nahe kommen, dann wieder plötzlich von einander fliegen. Und so

geht es den ganzen Nachmittag fort und keine Viertelstunde ist ohne Abwechselung für den Spaziergänger.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Stunden des Gebets. — Ansehn der Narren in der Türkei. — Über Zusammenrottirungen. — Allgemeine Veränderung der Szenen beim Einbruch der Nacht. — Wenige Sicherheit auf den Straßen zu dieser Zeit. — Ende des Tages. —

Schon ist indessen noch einmal zum Gebet gerufen worden; doch man denke nicht, daß darum auch alle Muselmänner jedesmal in die Moscheen und Dschamien eilen. Der Glaube des Moslemismus befiehlt fünfmal täglich das Gebet; aber dieses kann auch zu Hause verrichtet werden. Wie würden sonst auch Handel und Gewerbe darunter leiden!

Nur an gewißen Festtagen müßen alle Rechtgläubige, die nur einigermaßen dazu im Stande sind, sich in den Gotteshäusern versammeln, wenn sie im Rufe braver Muselmänner bleiben wollen; an allen andern Tagen ist es gleichviel, ob sie dem Gottesdienste beiwohnen oder nicht. Und auch unter den Türken giebt es laue und eifrige Muhamedaner, sowie es laue und eifrige Christen giebt. C'est par tout comme chéz nous. Auch unter ihnen giebt es Personen, die bei gesunden Tagen kaum ruhig schlafen würden, wenn sie das Gebet nicht im Tempel verrichtet hätten und andere, die kaum das ganze Jahr ein paarmal eine Dschamie besuchen.

Der türkische Gottesdienst dauert zwar nicht so lange wie der christliche, aber er findet auch desto öfter statt und wollte einer genau alle Zeremonien befolgen, die der Koran vorschreibt; so könnte er den dritten Theil des Tages mit Ausübung religiöser Handlungen zubringen. Man glaube darum nicht, daß während der Zeit des Gebets etwa die Straßen und Plätze, der Kanal und der Hafen

leer seyen. Kaum merkt man es, daß jetzt viele Muselmänner sich in den Tempeln befinden, denn überall wogt es so von Menschen wie zu jeder andern Zeit. Selbst Freitags sind die Straßen nicht minder bevölkert und wiewohl an diesem Tage viele Kaufleute ihre Buden verschließen, insonderheit des Vormittags; so sind doch andere allezeit genug offen. Und zu rühmen ist in der That die Toleranz der Türken: die christlichen und jüdischen Einwohner brauchen sich an die muhamedanischen Festtage gar nicht zu kehren und können thun, was ihnen beliebt. Eben so wie die Türken Freitags; so schließen auch die Juden Sonnabends und die Christen Sonntags ihre Läden und niemand bekümmert sich darum, ob und wann sie feil bieten und handeln.

Ich stehe jetzt da und sehe, wie die Sultan-Valida-Dschamie zu Ende geht. Unter einem Pöbelhaufen ragt ein Mann mit verstörtem Gesicht hervor, der mancherlei sonderbare Gebehrden macht und dem die Umstehenden mit einer Art von Ehrfurcht begegnen. Die Menge um ihn her vermehrt sich

mit jedem Augenblick und doch ist es nichts wie ein Narr, der aller Augen auf sich zieht. Die Narren haben in der Türkei ein heiliges Ansehen und sie gehen ganz frei herum und treiben, was ihnen gut deucht; in Europa duldet man sie nicht: man sperrt sie ein und giebt ihnen bisweilen Gnadenbrod wie armen Sündern. Wohin der Mann ging, folgte ihm der Haufen nach und man spottete nicht etwa über ihn, wie ein europäischer Pöbel gethan haben würde, nein man gab ihm Geld. Daß diese Nachsicht gegen Personen, die einen Theil ihres Verstandes verloren haben und der Glaube an ihre Heiligkeit, auch andere Faullenzer reizen müße, unter der Maske der Narrheit zu betteln, kann man leicht denken; doch dieser war ein wirklicher Narr.

Übrigens sieht man hieraus sowohl als aus andern Szenen, die ich in diesem Gemälde ausgestellt habe, wie leicht Zusammenrottirungen in Konstantinopel möglich sind. Aber auch nichts gefährlicher für die Stadt und den Thron als diese; daher haben die

Patrouillen die gemessenste Ordre, sie, wo sie sie auch treffen mögen, aus einander zu treiben und überall jeden Menschenauflauf zu stören. Wäre dies nicht, ein Haufe von Hunderten würde, in einer so bevölkerten Stadt, bald zu Tausenden anwachsen, und nun ein kühner Anführer an der Spitze; wer wollte ihm widerstehen? —

Bei dieser Gelegenheit will ich eine Anekdote erzählen, die sich vor einiger Zeit in Galata zutrug und von deren Vorgang ich Augenzeuge war. Ein junger Grieche, der in manchen Zirkeln als ein Spaßvogel bekannt war, stellte sich einem Hause gerade gegenüber, sah mit unverwandtem Blicke nach dem obersten Dache desselben hin und zeigte von Zeit zu Zeit mit den Fingern darnach. Bald bemerkten ihn einige Vorübergehende, stellten sich neben ihn und sahen auch nach der Stelle oben auf dem Hause hin. Immer mehrere gesellten sich dazu und endlich stand da ein ziemliches Häuflein von Menschen auf einem Fleck, ohne daß einer von ihnen gewußt hätte, warum er da stände und in die Höhe gaffte.

Aus den Häusern wurde der Trupp noch mehr durch Neugierige vermehrt und endlich nahm er die ganze halbe Straße ein. Wie das der junge Grieche bemerkte, schlich er sich unvermerkt fort und nun stand noch der Haufe eine ganze Weile und keiner wußte, zu welchem Zwecke. So hatte ein Mensch Hunderte in April geschickt.

Doch wir kehren zum Verfolg unserer Tagesgeschichte zurück. Der Tag neigt sich. Ich stehe gegen Westen gekehrt auf einer Brücke des unendlich belebten Kays. Die Wellen wogen schon zwischen den Sonnenflammen und drohen sie zu verlöschen. Meer und Himmel sind von der Abendröthe beleuchtet. Rings um mich her schwimmen Fahrzeuge wie Syrenen und in ihrer Mitte ein hohes majestätisches Linienschiff, gleich einem Meeresgott, um dessen Haupt die Sonne einen goldenen Kranz schlingt. Von allen Seiten umschließt der prächtige Golf das Meer mit Städten, Hainen, Felsen, Wäldchen, nur gegen Osten blicke ich ins Freie und da steigen in blauer Ferne die zauberischen Gebürge von

Skutari lustig auf. Noch kann ich einen Theil des Kanals übersehen, an dem sich Vorgebürge über Vorgebürge erheben. Müde kehren die Arbeiter von ihrem Tagewerke zurück. Die Gondoliers lenken zu den zahlreichen Buchten am Kay ein und fangen an, ihre Fahrzeuge fest zu binden. Die Lastträger schleppen sich noch mit den letzten Packen und die Spaziergänger eilen nach ihren Wohnungen zurück.

Im Orient sind die Nächte zu keinen Bachanalien bestimmt, darum eilt alles zur Ruhe zurück, sobald die Dämmerung sich in den schwarzen nächtlichen Schleier auflößt. Alle Wege sind mit Menschen bedeckt, die sich auf dem Rückgang befinden, die Pferde haben das Ende ihrer Tagesarbeit erreicht und die vielen Gitterwagen und Frauenzimmerkaleschen verlassen ihre Standplätze. Alle Feste sind zu Ende bei den Muselmännern und die schönsten Spazierplätze werden leer.

Aber wie viel Interessantes bietet nicht auch diese Stunde dem Beobachter dar? Hier tritt die ganze Feerei des Maritimen und die

Lieblichkeit eines südlichen Meeres in einem neuen Glanze hervor und die große Stadt mit allen ihren Umgebungen und menschenreichen Gassen erhält im Helldunkel der Dämmerung ein ganz neues, aber nicht weniger bezauberndes Ansehn. Ein neuer Akt nimmt in dem großen Schauspiele seinen Anfang und jeder Augenblick verändert die Szenen.

Jetzt wirft die Sonne bei ihren letzten Scheidepunkten noch ihre ganze Pracht von Licht und Schatten auf die Berge und bestrahlt noch im Niedersinken das ferne weiße Meer mit seinen steurenden Segeln. Nun entzündet der allgemeine Himmelsbrand im Westen rothe Wolken, daß sie wie Flammen auflodern und Schiffchen scheinen hoch am Horizonte mitten durch die Gluth zu segeln, wie glänzende Schwäne. Die westlichen Theile der Stadt auf ihren Anhöhen leuchten mir zur Seite und stehen wie hohe Göttergestalten in der Abendröthe. Noch ein Moment und die Sonnenstrahlen fließen über die ganze Meeresfläche, duftige Schleier breiten sich über die Gegenstände aus und verschwinden

wieder und zuletzt verschwindet auch die letzte Spur des Sonnenrandes und wie er hinter die Hügel von Ejub tritt, zittert ein langer röthlicher Schimmer noch über die von den beginnenden Abendwinden emporgehobenen Wellen.

Welch ein göttliches Farbenspiel! Kann das künstlichste Feuerwerk etwas Schöneres darstellen? Welcher reizende Wechsel in den leuchtenden Flecken und den zahllosen Schattirungen am Himmel und auf der Erde! Ja, hierher komme man, wenn man Lust hat, das Herz mit Ehrfurcht und Anbetung vor der Natur zu füllen. Und nun folgt schnell die Dunkelheit der Dämmerung nach, weit schneller als in unsern nördlichern Ländern, und während die vom Meere aufsteigenden Winde durch die Blätter der nahen zahlreichen Bäume rauschen und die Nachtigallen in den Gärten schlagen, ziehen tausend Sterne in strahlendem Glanze im Osten bei Skutari und Kalzedon herauf und stehen plötzlich, wie eine geheimnißvolle Schrift, über der weiten Nacht.

Nur unvernehmlich rauscht das Meer aus der Tiefe zu dem Kay herauf, wie eine stille Todtenfeier wälzen sich die Wogen durch die verhüllte Natur. Und um mich herum und hinter mir bewegt sich noch ein Meer von Menschen und von den Minarets herab tönen von neuem tausend Stimmen und verkündigen das vierte Tagesgebet.

Ich blicke wieder zur See hin. Der eben aufgegangene Mond spiegelt sich sichelförmig in den Wellen und die Lichter in den vielen Schiffen im Hafen ziehen fliegendes Gold durch die heitere Nacht. Noch höre ich die Stimmen und den Gesang der Matrosen erschallen und das Pfeifen der Schiffkapitains und Geläute der vielen Glocken ruft die zerstreuten Seeleute zum Abendmahl. Doch ein frischer Nordwind hat sich eingestellt und eine Anzahl Kauffahrteischiffe laufen aus dem schwarzen Meere im Hafen ein und geben ihre Ankunft durch den Donner der Kanonen zu erkennen. Wie die Seemänner mit den Laternen auf dem Verdeck herumlaufen, wie die Lootsen rufen, wie alles da mitten in der

Dunkelheit bei der Nähe der Gestade in buntem Wirrwarr durch einander geht! Jetzt ist ein sicherer Platz gefunden, jetzt werden die Anker geworfen, jetzt die Schaluppen ausgesetzt und die Stricke an den Pfeilern am Kay festgebunden.

Ich drehe dem Hafen den Rücken zu und gehe zur Stadt zurück. Millionen Lichter flammen mir entgegen. Schon sind die Hauptbasars geschlossen, aber in den kleinern sind die Laternen vor den Buden und Waaren angezündet. Alle Kaffeehäuser sind illuminirt und die Schattenspiele und transparenten Schauspiele nehmen in ihnen den Anfang.

Man erblickt von neuem Spaziergänger auf den Terrassen und Balustraden, um die kühlen Nachtlüfte zu genießen, und auch von den Dächern herab Lichter und Laternen schimmern. Doch jetzt sind sie der zartern und schönern Hälfte der Einwohner eingeräumt und die türkischen Damen von verschiedenen Harems halten da ihre Zusammenkünfte und können jetzt unverschleiert in die

Labyrinthe von Gassen und Gäßchen herabschauen, die sich unter ihnen herziehen und noch immer nicht von Menschen leer sind. Hier bringen ihnen die Sklavinnen Erfrischungen, Kaffee, Süßigkeiten und allerhand Speisen zum nächtlichen Imbiß, und die Verschnittenen halten die Wache, damit niemand es wage, diesen jetzt heiligen Ort ungeahndet zu betreten und selbst der Herr des Hauses, der Gatte der Weiber seines Harems, darf diese nächtlichen Zirkel nicht zu stören wagen, sobald fremde Frauenzimmer sich eingefunden haben.

Konstantinopel hat zwar, so wenig wie irgend eine der Vorstädte, selbst Pera nicht ausgenommen, keine allgemeine öffentliche Straßenbeleuchtung zur Nachtzeit; aber desto artiger nehmen sich die vielen kleinen Lichtchen, Wachsstöcke, Lampen und transparenten papiernen Laternen aus, die vor den Läden aller Viktualienhändler, Materialisten, Sorbetverkäufer und Kaffetiers angezündet sind und es giebt Stellen, wo die Menge Leuchten und Laternen, welche die Vorübergehen

den mit sich zu führen pflegen, einem ganzen Heere von wandelnden Lichtern gleichen, die sich einander tausendfältig durchkreuzen. Auch hat man in den neuern Zeiten angefangen, vor manchen Häusern und an manchen häufig betretenen Wegen Laternen aufzuhängen, welche Anstalt, wenn sie allgemein eingeführt werden könnte, gewiß sehr viel zur öffentlichen Sicherheit beitragen würde.

Schon im voraus ließe sich vermuthen, daß in einer so übervölkerten und mit zahllosen Müßiggängern und Taugenichtsen angefüllten Stadt, die von den Vorstädten, welche selbst wiederum oft nur durch weitläuftige Felder und unabsehbare Gottesäcker mit einander verbunden sind, durchs Meer getrennt ist, die wenige verhältnißmäßige Helle in den einzelnen Straßen Anlaß zu mannigfaltigen Räubereien und Mordthaten geben müße. In der That ist dies der Grund von vielem Unglück gewesen, das sich hier bisweilen ereignet hat. Doch muß man gestehen, daß, bei nicht ganz besondern Umständen, die Raub- und Mordlust kaum hier so viele

Nahrung findet als in London, Neapel, Lißabon. Die Polizei ist des Nachts noch aufmerksamer als am Tage und die zahlreichen starken Patrouillen, die beständig die Straßen, in der Hauptstadt sowohl als in den Vorstädten, durchschwärmen, halten Alles in Furcht und Gehorsam. Was ihnen unterwegs Verdächtiges aufstößt, nehmen sie nach ihren respektiven Hauptwachen mit und schnell wird da die Schuld oder Unschuld der Gefangenen untersucht und beurtheilt. Sollte es den Janitscharen, welche die Hüter der öffentlichen Sicherheit sind, einmal einfallen, mit den Räubern gemeine Sache zu machen, wie das in mehrern andern Städten der Türkei bisweilen der Fall gewesen ist, dann wäre freilich Alles verloren und Plünderungen und Mordthaten würden an der Tagesordnung seyn. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß man in der Hauptstadt Alles mögliche schon anwenden werde, um einer solchen Empörung vorzubeugen, und dann ist sie auch bei der Menge der Janitscharen, die immer wieder Partheien unter einander bilden, nicht wohl

so leicht möglich, als in einem kleinern Orte, wo nur mehrere Tausende von diesem furchtbaren Korps neben einander leben.

So sorgfältig aber auch die Polizei zu Werke geht, die Sicherheit auf den Straßen während der Nachtzeit zu erhalten: so ist doch keinem zu rathen, zusehr darauf zu bauen. Wenn man in London kaum in der Dunkelheit sich vom Thore zu entfernen wagt, wie will man, daß man sich dies in Konstantinopel unterstehen soll, in Konstantinopel, wo so viele verschiedenartige Nationen durch eine gemeinschaftliche Regierung zusammengehalten werden, wo Mangel an Industrie die Armuth befördert und das südliche Klima zur Trägheit und Unthätigkeit reizt, wo endlich das Volk bei weitem noch nicht den Grad von Zivilisation erreicht hat, dessen es sich in unsern europäischen Hauptstädten erfreuen kann. Man vermeide es auf alle mögliche Weise, bei Nacht sein Haus verlassen zu wollen und über die Straße zu gehen; selbst in Pera ist dies noch mehr als an andern Orten mit Gefahr verknüpft, und

einen Spaziergang oder eine von der Stadt etwas entfernte oder abgelegene Gegend um diese Zeit besuchen zu wollen, wäre vollends tollkühn.

Es wird meinen Lesern bekannt seyn, daß die Muselmänner in der ganzen Türkei das Recht haben, mit einem paar Pistolen und einem langen krummen Messer im Gürtel bewaffnet, einherzugehen und zu wie vielen Gewaltthätigkeiten schon dieser Umstand Veranlassung giebt. Dies Privilegium stellt sie als die herrschende Nation dar und giebt ihrem von Natur wilden und kriegerischen Charakter Gelegenheit genug an die Hand, sich als Gebieter überall geltend zu machen. Die übrigen Nationen, so wenig Christen als Juden, haben diese Erlaubniß nicht und sie müßen daher gehorchen, wo sich ein drohender bewaffneter Türk zeigt. Schon darum kann man sich bei keiner türkischen Stadt ohne Gefahr von den Mauern derselben entfernen: denn wer kann wissen, ob einem nicht hie oder da ein ausgelassener Muselmann begegnet und Gewaltthätigkeiten ausübt, wozu

ihn seine Waffen in den Stand setzen. Selbst Raub und Mord ist dann leicht möglich und niemand kann einem zu Hülfe kommen. Schreckliche Erfahrungen habe ich darin auf meinen Reisen erlebt: denn ich war bisweilen so kühn, am hellen Tage diesen oder jenen Ort zu verlassen, um die umliegende Gegend auf einem nahen Hügel zu überblicken, und noch durchbebt ein kalter Schauer alle meine Glieder, wenn ich nur daran denke.

In Konstantinopel ist diese Gefahr minder groß, theils wegen der starken Bevölkerung, theils wegen der weisen Einrichtung der Regierung. In der Hauptstadt nämlich ist es allen Einwohnern, ohne Unterschied der Religion, streng verboten, Waffen zu tragen und nur diejenigen, welche im Dienst sich befinden und die Kriegsleute dürfen bewaffnet in den Straßen sich sehen lassen. Aber ein kleines Messer und verborgene Pistolen kann man doch niemanden verwehren bei sich zu tragen und zur Nachtzeit befiehlt dies sogar die Klugheit. Und wie weit liegen nicht oft die einzelnen Vorstädte von einan-

der entfernt, wie viel öde und mit Büschen und Holzwerk bewachsene Plätze befinden sich nicht zwischen ihnen; wie leicht ist es da nicht möglich, wenn man sich allein ins Freie wagt, sich irgend einer Avanie, ja selbst der Lebensgefahr auszusetzen. Ist das aber schon am Tage der Fall, wie viel mehr des Nachts, wo jeder unentdeckt so viel Waffen bei sich tragen kann, als ihm beliebt. Überdies ist die Zahl der beständig in der Hauptstadt sich befindenden und stets bewaffnet einhergehenden Kriegsvölker so groß und wie wenig kann man auch diesen trauen.

Indessen wird es immer später und später, einsam flimmern noch hin und wieder Lichter von den Dächern und durch die Gitter der Gemächer herab, und nur die Badehäuser und die Kaffeebuden sind noch mit Menschen gefüllt. Zwar unterbricht noch hie und da der Klang stark durch einander rauschender Instrumente aus diesem oder jenem griechischen Hause die Stille; aber die reichen Muselmänner haben sich schon in das Innerste

ihrer Harems begeben und sitzen in der Mitte ihrer reizenden Schönen.

Auf den Straßen haben sich die Menschenmassen bereits längst zerstreuet, zehn Uhr Abends sind alle Orte still und öde geworden; im Hafen hört man lediglich noch einige Gondeln und Schiffchen mit den Wellen kämpfen und auf den Plätzen tönen nur hie und da noch einzelne Stimmen durch die Dunkelheit. Doch plötzlich fällt in dumpfem Schall der Donner einiger Kanonen in die Lüfte und tönt in zehnfachem Echo wieder von den Anhöhen. Schauerlich durchfliegt er in der heimlichen nächtlichen Stille den Dunstkreis und verkündigt die Todesstunde einiger Schlachtopfer, die vielleicht Eifersucht und Laune des Schicksals mordete. Denn von der Ostseite des Serails steigt er auf und er ist das gewöhnliche Signal, daß einer oder mehrere das Leben verwürkt haben und in diesem Augenblicke ihre Leichname aus den Fenstern in das Meer herabgeworfen werden.

Alle Sterne funkeln jetzt, hell scheint der Mond im blauen Äthermeer, die Sonne nä-

hert sich dem Mittagskreise der Antipoden und ihr zurückgelassener Lichtstoff erzeugt, mit Millionen Sternen- und lunarischen Strahlen vermischt, jene anmuthige — wollüstige Dämmerung, welche in dem glücklichen Süden meistens die Stelle der Nacht vertritt. Die Stunde der Liebe und des Genußes ist da, deren süße Mysterien der Schleier des nächtlichen Flors verhüllt, und in unwiderstehlicher Berauschung wirft sich ihr der Orientaler in die Arme und vergißt in diesen Augenblicken in seinem Harem Alles, was das Schicksal ihm Widriges am verflossenen Tage bereitete. Durch die Gitterfenster und Thüren gleiten die zauberischen Mondschatten auf die weichen Divans herab und die von Wohlgerüchen duftende Zimmerluft wird durch die aromatisch belebenden Abendwindchen durchsäußelt. Im süßen entzückenden Rausch gewinnt der Schlaf den Sieg und stärkt beide Geschlechter zu den Lebensgenüssen des kommenden Tages.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Die verschiedenen Bewohner und Nationen in Konstantinopel. — Charakteristik der Türken insonderheit. — Ihre Mäßigkeit. — Opium, Kaffee, Taback. — Einfache Sitten und Lebensart. — Verachtung anderer Nationen. — Feierlichkeit und Gravität im äußern Benehmen. — Physiognomie. — Maaßstab des Volksglücks unter den Türken. —

Meine Leser werden mich nun auffordern, ihnen eine kurze Schilderung der Hauptnationen unter den Bewohnern der türkischen Hauptstadt zu geben. Für den Menschen ist der Mensch doch immer das Wichtigste und man wird nie einen vollständigen Begriff von der Physiognomie des Ganzen an einem Orte sich zu bilden vermögen, ohne den Charakter, die Bildung, das Nationale und Na-

türliche der Leute zu können, welche auf dem großen Schauplatze die Rollen spielen.

Aber jetzt, da ich die Feder in die Hand nehme, fühle ich es erst, wie schwer es ist, die wesentlichen Züge des eigenthümlichen Charakters der Nationen zu zeichnen und als ein Ganzes in einem ähnlichen Bilde darzustellen, so leicht es auf der andern Seite dem Beobachter wird, ihn in seinen individuellen Äußerungen der Empfindung und dem Gedächtnisse einzudrücken. Und wie steigen nicht die Schwierigkeiten, wenn man es nun unternehmen muß, ein solches im Großen entworfene Charakterbild, gleichsam wieder in seine Bestandtheile zu zerlegen und zu untersuchen, in wiefern das, was der Totalität zugesprochen wird, mehr oder weniger den einzelnen Theilen beigemessen werden muß.

Wir reden zuerst von den Türken, der herrschenden Nation, aber die Türkei ist groß, ist ein weitläuftiges durch drei Welttheile verbreitetes Kaiserreich und die Geschichte desselben lehrt, daß seine Einwohner durch mannigfaltige Kriege, durch Ein- und Aus-

wanderungen sehr gemischt worden sind. Unter ihnen herrscht eine erstaunende Mannigfaltigkeit und das türkische Volk besteht aus mehr als dreißig Völkern, die der Wille des Schicksals unter eine Religion und ein Oberhaupt gebracht hat.

Bei jeder Nation unterscheiden wir die intellektuellen und moralischen Charakterformen, in welchen sich die allgemeinen Anlagen der menschlichen Natur bald in besonderer Mischung, bald in besonderer Richtung auf gewiße Hauptzwecke der Thätigkeit und der Beschäftigung modifiziren, in allgemeine und in nationale. Jene entwickeln sich vermittelst gewißer allgemeiner Eigenthümlichkeiten, auf praktische Lebensbeschäftigungen oder auf herrschende Interessen und Ideen des Zeitalters gerichtet; diese entfalten sich durch Erziehung, Gesetzgebung, Verfassung, Klima und Lebensweise einer ganzen Nation. Bei beiden aber findet unter den Osmanen eine solche Verschiedenheit statt, daß das, was bei allen gilt, nur sehr wenig seyn kann.

Und wie wollen wir es anfangen, die be-

sondern Charaktere der verschiedenen Völkerschaften, aus welchen die türkische Volksmasse besteht, in ihren unterscheidenden Zügen so treffend zu zeichnen, daß aus den generischen Zügen des allen gemeinschaftlichen Nationalcharakters zugleich der spezifische Charakter einer jeden hervortrete. Wie ganz anders erscheint nicht der thrazische Türk als der syrische, wie ganz anders der albanesische als der ägyptische?

Was hier dem Menschen- und Völkerkenner am ersten auffällt: Physiognomie, Farbe, körperliche Bildung, Dialekt, Volkstracht reicht bei weitem nicht dazu hin. In den Sitten ist es, worin sich hauptsächlich der Charakter malt und diese haben wiederum im Lokal, im Klima, in der Religion, in der bürgerlichen Verfassung, in der Lage der Gegend, der mehrern oder mindern Ergiebigkeit des Bodens und in tausend Nebenumständen ihren Grund. Aber wie sehr ist nicht alles dies in den türkischen Ländern verschieden, wie mannigfaltige Modifikazionen und Nüanzen müßen dadurch nicht das Allgemeine beschränken.

Selbst die Religion, wenn sie auch gleich überall die muhamedanische genannt wird, spaltet sich doch in so viele und verschiedenartige Sekten, daß bei der einen das erlaubt ist, was bei der andern oft als Verbrechen gelten würde. Und die Regierungsverfassung, wie verschieden ist sie nicht, wenn gleich die eiserne Ruthe des Despotismus überall vorherrscht: es giebt Orte, die unmittelbar vom Großherrn abhängen, wie eigentlich alle des Kaiserthums sollten, andere die den Tribut an die Kaiserin Valida zahlen, andere die einer oder der andern Dschamie angehören; Länder die von Königen (Baßen von drei Roßschweifen, Beglerbegs) regiert werden, andere die nur kleine Fürsten zu Oberherren haben, andere die fast ganz unabhängig sind.

Konstantinopel aber ist der allgemeine Zusammenfluß aller Nationen, seit jeher zog die Politik des Kaiserthrons aus allen, selbst den entferntesten, Theilen des Reichs jährlich eine Menge Menschen nach dem Mittelpunkte desselben, eine noch größere Anzahl trieb Gewinnsucht, Stolz und Spekulation dahin. Die

Hauptstadt der Osmanen gleicht einem stets mit klaren und schlammigen Wasser vollgefüllten Baßin mit einem ungeheuren Zu- und Abfluß. Tausende lassen sich jährlich am Bosporus nieder, tausende verlassen ihn wieder und das geht ohne Ende. Hier muß die Mischung der individuellen Charakterformen den höchsten Grad erreichen; aber um so schwerer auch in seine Einzelheiten aufzulösen seyn.

Ich will mich hier nur darauf beschränken, das zu bemerken, was den Konstantinopolitaner besonders auszeichnet, wenn er es auch mehr oder weniger mit Türken aus andern Gegenden gemein hat. Die einzelnen Verschiedenheiten werden den Lesern an einem andern Orte ausführlicher dargelegt werden. Im Ganzen sind die hiesigen Türken ein sehr mäßiges Volk und dazu tragen ohne Zweifel Religion, Klima und alte noch nicht verloschene tatarische Sitten, die ihre Urväter aus den Steppen des höhern Asien's mitbrachten, das meiste bei.

Die vielen Krankheiten, die aus dem Magen kommen, sind ihnen fast fremd und fast nie überladet sich ein Türk den Bauch mit

Speisen. Man hat fast kein Beispiel, daß einer seine Gesundheit durch Unmäßigkeit im Essen oder sein Vermögen durch Gastmähler zu Grunde gerichtet hätte, welches so häufig der Fall bey unsern europäischen Großen ist. Man lebt hier mehr der Natur nach, genießt die schöne frische Luft, hört auf zu speisen, wenn man satt ist, hat aber dafür auch keine Verstopfungen des Unterleibes, keine Obstruktionen zu befürchten. Wie wenig Europäer können eine Reihe von Jahren durchleben, ohne Arznei nehmen zu müßen; allein wie viele Türken giebt es nicht, die in ihrem ganzen Leben nie nöthig hatten, zu einem Arzte ihre Zuflucht zu nehmen.

Und noch weit mäßiger sind sie in den Getränken. Ihre Religion verbietet ihnen den Wein, die Liqueurs und alle geistigen Getränke und wenn gleich hie und da dieses Gesetz von einigen Muselmännern übertreten wird, so geschieht es doch nie öffentlich und ist immer eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. In Konstantinopel taumeln einem keine Trunkenbolde, keine Brandeweinssäufer, wie in

den Straßen der europäischen Städte, entgegen und selbst die Matrosen und Seeleute enthalten sich aller berauschenden Getränke.

Großes Unheil hat Muhamed durch dieses Gebot von den Nationen Asien's und Afrika's abgewendet. In diesen heißen Himmelsstrichen, wo die Leidenschaften kaum zu mäßigen und die Begierden gränzenlos sind, wo das Blut rascher die Adern durchströmt und über alle Nerven eine größere Reizbarkeit ausgegossen zu seyn scheint, würde der Genuß der Weine zu tausend Ausschweifungen führen, und mehr Trauer als Fröhlichkeit in die menschliche Gesellschaft bringen. Und der Stifter des Moslemismus kannte seine Nation: Einschränkungen ließen sich da nicht machen; entweder mußte der Wein ganz verboten werden oder gar nicht, wenn er sicher seyn wollte, daß seine Gebote befolgt würden.

Zwar hat der Hang nach sinnlichen Genüßen und die Erfindungskraft der Menschen an die Stelle des Weins und Brandeweins ein anderes berauschendes Fabrikat zu setzen gewußt und dadurch das Gebot des Propheten

gleichsam umgangen; doch ist der Gebrauch desselben bei weitem nicht so häufig, als der des Weins in den christlichen Weinländern, z. B. der Wallachei, in der Moldau, in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, in der Champagne, Bourgogne rc. Überdies ist es ja bekannt, daß ein sehr mäßiger Genuß des Opiums im Menschen eben die Wirkung hervorbringt als ein guter alter starker Wein: es stärkt den Magen und erhebt den Organismus zu einem höhern Grad von Lebensthätigkeit. Aber eben weil eine kleine Dosis des Mohnsafts dieselbe Kraft schon hat als eine ganze Flasche Wein, eben darum ist auch die größte Mäßigung beim Gebrauch desselben nöthig. Es geht übrigens eben so damit, wie bei uns mit dem Wein und Brandewein: wer einmal ein Wein- oder Brandeweinstrinker ist, wird selten wieder ein Wassertrinker werden und wem einmal der Genuß des Opiums zur täglichen Gewohnheit geworden ist, wird sich desselben in Zukunft eben so wenig enthalten können. Alles was er thun kann, ist, daß er bei der ein-

mal eingeführten und seiner Gesundheit zuträglichen Quantität bleibt und sie nicht unwillkührlich verstärkt. Endlich bleibt in der Regel ein Teriaki oder wirklicher Opiumssäufer, der dieses Safts sich lediglich zur Berauschung bedient, immer eine größere Seltenheit unter den Türken als unter den Christen diejenigen, welche sich durch allzustarken Genuß der Weine und Brandeweine der Vernunft auf einige Zeit berauben. Vielleicht giebt es in ganz Konstantinopel kaum einige hundert wahre Teriakis und das ist bei einer Bevölkerung von einer Million gewiß sehr wenig; aber wie viele tausende von Trunkenbolden trifft man nicht in einer einzigen großen europäischen Stadt an? —

Der Gebrauch des Kaffees und des Tabacks ist jetzt zwar in der Türkei weit stärker eingeführt als in den europäischen Ländern, allein man sieht doch nicht, daß er einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Körper hätte; im Gegentheil scheint er bei ihrem Phlegma und bei ihrer übrigen Konstitution als eine wohlthätige und ihrer Natur ganz

angemessene Potenz zu wirken. Auch muß der Kaffee schon insofern heilsam für sie seyn, als er als Antidote gegen das Opium gelten kann und im Gemüth wieder die Munterkeit herstellt, die es durch den Taback zum Theil verloren hat.

Eben so mäßig, wie die Türken im Essen und Trinken sind, findet man sie auch in ihren übrigen Bedürfnissen. Sie kennen hundert Dinge nicht, die der Europäer nicht entbehren zu können glaubt. Zwar leben die Großen in orientalischer Üppigkeit und Verschwendung, aber sie suchen ihren Glanz nur in der Menge der Bedienten und Sklaven, in einem ausgezeichneten zahlreichen Harem, in schönen Pferden, Pelzen, Divans, Waffen und Pferdeschmuck; wie unendlich mehr bedürfen nicht unsere europäische Vornehmen? — Und besucht man die Wohnungen des Mittelstandes, die Hütten der Armen, so muß man erstaunen, wie wenig sie zum Leben nöthig haben.

Aber freilich sind die vielen Beraubungen, die das Volk leiden muß, zum Theil nothwendige Folgen der durch den Despotismus und

durch die Barbarei der Regierung überall gehemmten Thätigkeit. Indessen erträgt es sie mit einer Langmuth und Unverdrossenheit, die wohl zeigt, daß es lieber alle andere Genüße als die des Müßiggangs und der Ruhe entbehren will. Dem Landbauer stehen hundert der fruchtbarsten Äcker zum Bebauen offen, aber er bearbeitet das Land nur insofern, als seine Familie Nahrungsmittel nöthig hat und als er braucht, um die erforderlichen Abgaben zu entrichten; an eine Verbesserung seines häuslichen Wohlstandes denkt er nicht und da er selbst sehr wenig braucht, zieht er auch sehr wenig. Eben so handelt der Handwerksmann, der Arbeiter, der Schiffer; alle scheinen nur für die Gegenwart zu sorgen, die Zukunft kommt gar selten in Betrachtung.

Wäre die Regierung nur einigermaßen aufgeklärt, und suchte sie allgemeine Thätigkeit und Industrie zu beleben; so würde der Charakter der Nation bald eine große Veränderung erleiden; aber so wird es je länger desto schlimmer. Mit vielem Recht sagt schon Montesquieu, daß ein Volk täglich tiefer

sinken müße, das den Muth habe, sich viele von den Dingen zu versagen, die zu den eigentlichen Bedürfnißen gehören. Dies scheinbare Paradoxon findet der Beobachter in allen türkischen Ländern bestätigt. Wo keine Bedürfniße sind, da ist auch keine Thätigkeit; sie sind das Band, das den Menschen an den Menschen und an die ganze Gesellschaft kettet. Ist jemand einmal so weit gekommen oder vielmehr sollte man sagen — soweit zurück, daß er nichts oder fast nichts von seinen übrigen Mitbürgern bedarf, so ist er auch eben so wenig bereit, für sie und noch minder für den Staat und das Vaterland etwas zu thun. Er steht gleichsam isolirt da, sorgt nur für seine Familie, betrachtet andere nicht als Brüder, sondern als Feinde seines Hauses und die Regierung selbst, der er Tribut zu bezahlen sich gezwungen sieht, als seinen größten Widersacher. So geht alles Gefühl gesellschaftlicher Pflichten und die ganze höhere Moral zu Grabe und kaum bleibt eine Tugend übrig, die bei einem solchen Anachoreten ihre Ausübung fände.

Man muß daher auch keine ächte Vaterlandsliebe unter den Türken suchen. Alles was bei ihnen mit diesem Namen prangt, ist nichts als eitler Dünkel und Nationalstolz. Der schöne Wahlspruch: Einer für Alle und Alle für Einen! kann auf ein Volk nicht angewandt werden, das für sich selbst und für sein eignes Wohl so wenig thut; hier ist alles Egoismus und nur das jedesmalige Interesse leitet die Handlungen. Wie will man auch, daß einer, der sich selbst vernachläßigt, da er sich doch der Nächste ist, etwas für andere thue, die nach dem Nächsten folgen? — Wäre der Religionsfanatismus nicht, der alle Glaubige unter eine Fahne vereinigte, kaum würden die Türken sich als Nation noch behaupten.

Da sie unwissend sind; so verachten sie alle andere Völker und in ihrem Eigendünkel betrachten sie sich als die mächtigste und größte Nation der Erde und ihren Sultan als den Oberherrscher aller Herrscher, als den Oberkaiser aller Kaiser. Sie rühmen bis zur Hyperbel ihre und ihrer Vorfahren Tapferkeit

und scheuen sich nicht, geradezu zu behaupten, daß sie die ganze Welt erobern könnten, wenn es der Wille des Großherrn wäre. Selbst die Russen, die die Regierung so sehr fürchtet, halten sie als weit unter sich und ihre Macht scheinen sie zu verachten.

Am auffallendsten aber äußert sich dieser übertriebene Nationalstolz gegen die in den osmanischen Ländern lebenden anderen Nationen. Hier fließt er ohne Zweifel aus dem Bewußtseyn, daß sie die Herrscher, diese die Beherrschten seyen, und daß sie sich zu einer Religion bekennen, welche an Göttlichkeit, Wahrheit und Vortreflichkeit, an der Seligkeit, die sie ihren Verehrern jenseits des Grabes verheiße, alle übrige übertreffe. Mit wahrer Geringschätzung betrachtet der Muselmann alles um sich her, was nicht gleichfalls Muselmann ist und der ärmste Türk ist in seinem Wahne über den griechischen Fürsten erhaben. Kein Osman, lebte er auch in der größten Dürftigkeit, triebe er auch das niedrigste Handwerk, und wenn er auch seinen Lebensunterhalt von einem Christen hat, wird

nur dahin zu bringen seyn, einen Nichtmuselmann mit dem unter Rechtglaubigen gewöhnlichen Gruß: „Salem Alek!“ (Friede sey mit Dir!) oder auch Salem allein anzureden; höchstens wird er gegen ihn „Chair olla!“ (Gott sey mit Dir!) sagen. Wollte ein Christ „Salem!“ zu einem Türken sprechen; so würde dieser es entweder als lächerlich oder als eine Beleidigung ansehen.

Die Verachtung alles Fremdartigen finden wir bei allen wenig zivilisirten Völkern und auch die Türken hängen so sehr an dem Alten, sind so sehr Feinde aller Neuerungen, daß sie sich zu etwas Neuem schwerlich bequemen würden, wenn sie auch zehnmal eingesehen hätten, daß es besser sey. Nur ihre Sitten und Gebräuche halten sie für gut, trefflich und edel und je mehr jemand sich davon entfernt, mit desto größerer Geringschäzzung; ja sogar oft mit desto größerm Abscheu betrachten sie ihn. Wer in der Türkei leben und mit den Muselmännern gut fortkommen will, muß ganz sich ihre Sitten und Gebräuche zu eigen zu machen suchen. Der geringste Verstoß ge-

gen eine einmal eingeführte Gewohnheit giebt ihnen ein Skandal.

Wie wenig die Türken geneigt sind, ihre Nationalsitten abzulegen, das kann man am ersten da bemerken, wo sie mit andern Nationen in Gemeinschaft oder Gesellschaft leben. Auf den Schiffen sind z. B. oft Türken und Griechen zusammen im Dienst. Letztere tanzen, singen, musiziren ohne Unterlaß; die erstern nehmen nie Theil an diesen Vergnügungen. Das: Nemo fere saltat sobrius nisi forte insanit der Römer ist auch ihr Spruch. Die schönste italiänische oder französische Musik macht gar keinen Eindruck auf ihre Organe oder scheint es wenigstens nicht, so viel ich bei häufigen Gelegenheiten beobachten konnte; ihre Nationalmusik hat, ohnerachtet ihrer Disharmonie, dennoch etwas Großes und Martialisches, das lieben sie.

Im Allgemeinen zeichnet sich der Konstantinopolitaner-Türk durch eine gewiße feierliche Gravität vor allen übrigen Bewohnern der Hauptstadt aus. Der Ernst und die Festigkeit seiner Seele zeigt sich in seinem gan-

zen äußern Benehmen. Seine Reden sind langsam, nachdrucksvoll und bestimmt und die schöne Sprache, die immer aus vollem Munde von ihm geredet wird, giebt seinen Worten einen gewißen heroischen Stempel. Selten bewegt ihn etwas zum Lachen; seine einzige Geste ist, daß er seinen Bart, dies ehrwürdige Symbol der Mannheit, streicht. Eben so ist auch sein Gang, als ginge er in einer Prozession und sein Ritt, als zöge er in Pomp einher. Seine Gewandtheit und die Stärke seiner Glieder zeigt sich nur in den Kampfspielen und im Kriege: kaum sollte man es für möglich halten, mit welcher Schnelligkeit er da das muthige und wohlgezogene Roß tummelt, mit welcher Geschwindigkeit er das Schwerd schwingt und den Wurfspies führt.

Dieser ihnen natürliche Ernst drückt sich auch in allen ihren Handlungen ab. Ein unanständiges Verfahren, ein unerlaubter Griff, ein verächtliches Wort kann lediglich durch das Blut des Beleidigers abgebüßt werden und ihre geduldige Hartnäckigkeit ist so groß,

daß sie ganze Monate, ja Jahre die Gelegenheit zur Rache abwarten. Darum aber kann man ihnen doch keine größere Rachsucht zuschreiben als den Italiänern; im Gegentheil scheint sie bei ihnen durch Gewohnheiten geheiligt und befördert zu werden, bei diesen hingegen allezeit ihren vornehmsten Grund in einer gewißen Tücke des Herzens zu haben, die dem ächten Türken fremd ist.

Die Ehre ihrer Weiber und ihrer Bärte wird leicht verletzt; jene dürfen nie, diese nur mit Ehrfurcht genannt werden. Der geringste Spott, die unbedeutendste Witzelei führt zum Haß und zur Erbitterung und der Thäter wird mit einem Phlegma ohne Gleichen, mit einer Kaltblütigkeit niedergestoßen, die nur aus dem Glauben: man handle edel und brav, fließen kann und fällt als ein Opfer seiner Unbesonnenheit.

Die Religion ist ihnen so heilig, wie sie nur einem Großinquisitor seyn kann. Die mindeste Anzüglichkeit gegen sie und ihren Stifter kann nur durch den Tod oder durch Abschwörung des vorigen Glaubens und Über-

tritt zum Moslemismus wieder gut gemacht werden. Hier gilt keine Entschuldigung, kein Vorwand. Das Beispiel der Duldsamkeit gegen andere Religionspartheien haben sie durch mannigfaltige Gelegenheiten und mehr als manche mehr kultivirte christliche Nationen gegeben; aber wer kann es ihnen verargen, daß sie auch in der ihrigen ungestört leben wollen.

Eine Religion, die so ganz für den Orient berechnet ist, wie die muhamedanische, wie kann sie ohne Fanatismus ausgeübt werden? — Wären die Araber und Osmanen nicht von ihm beseelt gewesen, nie würden sie die großen Eroberer geworden seyn. Und auch jetzt noch sind die Türken Fanatiker in ihrem Glauben und sie werden es so lange bleiben, als sie eine herrschende Nation seyn werden. Der erhitzte Morgenländer, dem ein Himmel versprochen wird, worin er die schönsten Weiber, deren Reize unvergänglich sind, antreffen wird und wo der Moment des Beischlafs 50 Jahre dauern soll, wie sollte der nicht auf

seine Religion stolz seyn und gern für sie in den Tod gehen.

Die stete Ernsthaftigkeit und Gravität bei den Türken scheint theils in ihrer Lebensart, in der Erziehung, in den Sitten, theils in dem wenig freien Umgang mit dem andern Geschlecht ihren Grund zu haben. Die langen weiten Kleider machen, daß sie sich nicht ohne Unbehülflichkeit schnell bewegen können und so bequem sie auch sind, hindern sie doch den freien Gang. Die sitzende Lebensart, die sie führen, wobei sie allezeit die beiden Beine unterzuschlagen pflegen, und das viele Reiten giebt den Gliedern noch mehr Steifheit und der Anstand, der ihnen durch die Erziehung eingeprägt wird und der ihren Sitten entspricht, bringt in alle ihre Bewegungen eine Art von Feierlichkeit.

Die jungen Türken zeigen bei aller ihrer Gravität doch viel Lebhaftigkeit, bei ältern Jahren aber scheint sie sich in Phlegma aufzulösen, das nur mit dem der Holländer in Parallele gestellt werden kann. Bei keiner andern Nation habe ich etwas Ähnliches ange-

troffen. Hundert Dinge sind dem Konstantinopolitaner Muselmann gleichgültig, woran der Europäer das lebhafteste Interesse nehmen würde. Von Neu- und Wißbegierde wissen sie kaum etwas und nur selten scheint sich eine Spur davon in ihnen zu finden. Übrigens haben die jungen Leute eben so interessante ausdrucksvolle Gesichter, als die der Alten Ehrwürdigkeit zeigen. Die schönen, blitzenden, schwarzen, weit aus einander stehenden Augen, die lange Nase, welche zwischen ihnen thront, die vollkommene Harmonie der Glieder und dabei eine seltene Muskelfülle und schöner Wuchs, alles das giebt den Jünglingen was Einnehmendes und der schöne Bart der Erwachsenen und Greise setzt die Phantasie in das patriarchalische Zeitalter zurück.

Das Haar der Türken und Türkinnen ist schwarz, wie das aller südlichen und östlichen Nationen; nur im Alter nimmt es ein weißes Kolorit an. Blonde Köpfe findet man in der Levante entweder gar nicht, oder doch sehr selten und nur als Ausnahme von der Re-

gel. Überhaupt scheint die Beschaffenheit der Haare bei allen Völkern ganz vom Klima abzuhängen. Die nördlichsten Nationen haben sie blond, wie die Russen, Schweden, Dänen, Norddeutschen, dann werden sie braun und gehen durch mannigfaltige Nüanzen ins Schwarze über, wie bei den Franzosen, Italiänern, Spaniern, Portugiesen, Asiaten. Die Mohren endlich haben die schwärzesten. Außerdem unterscheiden sich die Nordländer durch die Dicke und Rauheit der Haare, die südlichern Völkerschaften haben weit feinere Haare, oft so weich und glänzend wie Seide, besonders aber die Asiaten und die Neger haben nur Wolle. Die Barthaare sind bei manchem Türken so schön wie Seidenflocken und sie würden auch das Oberhaupt der Mannspersonen zieren, wenn die Sitte da nicht das Abscheeren beföhle; den Türkinnen, welche sie wachsen lassen, dienen sie oft zu großem Schmuck.

Übrigens leben die Türken, insonderheit in Konstantinopel, wo Polizei und Justiz noch am besten im ganzen Reiche verwaltet

werden, so glücklich wie man nur unter gleichen Umständen erwarten kann. An manchen Lebensgenüßen übertreffen sie noch den Europäer und wenn das Glück der Menschen zum Theil auf der Einbildung und eignen Überzeugung beruht; so muß man gestehen, daß sie weit glücklicher als der gemeine Mann bei uns zu schätzen sind. Alles, was sie haben, ihre Regierung, ihre Verfassung, ihre Sitten rc. alles halten sie für das vortrefflichste und nirgends habe ich das Sprüchwort: ignoti nulla cupido mehr bewährt gefunden als unter den Türken.

Außerdem weiß man es ja aus der Erfahrung und Geschichte aller despotischen Staaten, daß der Despotismus und die Tyrannei im Mittelpunkte des Reichs, in der Residenz des Allherrschers nie so drückend ist und seyn kann, als in den entferntern Provinzen: die vielen kleinern Unterdespoten bringen alles Unheil unter das Volk. Und wie viel trägt nicht die Lebensart und Religion der Türken zum allgemeinen Volksglück bei? Ihre Mäßigkeit schützt sie vor einer Menge von Aus-

schweifungen, denen wir die Europäer sich täglich überlassen sehen, erhält ihren Körper gesund und verhindert den Ausbruch so vieler Leidenschaften, die unter diesem Himmel weit hitziger zu seyn pflegen als in unsern nördlichern Klimaten. Alle Hazardspiele sind unter ihnen irreligiöse Handlungen und nur das Schach und andere unschuldige Zeitvertreibe findet man bei ihnen; selbst die Karten, die so viel Unheil bei uns stiften, sind gänzlich aus ihrer Mitte verbannt. Unerlaubte Liebe giebt es unter den Muselmännern nicht und nirgends würden Freudenmädchen härter verfolgt und bestraft werden als hier. Die Ehescheidung ist sehr erleichtert und Gelegenheiten, Brod und Unterhalt zu finden, sind an einem so volkreichen großen Orte, wie Konstantinopel, in Menge zu finden. Die Natur ist reich an allen Lebensbedürfnissen und der gute Erdboden unter einem so schönen Himmel lohnt vielfältig die Mühe des Arbeiters. Und verfolgt den Türken das Schicksal, gießt es bittere Wermuth in den Kelch seiner Tage, häuft es Unfälle über sein Haus, welchen

Trost gewährt ihm nicht seine Religion? Der feste Glaube an die Prädestination gießt Balsam in alle seine Wunden und der große Prophet in der Mitte der Engel, der ihm vom fernen seeligen Paradiese entgegenlächelt und schon seine Arme nach ihm ausstreckt, erfüllt seine Seele mit Heiterkeit und giebt ihm den Muth ruhig in die Wellen zu blicken, die seine schönsten Hoffnungen verschlangen.

Vierzigstes Kapitel.

Vergleichung der Türken mit den Europäern. — Beide sind einander Antipoden in jeder Hinsicht. — Statur und Embonpoint. — Anzug und Kostüme. — Der Turban und Bart. — Das Fess und der Kauk. — Der nackte Hals. —

Wir haben bereits oft in diesem Werke zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß Morgen- und Abendländer in jeder Hinsicht als Antipoden betrachtet werden müßen. Es ist interessant, diese Wahrheit etwas näher und umständlicher zu beleuchten; wir wollen die Sache so anschaulich als möglich zu machen suchen.

Hätte jemand nie etwas von Asien und Asiaten, von Türken und Muselmännern gehört, und er würde plötzlich, wie im Fluge,

in die Mitte von Konstantinopel versetzt; ich wollte alles wetten, er würde ohne Bedenken einen körperlichen Eid schwören, daß er glaube, in eine andere Welt versetzt worden zu seyn. Menschen, Thiere, Häuser, Kleidungen, Sitten, Gewohnheiten alles weicht von allem dem so sehr ab, was er bisher zu sehen gewohnt war, daß er unmöglich glauben kann, noch auf dieser irdischen Laufbahn zu wandeln. Und wenn er auch schon eine geraume Zeit mitten unter diesen fremdartigen Umgebungen zugebracht hat, wo er bereits daran gewöhnt zu seyn glauben dürfte, wird er doch noch immer Augenblicke zählen, worin er schwindelnd und träumend gleichsam im Finstern tappt und ungewiß, auf welchem Pfade er einhergehe, kaum seiner selbst sich bewußt, die Gegenstände um sich her aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet, als sie in der Wirklichkeit sind und sich den Eingebornen darstellen.

Um aber dem Leser einen anschaulichen Begriff von dieser Verschiedenheit zu geben, wollen wir eine kurze Parallele zwischen den Klei-

dungen, Sitten und Gebräuchen der Morgen- und Abendländer zu ziehen versuchen. Freilich wird das Gemälde etwas bunt erscheinen; aber es wird darum doch interessant genug bleiben, um einige Augenblicke dabei mit Vergnügen zu verweilen.

Dort steht ein Türke, hier ein Europäer. Des erstern ganzer Umriß nimmt einen doppelt und dreifach größern Raum ein als der des letztern. Sein äußeres Ansehn hat etwas Imponirendes, man kann sagen Erhabenes, Majestätisches; jeder seiner Schritte flößt Ehrfurcht ein, er ist ernst und feierlich; die weit von einander stehenden funkelnden Augen mit dicken Braunen, der patriarchalische lange Bart, das Heroische der Miene, der gigantische Nerven- und Muskelbau seines Körpers — welch ein Anblick! — was für ein Lilliputianer ist der Abendländer gegen ihn? —

Die türkische Kleidung ist weit und lang. Je vornehmer der Mann, einen desto größern Umfang nimmt er ein, desto voller ist sein Gewand, desto prunkender und auffallender sein ganzer Anzug. Die Europäer haben dagegen

enge und kurze Kleider, und man könnte bei ihnen den jetzigen Moden gemäß beinahe sagen: je wohlhabender und vermögender die Person, desto abgestutzter und anschließender die einzelnen Stücke ihres Anzugs. Ein einziges Kleidungsstück des Morgenländers wäre oft hinlänglich, den reichsten europäischen Herrn von Kopf bis zu Fuß zu schmücken. Letzterer mag immerhin seinen Hut sowie seine Schuh, seinen Rock, sowie seine Beinkleider mit Gold und Silber, mit Diamanten und Brillanten überladen, er wird nie den Eindruck zu machen im Stande seyn, den der Türk in seinen simpeln Gewändern dem Auge einflößt.

Der neueste Geschmack der Pariser und Londoner will, daß der Gentleman die Farben zum Rocke so wenig hell wie möglich und sogar die dunkelsten wähle. Ganz anders ist es mit dem Orientaler. Je greller und in die Augen leuchtender die Farben zum Anzuge, desto mehr finden sie seinen Beifall. Der Europäer sucht außerdem, in die Totalität seiner Kleidung eine gewiße Einfachheit zu brin-

gen, der Asiate liebt es hingegen, wenn die Farben an den verschiedenen Gewändern so abstechend von einander sind, als nur seyn kann. Wer würde z. B. bei uns scharlachrothe Pantalons tragen? Und dennoch ist dies die gemeine Tracht der Türken. Würde es aber nicht vollends zum Lachen seyn, wenn jemand zu den hellrothen Beinkleidern noch schwefelgelbe Stiefeln, eine himmelblaue Weste, einen Schmaragd grünen Rock und weißen Pelz hinzufügen, und statt des schwarzen Hutes einen schneeweißen oder grünen oder purpurrothen aufsetzen wollte? — Und dennoch ist es gar nichts ungewöhnliches, alle diese mit einander kontrastirenden Farben in bunter Mischung in dem Anzuge eines Muselmanns vereinigt zu finden.

Der Schnitt der Frankenröcke ist so beschaffen, daß die Beine unbedeckt und sichtbar sind. Beim Morgenländer erblickt man nichts als die Füße, wie bei unsern Damen. Der Anzug der Mannspersonen in Europa ist durchaus verschieden und der Antipode der Kleidung des Frauenzimmers. Bei den Tür-

ken sind beide Geschlechter, den Kopfschmuck ausgenommen, beinahe auf einerlei Weise gekleidet.

Wir könnten ohne Unbequemlichkeit nicht mehr als drei Röcke über einander anziehen, der Muselmann kann zehn und zwölf der seinigen auf einander tragen und wird dennoch mit eben der Gemächlichkeit einhergehen, als hätte er nur einen an. Wir haben überall Knöpfe an den Kleidungsstücken nebst Knopflöchern, und damit pflegen wir sie am Körper zu befestigen; in der Türkei würden die Knopfmacher ohne Brod seyn, die Bewohner derselben bedienen sich gewißer an den Kleidern befindlichen Bänder, um sie fester anliegend an den Gliedern des Körpers zu machen; nur an den Ärmeln und oben am Halse haben sie einige Knöpfchen, jedoch nie von Metall und ohne Knopflöcher, da sie sich statt der letztern der Schleifen bedienen.

In ganz Europa bedecken wir den Kopf mit einem leichten, gewöhnlich schwarzen Hute, und halten es für gesund, unsere Kinder im bloßen Kopfe in der freien Luft her-

umlaufen zu lassen. In den osmanischen Ländern scheint man ordentlich darauf zu studieren, wie man das Haupt am dicksten umhüllen könne. Ein leichter Aufsatz reicht in diesem Klima nicht hin, man setzt vielmehr auf den Scheitel des Kopfs ein rothes Mützchen, an dessen oberster Spitze, sich ein Flokken schwarzer Seide befindet, auf dasselbe wird, wenigstens von den Vornehmen in Konstantinopel und andern großen Städten, eine breite dunkelrothe oder braune Mütze gestellt und nun um dieselbe ein viele Ellen langes Zeug, meistens von weißer oder grüner, jedoch bei den gemeinern Volksklassen und insonderheit in den asiatischen Provinzen auch von dunkelrother, gelber und blauer Farbe, in mannigfaltigen Falten und Lagen gewunden.

Das genannte rothe Mützchen wird im ganzen Orient Fess genannt. Es ist meistens von purpur oder scharlachrother Farbe, von runder Form und hat das Besondere, daß es ohne Naht ist. Die Güte, Feinheit und daher auch der Preiß dieser Fess ist sehr

verschieden, man hat ihrer zu anderthalb auch zu sieben Piastern. Das Zeug, woraus sie verfertigt werden, ist feines Tuch und man schätzt in Konstantinopel insonderheit die von Tunis und Fez. Da auch die Griechen, Armenier, Juden und Franken in der Levante solche Fess tragen; so ist der Verbrauch derselben in allen Ländern der Türkei eben so groß, ja vielleicht noch größer, als der der Hüte in Europa. Schon längst haben sie daher auch die Spekulation der europäischen Kaufleute und Fabrikanten gereizt, man hat angefangen, besonders die von geringerm Preiße im Östreichischen, in Venedig und im südlichen Frankreich zu verfertigen, die Zeichen der aus der Barbarei kommenden, welche sich jederzeit auf der linken Seite der Mützchen befinden, nachgemacht und ihnen einen großen Debit in den levantischen Häfen zu verschaffen gewußt. Jedoch kommen die europäischen den afrikanischen bei weitem nicht an Güte und Dauer gleich. Seitdem sie aber an so verschiedenen Orten verfertigt und von so verschiedenen Häfen nach der Haupt-

stadt gebracht werden, hält es in Konstantinopel selbst schwer, ächte von unächten zu unterscheiden. Übrigens werden besonders von Nichttürken, als Armeniern und Juden, auch Fess von andern als rother Farbe getragen, wiewohl die von letzterer am häufigsten sind.

Die gemeinen europäischen Muselmänner und beinahe alle asiatische und afrikanische Türken tragen nichts wie solche Fess, um dieselben werden nur in mehrern Umgängen feine Nesseltücher, baumwollene Zeuge und Moußeline gewunden, von denen die schönsten und theuersten aus Persien und Hindostan kommen, die gröbern Sorten aber in der Türkei, in Ägypten und in den Staaten der Barbaresken, in den neuern Zeiten aber auch in großer Menge in England und Frankreich verfertigt werden. Man nennt bekanntlich ein solches feines mit mannichfaltigen Windungen um den Kopf gebundenes Tuch einen türkischen Bund oder Turban, nach dem gebrochen persischen Worte Dylbend. Türkisch heißt es eigentlich Sarik. Es läßt sich

nicht läugnen, daß ein solcher schön gewundener Sarik dem Haupte des Menschen ein ganz anderes, eindrucksvolleres Ansehen giebt als der einfache europäische Hut; aber bei dem übrigen Anzuge des Abendländers würde er doch nur einen Harlekin kleiden.

Bei den Europäern ist der Kopfschmuck wenig sowohl in der Farbe als in der Form verschieden. Wir alle tragen entweder runde oder eckige, jedoch in einer gewißen Hinsicht allerdings ebenfalls zylinderförmige, Hüte und zwar beide von schwarzer Farbe. Die Morgenländer haben Kopfputze von den mannigfaltigsten von einander abstechenden Farben und Bildungen. Bei den vornehmern Klassen und bei denen, welche gewiße Ämter und Würden bekleiden, ist der Turban seiner Gestalt und Windung nach gleichsam die Uniform, das Unterscheidungszeichen, beim Volke knüpft sich jeder seinen Sarik nach Lust und Geschmack; hier finden daher zahllose Verschiedenheiten statt. Da die Menge der Würden bei den Türken sehr groß ist und hauptsächlich in der Metropolis des Kaiserthums

sichtbar seyn muß; so kann man schon daraus den Schluß machen, welche Verschiedenheit bei den Turbanen der Muselmänner in Konstantinopel zu bemerken seyn wird.

Dazu kommt noch die mannigfaltige Struktur der Kauk oder großen Mützen, welche sehr viele Türken, besonders die vornehmern Stände der Konstantinopolitaner, tragen, die ebenfalls sehr von einander verschieden sind. Meistens sind sie jedoch zylinderförmig, nur so, daß sie oben breiter sind als unten. Inwendig werden sie mit Baumwolle ausgestopft und am obern Rande mit Zacken, Einschnitten und Verzierungen versehen, äußerlich sind sie mit feinem Tuche bekleidet. Der Großherr selbst sowohl als die meisten angesehenen Türken tragen Kauks von der gewöhnlichen Art. Janitscharen, Derwische, Tartaren u. a. m. haben ganz besondere. Auf Reisen haben oft die Muselmänner Müzzen ohne Sarik, manche auch in Konstantinopel, wie z. B. die Köche des Serails, welche in der Nähe von Pera ihr Wohngebäude ha-

ben, mit solchen versehen sind, die hohen spitzigen Zuckerhüten ähneln.

Diese Mannigfaltigkeit des Kopfschmucks bei den Türken giebt allein schon, wenn man mehrere Muselmänner zusammenstehen sieht, der ganzen Gruppe eine solche Buntscheckigkeit, daß das an einen solchen Anblick nicht gewöhnte Auge des Europäers sich nicht satt genug daran sehen kann und bisweilen geneigt ist, diese Leute für Geschöpfe einer ganz andern Welt zu halten. Das Hervorstechende, Auffallende, Fliegende der übrigen Gewänder kann mehr dazu dienen, diese Bildung der Phantasie noch stärker zu beleben, als sie der Urtheilskraft zu entziehen.

Mit dem Kopfe wären wir nun fertig, was seine Bekleidung betrifft; aber er zeichnet sich beim Orientaler noch durch Vieles Andere vom europäischen aus. Wir scheeren den Bart und lassen das Kopfhaar stehen, geben sogar durch Bearbeitung dieses letztern mancher sonst widrigen Gestaltung eine gewiße Art von Relief. In der Türkei könnten unsere geschicktesten Haarkräuseler betteln und

unsere geübtesten Barbiere in die Schule gehen. Alle diejenigen Haare, welche der Europäer stehen läßt, werden beim Muselmann abgenommen und diejenigen, welche ersterer abscheeren läßt, bleiben beim letztern stehen. Die Sitten des einen sind hier gerade das Gegentheil der Sitten des andern.

Der ganze Kopf mit dem Backenbarte wird beim Türken so rein geschoren, wie das Kinn des Franken, nur oben auf dem Scheitel bleibt ein kurzer Haarschopf stehen, an dem der Engel den treuen Rechtglaubigen faßt, um ihn nach dem Tode ins Paradies mit sich zu nehmen, wie eine alte Sage verkündigt. Dagegen läßt er den Kinn- und Stutzbart wachsen, doch so, daß ersterer am Halse und unter dem Kinn wegrasirt wird. Auf diesen ihren Bart wenden die Türken viel Sorgfalt und Mühe. Er muß mit dem Kinn eine parallele Richtung nehmen, und unten spitz zulaufen; daher sie ihn auch oft nach dieser Direktion streichen und bei jeder Gelegenheit in die Hand nehmen und gelinde ziehen.

Je schöner und länger der Bart ist, desto mehr bildet sich der Muselmann auf seine Person ein, ungefähr sowie unsere neueuropäischen Stutzer sich noch einmal so wichtig wähnen, wenn ihr Kopfhaar mit Eleganz gepudert und gekräuselt ist, oder sowie der preußische Grenadier einen großen Werth auf seinen langen Zopf zu legen pflegt, wodurch doch, im Vertrauen gesagt, der Mensch eine Tendenz offenbart, den in alten Bibeln und erbaulichen Sonntagsbüchern abgemahlten Teufeln mit langen fürchterlichen Schwänzen lieber ähnlich zu werden als seinem Geschlechte. Überdies ist der Bart ein Zeichen der Freiheit bei den Türken; diejenigen, welche beständig um den Großherrn sind, wie z. B. die Bostanschi und andere Diener des Serails dürfen keine tragen und die nicht-muselmännischen Unterthanen der Pforte, die Juden ausgenommen, dürfen ihm oft nur unter gewißen Einschränkungen und Umständen, und wenn sie das funfzigste Jahr zurückgelegt haben, seinen freien Wachsthum lassen. Bei den

Griechen von Stande ist er z. E. nur denen von fürstlicher Abkunft erlaubt.

Die jungen Türken, die noch keinen starken Haarwuchs haben, lassen ihn zwar, bis sie gewiße Jahre erreichen, abscheeren und begnügen sich damit, einen Schnurrbart stehen zu lassen, sobald sie sich indessen verheirathen, müßen sie auch dem Kinnbarte Wachsthum verstatten. Ein Familienvater ohne Bart wäre bei den Türken eine Schande. Im Scheeren des türkischen Kopfs aber haben die Barbiere eine große Geschicklichkeit zu beweisen, ich glaube nicht, daß der geschickteste Pariser von dieser Zunft einen Muselmann in seiner Kunst befriedigen könnte. Es gehört eine große Gewandtheit dazu, den Bart da genau abzuscheeren, wo er hinwegkommen, an allen Orten stehen zu lassen, wo er stehen bleiben muß und überhaupt der Ganzheit desselben eine annehmliche schöne Form zu geben. Bei den Juden wird der Bart gar nicht geschoren, sie lassen ihn überall hervorkommen, wo es der Natur beliebt, dadurch aber erhalten sie bisweilen ein

wahres Bärenantlitz. Bei den Muselmännern hingegen bleibt der Bart in einer schönen Wölbung stehen, er wird nahe an der Nase auf den Backen, hinter den Ohren und unterm Halse weggenommen, er dient recht eigentlich dazu, das männliche Gesicht zu verschönern; aber nicht zu verwildern. Daher muß ich gestehen, daß der Bart bei den Juden oft Abscheu, bei den Türken hingegen Ehrfurcht in mir erweckt hat. Vielleicht, daß auch die ganze übrige Kleidung der Morgenländer etwas dazu beiträgt, genug es fallen einem dabei unwillkührlich jene uralten Kunden der Vorzeit ein, wie die Menschen noch, fern von jedem Produkt des Luxus, ein schönes patriarchalisches Leben durchwanderten und im frohen Genuß der Güter, die ihnen die Natur von selbst verlieh, ihre Tage verstrichen.

Dem Muselmanne ist ferner nichts heiliger als sein Bart, schimpft man auf denselben oder spricht nur mit Verachtung davon; so ist das eben so gut, als wenn jemandem in Europa die ärgsten Schimpfnamen beige-

legt würden. Bei ihm schwört der Türk, wenn er etwas betheuren will. Wollte ihn jemand an demselben ziehen; so würde das eine eben so große Beleidigung seyn, als gäbe ein Franke dem andern eine Ohrfeige. So verschieden ist alles bei den Morgen- und Abendländern, was bei diesen als unnütz weggeworfen wird, dient bei jenen zum Heiligsten des ganzen Körpers.

Bei uns lassen höchstens nur Missethäter und Kranke den Bart wachsen, der Türk hält den für ein Weib, der keinen haben wollte und da er sich unter Weib immer eine Sklavin denkt; so verbindet er damit zugleich den Begriff der Knechtschaft. Es kommt ihm eben so unnatürlich vor, den Bart abzuschneiden, als wenn jemand sich die Nase oder die Ohren absäbeln wollte. Man soll sogar Beispiele haben, daß Muselmänner, denen die Haare am Kinn wegen ihrer natürlichen Konstitution nicht wachsen wollten oder denen sie nach einer überstandenen Krankheit ausfielen, sich so sehr über dieses Mißgeschick grämten, daß sie ihre ganze übrige Lebenszeit sehr elend zu-

brachten und endlich, des Lebens selbst überdrüßig, starben. In der Türkei wünscht jeder, daß sein Bart zunehme, eben so sehr als bei uns die Mannsperson nach einer frischen Gesichtsfarbe strebt.

Wir haben jetzt den vorzüglichsten Theil des Körpers betrachtet, nämlich den Kopf und in der Ausschmückung desselben einen Totalunterschied zwischen dem Europäer und Türken bemerkt. Wir kommen nun zu dem demselben zunächst befindlichen Theile, dem Halse und welche große Verschiedenheit ist nicht auch da bei beiden Nationen in die Augen fallend? — Wie warm hält denselben nicht der Pariser und Londoner Elegant durch seine dicken Halstücher, wie sehr wird er nicht oft beim Militäir durch steife Binden und gleichsam feste Halsbänder zusammengeschnürt? — Von allen diesen Zierrathen weiß der Muselmann nichts, der ganze Hals bleibt bei ihm nackt und unbedeckt sowie die Ohren, und eben dieses ist es, was dem dunkeln Barte oft ein so schönes Relief giebt. Ist die Witterung rauh und unangenehm; so be-

gnügt er sich damit, einen mehr oder weniger feinen Shawl um seinen Hals zu hängen oder in mehrern Umgängen zu winden und diesen wirft er gleich ab, sobald er in ein Zimmer tritt.

(Ende des zweiten Bandes.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Chemnitz,
gedruckt bei C. G. Kretschmar.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Murhard, Friedrich Wilhelm August,

Gemälde von Konstantinopel

Bd.: 2

Penig [u.a.] (1804)

Turc. 96 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10787053-9